This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1. Hamburg. – Social life.

75¢ [illegible]

Borchardt

EST

Das

lustige alte Hamburg.

Zweite Hälfte.

Holzfreies Papier.

Das

lustige alte Hamburg.

Scherze, Sitten und Gebräuche unserer Väter.

Gesammelt

von

Dr. Albert Borcherdt.

Zweite Hälfte.

PUBLIC LIBRARY

Hamburg.
F. Dörling.
1891.

675442

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Druck von Pontt & v. Döhren, Hamburg.

Vorwort.

Dieſe zweite Abtheilung, welche das Buch „Das luſtige alte Hamburg“ zum Abſchluß bringt, bietet abermals im heitren Gewande eine Reihe kulturgeſchichtlicher Studien aus der Vergangenheit unſerer Vaterſtadt.

Möge das Buch ebenſo viele Freunde finden, wie ſein Vorgänger. Möge es den Leſer über trübe Stunden hinweghelfen und in ſeinem Herzen die Liebe zu unſerem ſchönen Heimathsort immer mehr befeſtigen.

Allen Denen aber, welche mich bei meiner Arbeit durch ihre werthvollen Mittheilungen unterſtützten, ſei an dieſer Stelle der wärmſte Dank ausgeſprochen.

Norderney, im Juli 1890.

Dr. Albert Borcherdt.

ПВКУКА
ЬЛВТІС
ИЕЛЛОЮК

Inhalt.

		Seite
1.	Wieder mitten drin	1
2.	Aus Hamburger Schulen	14
3.	Hamburger Straßenfiguren. II.	36
4.	Von alten Hamburger Gartenwirthschaften	53
5.	Von der Hamburger Schlachtzeit	81
6.	Vom Hamburgischen Booksbüdel	91
7.	Das tanzende Hamburg	120
8.	Von den Uhlen und alten Bürgerwachen	138
9.	Von originellen Hamburgern	160
10.	Von Hamburger Schaustellungen	175
11.	Von den Vorsetzen	207
12.	Vom Hamburger Taback-, Kaffe- und Theetrinken	229
13.	Vom Hamburger Dom	246
14.	Von einem Hamburger Stammtisch	269
	Anmerkungen	295

1.

Wieder mitten drin.

„Alles, was recht ist“, sagte der alte Herr Krogmann, als sich seine Gäste nach aufgehobener Tafel in das Rauchzimmer begeben hatten, „alles, was recht ist, aber das ist ja ein ganz verdeubeltes Buch! Ich lese sonst dergleichen Schriften nicht, denn meine freie Zeit ist bemessen und gehört meiner Zeitung, aber dieses Werk habe ich nicht eher aus der Hand gelegt, bis ich am Ende angekommen war. Das Herz ist mir ordentlich warm geworden, als ich die alte, gute, fröhliche Zeit wieder vor mir aufsteigen sah. Na, der Verfasser soll ja auch über Nacht so volksthümlich geworden sein, daß ihm, wie mein Sohn erzählt, die Jungen auf der Straße nachgerufen haben: „Kiek da geit dat lustige oole Hamborg!“ Schade, daß der gute Doktor sich nicht an mich gewandt hat, ich hätte ihm so manches alte Stückschen aus der Muuskist erzählen können, das seinem Werk nicht zur Unehre gereicht hätte. Gleich beim ersten Kapitel ist mir eingefallen, daß mein Freund, der Vorsteher des Museums für Völkerkunde, auch einst Gelegenheit gehabt hat, den Nutzen des Hamburger Feldgeschreis zu erproben. Das ist im Jahre 1874 gewesen, als Herr Lüders mit acht anderen Mitgliedern der Schäfferschen Liedertafel das Münchener Sängerfest besucht hat. Als

die neun Herren nun inmitten zahlloſer Deputationen, die aus allen Gauen Deutſchlands zu dieſer Feier herbeigeſtrömt waren, über die Thereſienwieſe zogen, ertönte plötzlich der Kommandoruf: „Bannerträger rechts abſchwenken“, worauf Herr Lüders, der die Fahne trug, in der angegebenen Richtung nach der Bavaria hinauf marſchirte, während die übrigen Hamburger ihren Weg im Zuge weiter fortſetzten. Oben bei der Bavaria angelangt, nahmen die Standartenträger Aufſtellung und hatten nun auf ihrem erhabenen Standpunkt die beſte Gelegenheit, das zu ihren Füßen bei einbrechender Dunkelheit abgebrannte großartige Feuerwerk zu bewundern. Als nun dieſes Schauſpiel beendigt war, ſind ſämmtliche Bannerträger wieder hinabgeſtiegen, um ihre Genoſſen aufzuſuchen. So auch Herr Lüders, aber wie ſchwindelte es unſerm Hamburger Fahnenträger vor den Augen, als er unten angelangt, die ganze große Thereſienwieſe mit vielen Tauſenden Feſtgenoſſen bedeckt fand, die alle an langen Tafeln ſaßen, und, die Maßkrüge vor ſich, dem köſtlichen Münchener Gerſtenſaft zuſprachen. Eine helle Verzweiflung ergriff unſern Landsmann, denn wie ſollte er aus dieſer zahlloſen Menſchenmenge das kleine Häuflein Hamburger herausfinden. Schon wollte er den Muth ſinken laſſen, als er ſich plötzlich des Hamburger Feldgeſchreis erinnerte. Neu belebt von dieſem, ihm zur rechten Zeit in den Kopf kommenden Ausweg, ſchritt er raſch auf die Tiſche zu und ließ mit Stentorſtimme in eine jede der ſchier endloſen Reihen hinein den langgezogenen Ruf „Hummel“ erſchallen. Der gute Gedanke ſollte belohnt werden. Schon bei der achten Reihe kam auf ſeinen Ruf aus weiter Ferne die von acht kräftigen Männerſtimmen gegebene richtige Antwort zurück. Der Hamburger Bannerträger hatte vermöge unſeres heimiſchen Feldgeſchreis ſeine Landsleute wiedergefunden.

Aber nicht Jedem hat der Spitzname des alten Hamburger Wasserträgers Vortheil gebracht. Davon hat ein wackerer Kapitain einer unserer großen Schifffahrtsgesellschaften, der Hummel hieß, ein Lied singen können, da er wegen seines ehrlichen Namens von übermüthigen Spaßvögeln so viel leiden mußte, daß er, um der nicht mehr zu ertragenden Hänselei ein Ende zu machen, beim Senat darum einkam, sich anders nennen zu dürfen, was ihm denn auch gestattet worden ist.

Von dem Schnellläufer Steierpust, von dem da allerlei Spaßiges erzählt wird, weiß ich auch noch ein Stück. Dieser Mensch, der im Jahre 1871 in Altona verstorben ist, lief, weil die Eisenbahn damals noch nicht existierte, als Expreßbote zwischen Altona und Kiel. Im December 1852 hat er sich nun unter großem Zulauf trauen lassen; aber seine Schnellläuferkunst mußte wohl ansteckend sein, denn schon am nächsten Morgen ist seine junge Frau unter Mitnahme ihrer eingebrachten Aussteuer auf und davon gelaufen. Steier wollte seinen Kummer dadurch betäuben, daß er noch am selben Tage dem Publikum seine Kunst vorzuführen suchte, aber die Polizeibehörde legte ihr Veto ein, worauf der empörte Künstler schnurstracks nach Kopenhagen lief, um sich vom dänischen König seine abgelaufene Schnellläufer-Concession erneuern zu lassen.

Vetter Kirchhof habe ich persönlich gut gekannt und hätte ich dem Verfasser auch hier mit einigen Döntjes dienen können. Da weiß ich z. B. einen Scherz, den der Eulenspiegel mit einem Apotheker trieb, der es verdient aufbewahrt zu werden.

An einem Abend, als ein sehr kalter Ostwind wehte, wollte nämlich Kirchhof, der wie gewöhnlich bis spät in die Nacht hinein in der Kneipe gesessen hatte, nach Hause zurückkehren. Als er nun die Ellernthorsbrücke

paſſirte, wehte der Sturm ihm den Hut weg und trieb denſelben in das dort belegene Fleet. Was war da zu thun? Die Hutläden waren längſt geſchloſſen und mit unbedecktem Kopf durfte der Erhitzte, ohne ſich der Gefahr einer Erkältung auszuſetzen, den weiten Heimweg nach St. Annen nicht antreten. Raſch entſchloſſen eilte der luſtige Leinenmakler nach der nächſten in der Neuſtädter Fuhlentwiete belegenen Apotheke und begann dort ſtürmiſch an der Nachtglocke zu läuten. Eiligſt kam der Beſitzer der Apotheke im Schlafrock und mit einer weißen Zipfelmütze auf dem Kopf in ſeine Officin, ſchob das kleine Fenſter, welches in den älteren derartigen Geſchäften den Verkehr mit dem auf der Diele ſtehenden Publikum vermittelte, in die Höhe und ſagte, nachdem er den Kopf hindurchgeſteckt hatte und den Kunden erkannte: „Ach, mein lieber Herr Kirchhof, was iſt denn bei Ihnen paſſiert und welcher Arznei bedürfen Sie?“ — „Ich möchte ein Mittel gegen Erkältung haben“ entgegnete der Eulenſpiegel. Sprach's und riß dem überraſchten Apotheker die Zipfelmütze ab, zog ſie ſich über ſeinen eigenen Kopf und ſtürzte, ohne ein weiteres Wort zu verlieren davon, um mit ſeiner ihn gegen Wind und Wetter ſchützenden warmen Kopfbedeckung ungefährdet ſein Haus zu erreichen. Am andern Morgen aber ſchickte der Leinenmakler ſechs neue weiße Nachtmützen mit ſeinem beſten Dank für die ihm verabreichte heilſame Arzenei nach der Fuhlentwiete.

Auch nicht ſchlecht iſt der folgende Witz: Als die großen neumodiſchen Ladenſcheiben die alten, mit kleinen Fenſtern verſehenen Ausbauern verdrängten, glaubte auch Kirchhof's langjähriger Barbier nicht hinter ſeiner Zeit zurückbleiben zu dürfen und ließ ſeine Geſchäftsſtube mit einer großen Spiegelſcheibe verſehen, ſo daß die Vorübergehenden deutlich ſehen konnten, wie ſeine Kunden von ihm bedient wurden. Dieſe neue Einrichtung verdroß

unſern Kirchhof ſehr. Er faßte ſich aber und ſagte zu ſeinem Raſeur: „Wenn denn ſchon heut zu Tage in allen Dingen Oeffentlichkeit herrſchen ſoll, ſo muß dies auch in vollſtem Maße geſchehen. Setzen Sie einen Stuhl auf den Jungfernſtieg hinaus und verrichten Sie dort Ihre Arbeit an mir!“ Von dieſem Tage an mußte der Barbier ſeinen Kunden täglich auf der Straße einſeifen und raſieren, zum hellen Jubel der ihn umzingelnden Menge, welche den gravitätiſch mit der weißen vorgebundenen Serviette daſitzenden Spaßvogel nicht eher verließ, als bis der Barbier ſeine Arbeit beendigt hatte.

Vielen Aerger haben die zu Anfang der 40ger Jahre aufkommenden, nach ihrem Erfinder, dem engliſchen Chemiker Charles Mackintoſh benannten, Regenröcke unſerm Kirchhof bereitet. Dieſe Röcke fanden hier bald großen Anklang, Jeder wollte ein ſolches Kleidungsſtück beſitzen, nur Kirchhof ſuchte die neue Mode lächerlich zu machen, indem er ſeinem Hund einen Mackintoſh anmeſſen ließ und darauf das modiſch gekleidete Thier ſpazieren führte. Alles lachte, aber die Sucht, mit dem neuen Kleidungsſtück zu prunken nahm trotzdem von Tag zu Tag einen größeren Umfang an und bald gingen alle Herren ſelbſt bei hellſtem Sonnenſchein, ihre Regenröcke, das weiß und ſchwarz karrierte Futter nach außen gekehrt, auf dem Arm tragend, im Jungfernſtieg ſpazieren. Vergebens war der Spott der geringen Leute, welche laut riefen: „Kiek de fienen Lüd hefft jem ehr Betttüg övern Arm!“ — Als nun aber auch jeder Herr ſelbſt beim trockenſten Wetter mit ſeinem geliebten Mackintoſh zur Börſe kam, ſo daß ſich daſelbſt ein unerträglicher Kautſchukgeruch verbreitete, erſchien Kirchhof eines Tages in blendend weißem Anzug mit einer großen, aus Mackintoſh-Stoff gefertigten Hoſe in der Hand. Dieſer ſich Tag für Tag wiederholende Spaß

erregte allgemeine Heiterkeit, aber noch größer wurde der Jubel, wenn der Witzbold bei eintretendem Regenfall mitten auf der belebteſten Promenade eiligſt einen Beiſchlag beſtieg, um von dort aus zur größten Freude der Jugend in ſeine waſſerdichten Hoſen hineinzuſteigen, damit, wie er Allen erklärte, die Näſſe ſeinen Beinen nicht verderblich würde.

So gerne Kirchhof einen luſtigen Schabernack ausübte, ebenſo bereitwillig ſprang er Denen, welche ſich in Noth befanden, bei.

Einſt wurde eine arme Frau, die noch nach elf Uhr eiligſt das Thor paſſiren mußte, von dem Sperrgeldeinnehmer zurückgewieſen, weil ſie nur einen preußiſchen Thaler bei ſich hatte und der Officiant ſich darauf ſteifte, nicht wechſeln zu brauchen, da er nur nöthig habe kleines Hamburger Geld anzunehmen. Als ſich ein immer größerer Menſchenkreis um die weinende Frau, die ſich nicht zu helfen wußte, ſchaarte, kam auch Kirchhof hinzu. „Kinners da möt wi toſpringen" rief der joviale Herr und begann Jeden der angeſammelten Menge um einen Hamburger Dreiling anzuſprechen. Bald hatte er das zwölf Schillinge betragende Sperrgeld beiſammen und trat nun, begleitet von dem lachenden Volk an den Sperrſchalter, wo er dem Einnehmer den Haufen Dreilinge hinlegte. Vergebens erhob dieſer Einſpruch gegen die kleine Münze. Da es Hamburger Geld war, wie er verlangt hatte, ſo mußte er ſich daran machen, die 48 Dreilinge durchzuzählen und hatte ſomit eine größere Mühe, als wenn er den Thaler gewechſelt hätte.

Eines Tages paſſirte Kirchhof ein wenig angetrunken das Thor. Der die Wache habende Lieutenant, ein Bekannter des Leinenmaklers, trat, um den luſtigen Herrn zu foppen, auf die Straße und rief: „Mein lieber Kirchhof, ich ſehe, Du biſt in einem ſtark angeheiterten Zu-

ſtande, ſo daß es unverantwortlich von mir wäre, wenn ich Dich ungeleitet nach Hauſe gehen ließe. Ich will Dir deshalb einen Gardiſten mitſchicken.“ Vergebens verbat ſich Kirchhof die ihm unwillkommene Begleitung, der ſpaßhafte Lieutenant ließ ſich nicht abhalten, einen biederen Bürgergardiſten zu beauftragen, den Angetrunkenen nach Hauſe zu führen. Es mochten wohl einige Stunden verfloſſen ſein, der Gardiſt war noch immer nicht zurückgekehrt, als Kirchhof in ſtrammſter Haltung wieder am Thor erſchien und ſich dem Lieutenant melden ließ. Als dieſer erſtaunt erſchien und nach dem Verbleiben ſeines Gardiſten fragte, entgegnete der luſtige Dicke: „Ja, mein Junge, wenn Du mir künftig wieder einen Mann mitgiebſt, ſo mußt Du einen Menſchen ausſuchen, der mehr vertragen kann. Ich habe meinem Begleiter unterwegs eine kleine Herzſtärkung reichen laſſen und deshalb zwei Stunden hindurch mit ihm auf dem Baumhauſe gekneipt. Jetzt liegt er dick und duhn unter dem Tiſch. Schick nur einen Korb hin und laß ihn holen!“ Sprachs und marſchirte wie auf dem Strich wieder in die Stadt hinein.

Bei der Beerdigung Kirchhofs, von welcher der Doktor erzählt, daß hinter dem Sarg ein Poſſenſpiel aufgeführt worden, bin ich ſelbſt zugegen geweſen und hat ſich die Sache ſo zugetragen: Als Kirchhof eines Tages im Alſterpavillon ſaß, war er Zeuge, wie ein bejackter, aber ſonſt ſehr ordentlich ausſehender Mann von dem Wirth hinausgewieſen wurde, weil ſeine Kleidung Anſtoß errege. Der Leinenmakler interpellierte den Beſitzer des Lokals deswegen, erhielt aber zur Antwort, daß er nur Leute, die einen Rock trügen, in ſeiner Wirthſchaft dulde, da dieſe Kleidung ihm dafür bürgen müſſe, daß ſein Haus ein Sammelplatz der guten Geſellſchaft bliebe. Der Eulenſpiegel entgegnete nichts, ſondern entfernte ſich, um bald darauf mit einem Eckenſteher oder Löwen zurückzukehren,

der einen allerdings sehr zerlumpten Rock trug, worauf er mit seinem Begleiter an einem mitten im Pavillon stehenden Tisch Platz nahm, und den Menschen dann freigiebig traktierte. Vergebens erhob der Wirth Einspruch gegen den unwillkommenen Gast. Kirchhof berief sich darauf, daß der Besitzer des Pavillons erklärt habe, der Rock bürge dafür, daß ein Mensch anständig sei und rief die Anwesenden als Zeugen auf. Alles stimmte ihm denn auch lachend bei, so daß der Gastwirth sich bescheiden mußte. Nachdem der Löwe sich die ihm in überreichlichem Maße gespendeten Speisen und Getränke hatte schmecken lassen, schlug Kirchhof seinem Schützling vor, mit ihm Brüderschaft zu trinken, da der Wirth dann nicht wagen dürfe, seinem Duzbruder etwas anzuhaben. Der Gelegenheitsarbeiter war natürlich gern dazu bereit, worauf die Beiden allsobald nach aller Form Schmollis tranken. Der Leinenmakler aber gab dann seinem neuen Bruder das Versprechen, für den Fall, daß derselbe ihm im Tode voranginge, seinem Sarge in einer vierspännigen Kutsche zu folgen, wohingegen der Kümmelbruder sein Wort geben mußte, daß, falls er Kirchhof überleben sollte, er bei des Maklers Begräbniß nicht fehlen wolle. Diese Geschichte hat der Pennenbruder seinen Genossen oftmals erzählt und in der Erinnerung noch lange in den ihm damals gespendeten Genüssen geschwelgt. Als er nun eines Tags erfuhr, daß Kirchhof gestorben wäre, hat er sich seines Versprechens erinnert, und sich, von seinen Kollegen in seinem Vornehmen bestärkt, angeschickt, seinem Duzbruder das letzte Geleit zu geben. Da er sich aber zu dem trüben Gange übermäßig gestärkt hatte, so ist er im schwer trunkenen Zustande mit einem Besen auf dem Rücken hinter dem Sarge einhergeschwankt. Seine Kollegen aber hatten zum Ueberfluß dem Sinnlosen einen Hering anstatt eines Zopfes angebunden, wodurch eine Menge

Menſchen angelockt worden ſind. Vergebens verſuchte das Gefolge den Menſchen zu bewegen, nach Hauſe zu gehen, da dieſer darauf beſtand, ſein dem Verſtorbenen gegebenes Verſprechen halten zu müſſen, und unentwegt hinter dem Sarge einhertorkelte. Erſt als der Zug am Catharinenkirchhof vor dem Dammthor angelangt war, konnte man ſich des Löwen entledigen, worauf die Beerdigung, nachdem der Organiſt Demuth durch ſein ſchönes Orgelſpiel in der Kapelle die feierliche Stimmung wieder hergeſtellt hatte, ungeſtört zu Ende gebracht worden iſt.

Als Bierfreund habe ich das Kapitel von der Gambrinusſtadt mit vielem Intereſſe geleſen. Es iſt mir dabei wieder ins Gedächtniß gekommen, daß in Folge eines im Jahre 1766 von der Patriotiſchen Geſellſchaft ausgeſchriebenen Preiſes hier ein Patriotenbier gebraut wurde, das als ein angenehmes Weißbier vielen Beifall fand. Auch ein kleines ſeiner Zeit beliebtes Impromptu aus den funfziger Jahren, zu welcher Zeit unſer Bier herzlich dünn war, iſt mir wieder eingefallen. Es lautete:

„Wie kommt's, daß immer dünner wird das Bier?
War's ſonſt doch ſtärker und auch bill'ger ſchier!"
So fragt der Schneider S. den Brauer Boſtelmann.
Doch der verſetzt und zündet ruhig die Cigarre an:
„An uns liegt's wahrlich nicht, laß mich damit in Ruh';
Wir nehmen jetzt ſo viel als ſonſt an Malz und Hopfen,
Und Waſſer — wahrlich dreimal mehr als ſonſt dazu.'

Im Jahre 1861 wurde hier ſogar ein Schillerbier gebraut, von dem die Brauerei der Tochter Schiller's, der Frau von Gleichen-Rußwurm zwölf Flaſchen ſandte. Die alte Dame beſtätigte, daß ihr das Hamburger Schillerbier beim Mittageſſen vorzüglich gemundet hätte und wünſchte von ganzem Herzen, daß die Brauerei mit ihrem Bier noch Manchen ſtärken und laben möge. Der Wunſch iſt nicht in Erfüllung gegangen,

denn die Schillerbrauerei in Eilbeck ist längst von der Bildfläche verschwunden.

Die lustigen Wirthe, von denen uns das Buch erzählt, habe ich alle gekannt. Von Baetcke, der später Taschenspieler war und dann mit künstlich ausgeschnittenen Lampenschirmen hausierte, weiß ich auch noch einen Scherz zu erzählen. „Ich warte auf" hatte einst eine Annonce erlassen, in welcher er verkündete, daß am Abend eine Gesellschaft von vierzig Naturſängern in Nationalkostümen in seinem zu diesem Fest in einen Garten verwandelten Lokal ein großes Vokalkoncert geben würden. Am bewußten Abend haben sich denn auch sehr viele Gesangliebhaber nach der Baetcke'schen Wirthschaft begeben, deren Schenkzimmer durch einige Lindenbaumzweige dekoriert war. An der Wand aber hingen vierzig Bauer mit Grashüpfern, welche grünen Naturſänger denn auch alsbald im Chor ihren Gesang ertönen ließen unter allgemeinem Gelächter der gefoppten Gesangfreunde.

Wilhelm Hocker hat mir seiner Zeit Wein geliefert und besitze ich ein Portrait von ihm, das mit einem Verse aus seinem Gedicht „Telegraphen-Gruß" versehen ist. Der Vers lautet:

„Du des Geistes Sonnenblume, werde nimmer fahl und welk;
Bau der Freiheit einen Tempel von granitenem Gebälk.
Feiges Treiben der Philister, deren Herz und Hirn verknöchert,
Werde von des Witzes Pfeilen und vom eig'nen Rost durchlöchert."

Das Bild mit der genannten Ueberschrift prangte damals an den Fenstern aller Kunsthändler und erregte durch die überschwengliche Lobpreisung des Dichters Anstoß. Alsbald erschien in einer hiesigen Zeitung die folgende Parodie des Verses:

„Du des Unsinns Wucherblume, werde immer fahl und welk;
Thronend in der Selbstsucht Tempel aus wurmstichigem Gebälk.
Treib', als Seitenstück zu Schleier, Thorheit, die Dein Hirn verknöchert,
Diesen Kopf, so süßlich lächelnd, hat der inn're Rost durchlöchert!"

Den größten Spaß im Buch aber haben mir die Erzählungen vom Spielbudenplatz bereitet. Schon als kleiner Knabe ſtand ich ſtundenlang vor dem Polichinellkaſten und konnte mich an Kaspars luſtigen Streichen nicht genug amuſiren. Am ſchönſten waren die Zwiſchengeſpräche, die oftmals zwiſchen Kaspar und dem Publikum ſtattfanden. Als einmal „Putſchenelle" damit renommierte, daß er ein flinker und quicker Kerl ſei und hinzufügte, er ſtamme aber auch aus Quickborn, rief eine ſich unter den Zuſchauern befindende bäueriſche Trockenamme erſtaunt aus: „Da bün ik je ook her." Kaspar benutzte natürlich die Gelegenheit, das naive Mädchen nach den internſten Angelegenheiten ihres gemeinſamen Geburtsortes Quickborn auszufragen, worauf die treuherzige Perſon, ganz in der Illuſion befangen, mit einem Landsmann zu ſchnacken, redlich Antwort gab, bis das ſchallende Gelächter der Umherſtehenden ſie endlich erkennen ließ, daß es nur auf eine Fopperei abgeſehen ſei, worauf ſie unter Schelten auf den vollen, aafigen Putſchenelleknecht entfloh.

Vor Beginn der Vorſtellung fragte Kaspar gewöhnlich, indem er ſich zu den in den erſten Reihen ſtehenden Kindern niederbeugte: „Jungens, ſünd Ji ook alltoſamen da?" Antworteten die mit der Frage noch unbekannten Knaben dann mit einem lauten „Jawohl, Kaspar", ſo ertönte aus Putſchenelle's Mund die allgemeinen Jubel erregende, meiſt zutreffende Antwort: „Drum rükt dat hier ook ſo!"

Als größerer Junge beſuchte ich da meine Eltern auf St. Pauli wohnten, das Theater im Hotel de Nelſon. Eines Tages hatte ich mich mit meinen Freunden wie gewöhnlich auf den erſten Platz durchgeſchmuggelt. Noch triumphierend über den gelungenen Koup, ſaßen wir Knaben vor Beginn der Vorſtellung in langer Reihe, mit den Beinen baumelnd, auf der Rampe

der Bühne, dem Publikum die Geſichter zugekehrt, damit uns auch ja nichts von dem verloren ginge, was etwa im Zuſchauerraum paſſirte. Unterdeſſen hatte ſich, ohne daß wir es bemerkten, geräuſchlos der Vorhang gehoben. Auf der Bühne ſtanden die Kreuzritter, welche, als ſie uns erblickten, auf einen Wink ihres Anführers, ihre Rolle Rolle ſein ließen, und ſich ganz leiſe voll boshafter Argliſt in den Vordergrund an die Rampe, auf welcher wir thronten, hinanſchlichen. Während wir Argloſen, noch in dem Kokettieren mit dem Publikum Verſunkenen vergeblich die Heiterkeitsurſache der vor uns mit grinſenden Geſichtern daſitzenden Zuſchauer zu enträthſeln ſuchten, hatten ſämmtliche grimmen Ritter den einen Fuß erhoben und auf ein ſtummes Zeichen des Anführers erhielt jeder Junge einen kräftigen Tritt auf die Rückſeite ſeines Körpers, daß er unter dem losbrechenden Jubel des Publikums wie ein Federball mitten zwiſchen die Parterre-Beſucher hineinflog. Nach dieſer Exekution nahm dann das Stück in feierlicher Weiſe ſeinen Anfang.

Des im Jahre 1878 verſtorbenen Direktors Dannenberg erinnere ich mich ſehr wohl, desgleichen ſeiner Vorgänger. Einmal wohnte ich in einem der kleinen Theater des Spielbudenplatzes einer Vorſtellung des Hamlet bei. Der Direktor, noch ganz erhitzt von der Anſtrengung, die es ihn gekoſtet hatte, noch nachträglich einiges Publikum zum Eintritt in ſein Theater zu bewegen, hatte glücklich wieder das Podium erklommen, um ſich als Hamlet dem Geiſt ſeines Vaters gegenüberzuſehen. Tiefe Stille herrſchte im ganzen Hauſe und mit einem geheimen Grauen ſah man das fürchterliche Geſpenſt daherkommen. Der dumpfe Druck, der auf den Zuſchauern laſtete, löſte ſich aber plötzlich in eine wohlthuende Heiterkeit auf, da Hamlet, der das merkwürdig hin- und hertaumelnde Geſpenſt eine Weile mit kritiſchem

Blick gemuſtert hatte, plötzlich ſeinen Vater mit den Worten anſchrie: „Minſch, Du büſt ja all webber beſapen!“ Um einen feſten Standpunkt zu gewinnen, lehnte ſich darauf der Geiſt, der ſehr erſchrocken war, daß der Direktor ſeinen Zuſtand erkannt hatte, gegen ein Roſengebüſch, welches koſtbare Verſetzſtück bei jeder paſſenden und unpaſſenden Gelegenheit die Bühne zu zieren hatte. Dieſes Dekorationsſtück mußte aber wohl im Lauf der Zeiten morſch geworden ſein, denn plötzlich gab es dem Druck der Schattengeſtalt nach und brach mit einem lauten Krachen zuſammen. Eine Weile ſtand Hamlet, unter der Schminke erblaßt, ſprachlos da, dann aber ſtürzte er unter ungeheurem Beifallgeſchrei der Zuſchauer, die den Prinzen durch ein lautes „Nei em“ anzufeuern ſuchten, auf ſeinen Vater los, ſchüttelte ihn, bis das Geſpenſt das Bettlaken, in welches es ſich gehüllt hatte, verlor und ſchrie mit wutherſtickter Stimme: „Dat ſaſt Du mi betaalen!“

Bei dieſer Erzählung des alten Herrn Krogmann war die Geſellſchaft in ein allgemeines Gelächter ausgebrochen. Die Frau des Hauſes aber, die unbemerkt das Rauchzimmer betreten hatte, ſagte, als ſich die Heiterkeit gelegt hatte: „Bitte, bitte meine Herren, kommen Sie doch in den Salon! Die Damen lieben auch die Erzählungen aus dem luſtigen alten Hamburg und wie ich höre, ſind Sie ja jetzt wieder mitten drin!“

2.

Aus Hamburger Schulen.

Jugend hat keine Tugend, dieſes Sprichwort hat von jeher auch in Hamburg ſeine Gültigkeit gehabt. Schon in alten Zeiten haben die hieſigen Lehrer, deren Amt es war, den Kindern nicht nur allerlei nützliche Kenntniſſe beizubringen, ſondern ſie auch zu einem geſitteten und geſetzten Betragen anzuhalten, ihre liebe Noth gehabt, die überſchäumende Kraft der noch nicht durch die Schwere des Lebens niedergedrückten jungen Generation nur einigermaßen zu zügeln, damit ſie den ehrbar einherſchreitenden Erwachſenen, die ihre eigenen Jugendthorheiten längſt vergeſſen hatten, nicht allzugroße Aergerniß bereitete.

Nachdem im Jahre 1529 die braven Dominikaner aus ihrer beſchaulichen Ruhe aufgejagt worden waren und man ſie aus ihrem an der kleinen Alſter, gegenüber den jetzigen Alſterarkaden belegenen Heim, dem Johanniskloſter, theilweiſe mit Gewalt hinausgebracht hatte, gründete der würdige Bugenhagen in den verlaſſen daſtehenden Kloſterräumen die Johannisſchule. Schon wenige Jahre nach dem Entſtehen der neuen Schule wurde es nöthig, um dem Muthwillen der die Schule beſuchenden Kinder zu ſteuern, eine Schulordnung zu erlaſſen und können wir aus dieſen um 1537 herausgekommenen Geſetzen erſehen, daß die liebe Jugend vor mehr denn dreihundert Jahren dieſelben kleinen Privatliebhabereien beſaß, wie unſere heutige junge Welt. Da heißt es von den Schülern, die täglich im Zuge über die Straße nach der

Kirche zu gehen hatten, um, wie es damals Sitte war, auf dem Chor zu ſingen, daß ſie auf dieſem Wege „nich ſnakken, murren un luthbar ſyn, ook nich een den andern mit Dreck, Schnee un Steene werpen, edder mit den Föten edder Hacken ſtöten“ ſollten. „In de Kercke averſt ſchälen ſe nich mit den Föten ſtrampeln un in de Scholen hen unde wedder herümmer lopen, as wenn ſe däſig wären, edder gar äver de Bancken huppen, edder ſpringen glick eenen Heiſter unde Boock-Fincken, ook nich mancherley dulle Gebehrden maken, edder äverlud ſchryen, as wenn ſe nich wohl by Sinnen wären. See ſchälen keene andere Böcker, de ſe nich gebruken unde nich nöhdig hebben, mit ſick in de Schole ſchlepen, ook nich ehre eegene, vehl weniger der andern Kinder Böcker beſchmutten, beſuddeln, beklicken edder thoriethen, as de unardigen Schlingels tho dohn plegen, un ſick malekander damit nich um de Köppe ſmieten, noch üm de Ohren ſlaan, ſe ook nich krümmen unde under de Bänck edder in de Winkeln werpen, dat ſe de Müſe upfrethen. De Kinder ſchälen ook nich eene mit dem andern mit de Böckern, Schryf-Tafeln, Schryf-Feddern, Papier, edder wat ſe ſüſt hebben, kühtbühten, edder ſchachern. De des Mitteweckens nah de Mahltydt, wenn man ſine Scripturas ſchryven unde macken ſchall, up den Kerckhäven, in den Klöſtern, Kercken, up den Märckden, edder ſüſt an andern Orden ſpehlen unde ut den Dohren ahne ehrer Oeldern Värloff gahn, edder in de Scheppen ſtiegen, edder an dat Water gahn unde ſick baden un ſchwemmen, glick alſe de Göſe, edder de Entchen, edder angeln un fiſchen, de alle thohopen ſchälen ſchwerlicken geſtrafet werden. Dolche, Meſſe, Degens ſchall keen Kind mit in de Schole bringen, de äldeſten averſt mögen Schryve-Meſſen by ſick hebben, dat ſe tho den Feddern gebrucken, wenn ſe de willen torechte ſniden. Wat man im Huſe findet, dat ſchall man den Oeldern

geven, unde wat man in de Scholen findet, dat ſchall man den Praeceptoribus geven unde nich in ſinen Sack ſtecken unde mit ſick nehmen. Neemand ſchall ock mit Steenen, Dreck oder Schnee andere Lüde werpen, edder nah den Perden, Köhen, Oſſen, Schwynen ꝛc. ſchmieten, ock ſchall keener den andern mit Füßen ſchlaan, ock ſchall neemand mit Steenen ny up een Hus, edder up dat Kercken-Dach werpen, edder de Finſter uthe ſchmieten. Wy hebben ock erfahren, wo etliche der Schöler uth der Herren Marſtall mit den Perden thom Water in de Tränke unde Schwemme plegen to ryden unde den Hus-Luden, wenn ſe to Marckte kamen unde afgeladen hebben, up ehre Wagen tho ſtiegen unde damit wegtofahren, dat de Huß-Mann nahlopen unde ropen unde flöcken muth, den Wagen wohl gar umſmieten unde de Peerde löpiſch maken, dat de Wagen in Stücken geiht unde twey bracken wird. Derowegen gebeden wy, dat ſülckes nicht mehr geſchehe, ſünſt ſchölde de Hus-Mann, den ſe ſo mit ſinen Wagen un Perde verꝛeren, eenen edder den andern eene Dracht Släge recken, unde ehme eenen Quaſt up den Kop geven. Ock ſchall Neemand von den Schölern up de Kercken Törme, edder up de Stadt Mühren ſtiegen, denn dat ſteiht ehme nicht wohl an unde iſt recht ſtraatenhaftig."

Ob die damaligen Herren Schüler nunmehr dieſen Geboten ſtrenge nachgelebt haben, iſt uns nicht berichtet worden, muß aber in gelinden Zweifel gezogen werden, da in einer etwas ſpäteren Schulordnung die Pädagogen ermahnt werden, ſie ſollten ſich nicht ſchämen, bei Gelegenheiten, wo ſie die Kinder in die Kirchen oder zu Begräbniſſen führten, wo dieſelben ſingen ſollten, Stöcke und Ruthen mitzunehmen, doch wird hinzugeſetzt, daß ſie dieſelben mit Vernunft gebrauchen ſollten, um den Kindern das zur Schule gehen nicht überdrüſſig zu machen.

Wenn die derzeitige Schuljugend ein wenig ſehr

außer Rand und Band geweſen iſt, ſo haben die Herren Lehrer einen guten Theil Schuld daran getragen, daß im Johanneum nicht alles ſo geweſen iſt, wie es wohl hätte ſein können. Der gute Hamburger hat, wie es damals überall in der Welt ging und Gott ſei es geklagt noch theilweiſe heute geht, ſtets willig und gern einen Jeden verdienen laſſen, denn Leben und Lebenlaſſen war ſtets ſeine Parole, nur den Schulmeiſter nicht, dem er merkwürdiger Weiſe, wie man zu ſagen pflegt, nicht das Weiße im Auge gegönnt hat. Ob die Herren Lehrer von jeher zu beſcheiden und ſchüchtern in ihren Forderungen waren, oder ob in dieſem Fach ſtets ein zu großes Angebot geweſen iſt, mag dahingeſtellt bleiben, das aber iſt gewiß, daß der alte Hamburger den Praeceptoren des Johanneums für die viele Mühe und Plage, die ſie mit ſeinen Kindern hatten, ein Honorar gab, für das er keinen Hausknecht halten konnte. Das Gehalt z. B., das die Stadt am Anfang des 17. Jahrhunderts den Lehrern am Johanneum auszuzahlen pflegte, betrug je nach dem Rang des Einzelnen jährlich zwiſchen achtzig und zweihundert Mark Courant, ſo daß die gelehrten Herren natürlich ſelbſt in der damaligen wohlfeilen Zeit bei dieſem üppigen Einkommen direkt verhungert wären, wenn man ihnen nicht gnädigſt geſtattet hätte, ſich ein Nebeneinkommen zu verſchaffen. Dieſes beſtand darin, daß die Herren Lehrer ſowohl bei Hochzeiten wie auch hauptſächlich bei Leichenbegängniſſen durch ihre Gegenwart glänzen durften, wofür ſie honorirt werden mußten. Dies geſchah willig, da man beſonders bei Begräbniſſen die Vornehmheit der Leiche nicht nur nach der Gegenwart des Kantors mit ſeinen Knaben, ſondern auch nach der Anweſenheit von einer mehr oder minder großen Zahl von Gelehrten abſchätzte. Durch dieſes häufig ſtundenlang andauernde Fortbleiben des Lehrers von der Schule litt natürlich die

Disciplin außerordentlich und machte sich die liebe Jugend das Fehlen der Praeceptoren weidlich zu Nutze nach dem Sprichwort: wenn die Katze nicht zu Hause ist, tanzen die Mäuse auf dem Tische. Diese Fehlerquelle ist nun allerdings im Laufe der Zeiten verschwunden, da sich nach und nach anstatt der Tagesbegräbnisse die sogenannten Abendleichen mit Laternenbegleitung einführten und man wohl nach dem Wort „bei Abend sind alle Katzen grau“ des Lehrerprunks glaubte entbehren zu können, um mit dem so gesparten, nicht unbedeutenden Honorar andere auch bei der Dunkelheit bemerkbare Luxusartikel zu bestreiten. Das hat denn die armen Lehrer, die ja auf diese Leichenhonorare angewiesen waren, sehr geschädigt. Zwar hat der Rath, um den Staatssäckel zu schonen, im Jahre 1692 Allen geboten, einerlei, ob sie bei den Abendleichen der Lehrer bedurften oder nicht, einem jeden der Praeceptoren des Johanneums 6, 8, respekt. 12 Schillinge zu zahlen, aber dieses Gebot ist zum Schaden der Betreffenden meistens umgangen worden. Mit den Lehrern litten auch jene armen Schüler, die ihre Praeceptoren bei den Begräbnissen zu begleiten pflegten und dafür natürlich ebenfalls honorirt wurden. Da diese Jungen aber das Johanneum nur des gedachten Gewinnes halber besuchten, sind sie, sobald die Einnahmen fortfielen, auch nicht mehr in die Schule gekommen, wodurch die Lehrer, welche von den Schülern, die in ihrer Klasse saßen, ein kleines Schulgeld zu beziehen hatten, wiederum empfindlich an ihrem Einkommen geschädigt sind. Diesen Ausfall suchten die armen Lehrer dadurch auszugleichen, daß jeder Praeceptor die in seiner Klasse befindlichen Kinder möglichst lange unter seiner Obhut behielt, um so viele Jahre hindurch das Schulgeld von jedem Einzelnen zu beziehen. Für das nicht erfolgende Aufrücken mußte der Lehrer natürlich seinen Schülern das Leben in seiner

Klasse möglichst angenehm zu machen suchen, indem er stets den liebevollen, nachsichtigen Mann spielte, der beim Uebertreten der Schulgesetze abseiten der Knaben sich blind stellte, um nur die Kinder nicht zu erzürnen und dann durch ihr Verlassen seiner Klasse der bittersten Noth anheimgegeben zu werden. Selbst der Rektor, der doch diesem schlimmen Unwesen hätte steuern müssen, machte es zu Zeiten nicht besser, als die übrigen Lehrer. So wird von dem im Anfang des 18. Jahrhunderts hier angestellten Rektor Hübener erzählt, daß er die Kinder mit Ueberspringen der übrigen Klassen in die Prima versetzte, um nur für seine Person mehr Schulgeld zu ernten, wie er auch, um die Kinder anzulocken und sich bei ihnen angenehm zu machen, den Schülern in seiner Klasse gegen die ausdrückliche Verordnung erlaubte, Degen mit sich zu führen und ihnen auch das im Schulgesetz gebotene Tragen von Mänteln erließ. Erschien nun die, in demselben Zimmer ihren Unterricht empfangende, Klasse des Konrektors, wie es dieser verlangte, in Mänteln, so wurden die Aermsten ob ihrer Tracht von den Schülern des Rektors auf das Grausamste verspottet und verhöhnt, ja sogar schlimm gemißhandelt, ohne daß der Rektor, aus Angst, es mit den, ihm schönes Schulgeld zahlenden Knaben seiner Klasse zu verderben und dieselben zu verlieren, Einspruch that. Ja, dieser eigennützige Mann schützte sogar seine Rangen auf jede nur erdenkliche Weise gegen die Strafen, mit welchen der Konrektor gegen die Uebelthäter vorgehen wollte. So wuchs denn der Uebermuth der Schüler des Johanneums auf das Bedenklichste, so daß sie, wenn einzelne vernünftige Lehrer ihre oft allzuschlimmen Possen nicht dulden wollten, ihre Praeceptoren schmähten und sich sogar thätlich gegen sie vergingen, wie jener Primaner, der unter des genannten Hübeners Prorektorat, nachdem er eine alte Bettlerin in der damals

zum Spazieren der Schüler dienenden Klaſſe unter großem Tumult und Jubelgeſchrei ſeiner Kameraden herumgefahren hatte, die ihn ſteuernden Lehrer nicht nur mit Schimpfworten überhäufte, ſondern auch einem derſelben, der ihn für ſeine Frechheit züchtigen wollte, die Naſe blutig ſchlug. Der Rektor Hübener aber nahm den ſchlimmen Geſellen trotz des Vorgefallenen in ſeinem Privatkurſus auf, den er ebenſo wie die übrigen Lehrer in Konkurrenz mit dem Johanneum in ſeinem Hauſe nebenbei abhielt. Durch dieſes Beſtreben der alten Lehrer am Johanneum, mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln die ihnen unterſtehende Klaſſe mit möglichſt zahlreichen Schülern zu bevölkern und deren Beſtand und Aufblühen, gleichſam als ob es eine ihnen zugehörende Privatſchule wäre, gegen die übrigen, als Konkurrenten und Feinde angeſehenen Praeceptoren zu vertheidigen, herrſchte unter den gelehrten Herren ſtets eine große Uneinigkeit und Feindſchaft, die oft in höchſt unerquickliche Wortgefechte, ja in Thätlichkeiten ausgeartet iſt. So ſuchte der gute Rektor Hübener nicht nur die übrigen Lehrer dadurch zu ärgern, daß er, trotzdem er das für die Heizung ausgeſetzte Holzgeld einſtrich, bei ſtrengſter Kälte keine Klaſſe außer der Prima, in welcher er ſelbſt lehrte, heizen ließ, ſondern er übte auch an den frierenden Lehrern, weil ſie ſich über ſeine Rückſichtsloſigkeit beim Scholarchat beſchwerten, allerhand Schikane, wie Beſchmutzen der Klaſſen und ähnliche Nichtswürdigkeiten aus, ja er trieb ſeine Unwürdigkeit ſo weit, daß er ſich in der Klaſſe während des Unterrichts mit ſeinem Konrektor weidlich herumprügelte, natürlich zum großen Gaudium der Schüler, deren Betragen durch derartige Schauſpiele nicht beſſer wurde.

Auch in ſpäteren Zeiten ſind Feindſeligkeiten zwiſchen den einzelnen Lehrern des Johanneums an der Tagesordnung geweſen. Noch in den ſiebziger Jahren des

vorigen Jahrhunderts ereignete es ſich, daß bei der halbjährigen Prüfung ein Examinator, der einen großen Haß auf den Lehrer der letzten Klaſſe geworfen hatte, einen kleinen Schüler aufrief, indem er ſagte: „Mein Junge, kannſt Du denn ſchon das Wort asinus, der Eſel, dekliniren?“ Der Knabe begann:

Nominativ: asinus, der Eſel.
Genitiv: asini, des Eſels.
Dativ: asino, dem Eſel.
Akkuſativ: asinum, den Eſel.

„Junge“, unterbrach hier der Examinator den Knaben, „ſieh' doch Deinen Klaſſenlehrer an!“ Der Knabe kam dem Befehle ſofort nach und fuhr dann fort:

Vok.: asine, o Du Eſel!

„Herr Rektor“, meinte nun der gefoppte Klaſſenlehrer, „Sie unterſchätzen das Wiſſen meines Schülers, der ſchon die Ausnahmen der dritten Deklination kennt. Deklinire doch einmal bos, der Ochſe, damit der Herr Examinator ſieht, was Du kannſt!“

Der Knabe begann darauf:

Nominativ: Bos, der Ochſe.
Genitiv: Bovis, des Ochſen.
Dativ: Bovi, dem Ochſen.
Akkuſativ: Bovem, den Ochſen.

„Kind“, rief der Klaſſenlehrer, „ſo ſieh doch den Herrn Rektor an“, was der Junge denn auch that und dabei fortdeklinirte:

Vok.: Bos, o Du Ochſe!

Erſt mit Gurlitt's Einführung als Direktor ſind die vielen Mißſtände an unſerem Johanneum aufgehoben worden, da dieſer ebenſo gelehrte wie kluge Mann es verſtanden hat, die wuchernden Giftpflanzen mit kundiger und ſtarker Hand auszureißen. Ein Uebriges thaten die

schweren Leiden der Franzosenzeit, welche das Gemüth unserer Jugend ernster stimmten und den übergroßen Muthwillen dämpften.

Ein so großer Pädagoge Gurlitt war und so energisch er einschreiten konnte, wo es nöthig erschien, ein so weiches Gemüth besaß diese seltene Lehrkraft. Saß er z. B. in einem schnell fahrenden Wagen, so stand er Todesangst aus, daß einer der Fußgänger durch ihn Schaden nehmen könnte. Beständig beugte er sich zum Wagenfenster hinaus und beschwor den Kutscher doch Vorsicht zu üben. Auch eine unerwartete Bemerkung, die ihm entgegenbracht wurde, machte ihn für den Augenblick ganz bestürzt. Er pflegte bei solchen Gelegenheiten oft ein auf den Fall gar nicht passendes Beifallswort zu spenden, wie bei jenem trägen Sekundaner, der durchaus nicht mit seinen Mitschülern fort konnte und der es trotzdem nicht liebte, in seinen Mußestunden das Versäumte nachzuholen. An einem Sonntag traf Gurlitt den jungen Menschen in Harvestehude an, wo derselbe träge umherschlenderte. Der Direktor winkte den lässigen Schüler heran und sagte: „Hören Sie, in meiner Jugend war ich in Ihrem Alter nicht so weit zurück wie Sie es sind und doch saß ich an den Sonntagen, statt umherzubummeln, bei meinem Cicero, in welchem ich fleißig präparirte."

Der schlagfertige Schüler erholte sich schnell von seinem Schrecken und antwortete: „Das mußten Sie auch thun, Herr Direktor, ich aber habe es Gott sei Dank nicht nöthig!"

„Wie so?" entgegnete Gurlitt, entrüstet über den dreisten Widerspruch.

„Ja", fuhr der Sekundaner unbeirrt fort, „Sie hatten eben keinen so guten Direktor wie ich, bei welchem

man in der Woche so viel lernt, daß man an den Sonntagen mit gutem Gewissen ruhen kann und sich schon einen Spaziergang erlauben darf!"

Diese unerwartete Antwort machte den trefflichen Gurlitt ganz befangen und in mädchenhafter Verlegenheit entgegnete er: „Ah, gehen Sie nur, Sie sind ein sehr guter Mathematiker!"

Auch unter dem Nachfolger Gurlitt's, dem damaligen berühmtesten Lexikographen Deutschlands Kraft ist die Disciplin eine gute gewesen, wenn auch in den letzten Jahren die Begeisterung der Schüler für den alten, hochgeschätzten Direktor ein wenig die üblichen Grenzen überschritten hat. Betrat nämlich der alte Herr seine Klasse, so begannen 60 bis 80 Schülerfäuste mit aller jugendlichen Kraft einen mehrere Minuten andauernden Begrüßungs-Wirbel auf den Pultdeckeln zu schlagen, während ebenso viele stampfende Füße dazu eine dumpfe Begleitungsmelodie hervorbrachten. Ich sehe noch immer den freundlichen Greis vor mir stehen, wie er sich dankend verneigte und vergebens zu Worte zu kommen suchte. Immer lauter schwoll der Wirbel an, immer dichtere Staubwolken erhoben sich und verhüllten endlich allen den Anblick des Direktors. Nun erst glätteten sich allmählig die Wogen, der Donner verrollte langsam und die Alles verdeckenden Wolken senkten sich, worauf der alte Direktor sein „ich danke Euch, liebe Schüler" sprach. Diese Worte aber gaben Anlaß zu neuer Begeisterung. Wieder ertönte der Ohren betäubende Wirbel, wieder hoben sich die Staubwolken, bis endlich das Diktat begann das allerdings nur allzuhäufig durch ähnliche Ehrenbezeugungen unterbrochen wurde. Nachdem Direktor Kraft im April 1861 in den Ruhestand getreten war, begann für das Johanneum ein von den derzeitigen Professoren geleitetes Interregnum.

Nicht alle der damals am Johanneum unterrichtenden Herren beſaßen freilich wie der hochverehrte Profeſſor Herbſt, die ſeltene, auch an den Docenten der Univerſitäten leider ſo oft vermißte Gabe, zu gleicher Zeit ein großer Gelehrter und ein guter Lehrer zu ſein. Es waren ja viele Herren mit reichem Wiſſen an unſerem Johanneum angeſtellt, aber nur wenig wußten wie Profeſſor Herbſt die übermüthige Jugend ſo zu feſſeln und die einzelnen jungen Geiſter ſo individuell zu packen, daß ſie über das Intereſſe, welches der Vortrag bei ihnen erweckte, ganz vergaßen, auf Allotria zu ſinnen. Die mechaniſche Weiſe mit welcher viele der Uebrigen den Unterricht betrieben, ließ den noch meiſt unſtäten jungen Leuten Muße, allerlei unpaſſenden Schabernack zu erſinnen, den ſie ihren Lehrern zu ſpielen verſuchten. Hatte z. B. der geſtrenge Herr Profeſſor Ulrich, der ſeine Autorität ſtets zu wahren wußte, den Katheder verlaſſen, ſo trugen die luſtigen Tertianer das Kiſſen, mit dem ſein Sitz gepolſtert war, ſchleunigſt auf den Klaſſenofen, um daſſelbe, wenn es glühend heiß geworden war, eben noch wieder auf ſeinen Platz zu praktiſieren, bevor der laut Lektionsplan folgende Profeſſor Müller ins Zimmer getreten war, um ſeinen Sitz auf dem Katheder einzunehmen. Setzte ſich nun der würdige Cornelius Müller, nachdem er ſeine Rockſchöße zurückgeſchlagen, nieder, ſo fuhr er wie von einer Tarantel geſtochen wieder in die Höhe, ließ die Augen wie um Hülfe ſuchend im Zimmer umherrollen, ſchob die ſchwarze Sammetkappe, die ſein Haupt ſchmückte, zurück und rief in ſeinem etwas breiten, Hamburgiſchen Dialekt, aber augenſcheinlich mit großer Befriedigung, da er ſeinem Kollegen nicht ſehr befreundet war: „O Gott, hat der Mann eine animaliſche Hitze!“

Ein anderer Lehrer, an dem die Jugend ihren Uebermuth ausließ, war der ebenſo gelehrte wie

liebenswürdige Dr. L—. Diesem stets mit mancherlei Forschungen beschäftigten Herrn, dem das eintönige Unterrichten nicht sehr behagte, entschlüpfte zum höchsten Vergnügen seiner Schüler mancher kleine Lapsus. Wenn er die Klasse betrat, so erhob sich gewöhnlich ein starker Lärm, nur damit die übermüthige Jugend das Vergnügen genoß, den Lehrer sagen zu hören: „Ei, ei, sowie ich in die Klasse trete, ist der böse Geist da!“

Beim Geschichtsunterricht pflegte dieser Herr in seiner Zerstreuung häufig bei der Schilderung von Zeitläufen, wo alles sich des schönsten Friedens erfreute, mit Emphase auszurufen: „Und es geschah ein entsetzliches Blutbad!“ Worauf er dann sehr erschrocken hinzufügte: „Nein, nein, es konnte noch nicht!“ Auch Sätze wie: „Und es waren dreitausend Mann zu Roß und dreitausend Mann zu Pferde“ kamen häufig vor. Desgleichen gaben die Deklamationsübungen den Schülern oft Gelegenheit, ihre Neckereien zu treiben. Abwechselnd hatte in diesen Stunden ein Tertianer die Pflicht, ein beliebiges, auswendig gelerntes Gedicht vorzutragen, wobei er sich dem Doktor gegenüber aufzustellen hatte und mit dem rechten Arm die zu dem Vortrag passenden Gesten ausführen mußte. Nun traf es sich auffällig oft, daß der Deklamator jenes Gedicht gewählt hatte, das mit der Strophe begann: „Um das Rhinoceros zu sehn, erzählte mir mein Freund, beschloß ich auszugehn!“ Beim Vortrag dieses Verses erhob dann der böswillige Schüler den Arm, um wie unabsichtlich auf seinen vor ihm stehenden Lehrer zu weisen, welche Frechheit der überaus gutmüthige und liebevolle Mann nur mit einem lauten „Ei, ei“ rügte.

Im Jahre 1856—57 wurde am Johanneum eine Schülerverbindung die „Gothonia“ durch die Unterprimaner Stade, Ferber, Mordtmann und Wiebel gegründet.

Die Farben waren schwarz, weiß, blau und wurden Kouleur-Mützen und Bierzipfel offen in der Schule getragen. Die Verbindung stand im Kartell mit der Altonaer Albingia und Naumburger Thuringia. Die Gothonen kontrahierten in Ermangelung anderer Gegner unter einander und paukten sich bei Beleidigungen wacker auf Fechtboden-Schläger und mit der Maske. In der Kneipzeitung wurden solche Kämpfe vom Allvater Zeus (Dr. Krieg) in witziger Weise besungen. In den Universitätsferien aber hielten die Gothonen einen großen Kommers in der ehemaligen Tonhalle am Neuenwall ab, bei welchem Vertreter verschiedener Korps, als Palatia in Bonn, Suevia in Heidelberg u. s. w. Antheil nahmen.

Nachdem schon im Jahre 1761 am Hamburger Johanneum eine allerdings nur geschriebene Wochenschrift herauskam, die von zwei Primanern Mutzenbecher und Eschenburg geleitet wurde, gründete im Jahre 1861 der Verfasser dieser Zeilen im Verein mit zwei anderen Johannitern J. A. Rambach und Th. Hoffmann eine Schülerzeitschrift „Braga, Organ für Wissenschaft und Kunst. Redigiert von einem Kreise Deutscher Jünglinge." 1. Heft Juni.

Der Braga erschien vierteljährlich im Kommissionsverlag von Hoffmann & Campe, später Boyes & Geisler jedes Mal ca. 60 Seiten gr. Oktav und brachte Beiträge in Poesie und Prosa von S. A. Belmonte, Otto Beständig, Albert Borcherdt, Justus Brinckmann, Edwin Boyes, Wilh. Fedderſen, Auguſt Geib, Wilh. Gabriel, Karl Helberg, Fried. Hebbel, Th. Hoffmann, E. Janinski, Iſenhorſt, Karl Koppmann, J. G. Wüppermann u. A. m. Manche dieſer Namen haben in ſpäterer Zeit einen guten Klang gewonnen und wird es immer intereſſant bleiben, in den

jugendlichen Versuchen im Braga schon alles das im Keim vorgebildet liegen zu sehen, was in den späteren Männerarbeiten der Betreffenden den Beifall der Welt gewann.

Wenn wir uns in den vorstehenden Zeilen mit den Lehrern und Schülern des Johanneums beschäftigt haben, so müssen wir jetzt der Hamburger Privatschulen gedenken. Schon in frühesten Zeiten existierten neben der genannten Staatsschule und außer den nach und nach entstehenden Kirchen- und Armenschulen zahlreiche Privatlehrinstitute, welche dem Johanneum große Konkurrenz bereiteten. Unter den Leitern dieser Lehranstalten sind gewiß viele wissensreiche Leute gewesen, aber gewiß auch ebensoviele unwissende Menschen, die ihr Geschäft verlaufen hatten und sich nunmehr, als letzte Hülfe in der Noth, mit Schulhalten durch das Leben zu schleppen suchten. Durch geringe Schulgelder und dadurch, daß sie auf alle, selbst die unvernünftigsten Wünsche der Eltern und Kinder bereitwilligst eingingen, gelang es ihnen, eine mehr oder minder große Zahl von Kindern für ihre, oft in Höfen und auf Sählen belegenen, Schulstuben zu pressen, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob die ihnen anvertraute Jugend etwas lernte, oder nicht, sondern nur darauf bedacht, soviel zu erwerben, daß sie dem ihnen drohenden Hungertode entrannen. Das geringe Honorar, welches die Eltern dem Lehrer, theilweise sogar noch in Viktualien, bezahlten, suchte der Schulhalter durch allerhand Nebenabgaben zu vergrößern. Außer dem üblichen „Inspringelgeld", welches jedem neu in die Schule eintretenden Kinde abgefordert wurde, waren es besonders die Geburtstage des Lehrers und der Lehrerin, an welchen der Geldbeutel der Eltern geschröpft wurde. „An dem und dem Tage ist des Herrn Lehrers, oder Madames Geburtstag" hieß es schon lange, ehe das große Fest herangekommen war.

„Kinder theilt es doch Euren lieben Eltern mit und laßt uns dann berathen, was wir dem Geburtstagskind wohl schenken können, um ihm eine recht große Freude zu bereiten.“ Solche angestellte Sammlungen für Geburtstagsgeschenke an die Lehrer ziehen sich bis in die neuere Zeit hinein. Nachfolgende kleine wahre Geburtstagsgeschichte illustriert diese hier früher allgemein übliche Sitte.

Die Vorsteherin einer Mädchenschule hatte ihre Schülerinnen zur richtigen Zeit durch die Gehülfslehrerin in Kenntniß setzen lassen, daß um Martini der Geburtstag der Schulmadame sei. Die Eltern eines der kleinen Mädchen beschlossen, damit ihr Herzblatt ja nicht etwa wegen eines nicht genügenden Geschenkes scheel angesehen würde, besondere Anstrengungen zu machen. Die Mutter sandte eine fette Gans und der Vater fügte ein ungeheures Stück Rauchfleisch hinzu. Die Gabe hatte denn auch den vollen Beifall der Schulmadame gefunden und prangte auf dem mit Geschenken beladenen Geburtstagtisch obenan. Als das kleine Mädchen nun die festlich geschmückte Klasse betrat, erhob sich das würdige Geburtstagkind und rief emphatisch, nachdem sie den Kindern, welche minderwerthige Geschenke gebracht hatten, einen strafenden Blick zugeworfen hatte: „O Du liebes Kind, wie haben mich Deine würdigen Eltern, gegenüber so manchen Andern, so überreich beschenkt! Deine gute Mutter — die Gans — und Dein verehrungswürdiger Vater — beinah ein halber Ochse!“

Nicht so zufrieden war der Leiter einer Schule, welche der Verfasser dieser Zeilen in seiner Jugend besuchte. Ein Unterlehrer hatte es übernommen, Geldbeiträge der Knaben einzusammeln, um dem Schulvorsteher an seinem Ehrentage ein recht würdiges Geschenk zu über-

reichen. Es war denn auch ein schönes Stück Geld zusammengekommen, da keines der Kinder aus begreiflichen Gründen hinter dem andern zurückstehen wollte und deshalb seinen Eltern einen möglichst großen Beitrag abgeschmeichelt hatte. Nun galt es zu berathen, welches Geschenk dem Geburtstagkinde wohl die größte Freude bereiten würde. Der unerfahrene Unterlehrer rieth zu einem sehr theuren, naturhistorischem Kupferwerk und legte unter allgemeiner Zustimmung die ganze Geldsumme in demselben an. Endlich war der große Freudentag erschienen und alle Kinder standen erwartungsvoll um den Tisch herum, auf welchem, von einer Blumenguirlande umgeben, das Prachtwerk lag. Jetzt trat der Oberlehrer herein, um die ihm zugedachte Gabe in Empfang zu nehmen, aber o Schrecken, die eben noch so strahlenden Züge des Geburtstagskindes verzerrten sich beim Anblick des ihm zugedachten Geschenkes und ein Wuthblick traf den unseligen Hülfslehrer, der eine so schlimme Wahl getroffen hatte. Am nächstfolgenden Sonntag machten sich einige der Väter, die am meisten zu dem Geschenk beigetragen hatten, auf, um das köstliche Buch, von dem ihre Kinder Wunder erzählt hatten, in Augenschein zu nehmen. Wer beschreibt aber die Verlegenheit des armen Schulhalters, als der Besuch mit seinem Anliegen herausrückte, da er das ihm überflüssig erscheinende Werk schon am Tage vorher bei einem Antiquar versilbert hatte.

Zu derartigen Manipulationen wurde die arme Lehrerwelt durch das überaus geringe Einkommen getrieben, das die kleineren Privatschulen in früheren Zeiten abwarfen. Oftmals war die Ehefrau des Schulhalters gezwungen etwas nebenbei zu verdienen, damit der Haushalt nur eben aufrecht erhalten werden konnte, wie uns jene aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts herstammende Inschrift kundthut, welche ein armer, im Schopenstehl

wohnender Lehrer, auf dem vor seiner Wohnung hängenden Schild angebracht hatte. Es hieß da:

„Hier unterrichtet man die Jugend
In Christenthum und Tugend;
Im Lesen und Sprechen
Und Schreiben und Rechnen.

* * *

Strumpfstrickerei
Hält meine Frau auch dabei!"

Ein im Keller desselben Hauses wohnender Weinschenker, dem es gewiß besser ging wie seinem armen Nachbar, parodierte die Anzeige des Schulhalters, indem er über seiner Kellerthür ein Schild befestigte, auf welchem es hieß:

„Hier unterrichtet man die Alten,
Wie sie sich sollen verhalten,
Beim Braten und beim Schinken
Ein Gläschen zu trinken.

* * *

Strumpfstrickerei
Hält meine Frau nicht dabei!"

Eine andere Einnahmequelle hatten sich viele Lehrer durch das alljährliche Abhalten eines sogenannten Kindergrüns geschaffen. Die officiellen Grüne waren in Hamburg das Waisengrün und der Auszug der um 1683 gegründeten Paßmannschen Armenschule. Bei dem letzteren Grün scheint es oftmals nicht allzuschön hergegangen zu sein, wie denn die alte Zeitschrift „Der Briefträger" vom Jahre 1794 berichtet, daß bei dem in diesem Jahre stattgefundenen Auszuge, der wie üblich acht Tage nach dem Waisengrün stattfand, auf der Reimersbrücke ein großer Streit unter den begleitenden Lehrern entstanden sei. Der Eine wollte singen lassen „wer nur den lieben Gott läßt walten", während der Andere wuthentbrannt schrie: „Dat is döfig, wi gaat hüüt in Grön, da möt wi, hool mi de Düvel, wat Lustiges hebben as „freu Dich sehr o meine

Seele!“ Der Zank nahm später während der Mahlzeit bedenkliche Dimensionen an und endigte mit der größten Disharmonie der Schulmeister.

Die Privatgrüne wurden meistens in Lokalen, die außerhalb des Steinthors lagen, abgehalten, so um das Jahr 1814 bei J. M. Dorner Wwe. in der Borgeschstraße, oder im „Deutschen Garten“ auf der Langereihe 61 bei Ewers. Aber auch in der Stadt gab es zu diesem Zweck beliebte Gasthäuser wie Dorgerloh's Salon, oder Peter Ahrens. Eine derartige aus dem Jahr 1814 stammende Einladung zum Kindergrün, die oft von mehreren Lehrern, die sich zusammengethan hatten, vorher in den Tagesblättern erlassen wurde, lautet:

„Großes Schul-Fest

wird am Montag den ersten August gehalten im Hanseatischen Hotel auf der großen Drehbahn bei Herrn Liebmann u. Riemann, mit transparenten Verzierungen des Hauses und einer geschmackvollen Illumination des Gartens, wozu dero Freunde und Freundinnen ergebenst eingeladen werden von

C. G. Marquardt, Lehrer
und Wittwe Wagener.“

Zu diesen Grünen hatten nicht nur die Kinder beizusteuern, sondern auch die Erwachsenen, die an dem Jubel- und Trubel-Fest theilnahmen, mußten ihren Tribut beitragen, wobei denn meistens ein Erkleckliches für die das Fest arrangierenden Lehrer abgefallen sein mag. Im vorigen Jahrhundert pflegte mancher Schulhalter diese Einnahme noch zu vermehren, indem er bei dem Auszug seiner Schüler einen in einen Harlekin-Anzug gesteckten Knaben vorauflaufen ließ, der mit einer Büchse die Vorübergehenden abzusammeln hatte.

Im Jahre 1826 hat die Polizei den Unfug der ſogenannten Kindergrüne inhibiert, da die Erwachſenen auf dieſen Feſten ſchmauſten, zechten und tanzten, während für die Kinder nichts als ein nicht grade allzulehrreiches Zuſchauen übrig blieb.

Die Geringwerthigkeit vieler Hamburger Privatſchulen wurde nicht gebeſſert, als ſich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auch hier allerlei Inſtitute aufthaten, welche der Hamburger Jugend die Lehren der ſogenannten Encyklopädiſten einimpfen wollten. Obſchon einige der beſſeren Unternehmer, wie Kampe, der ſeine nach neumodiſcher Weiſe eingerichtete Penſion mit ziemlichem Glück am Hammerdeich betrieb, oder Trapp, vielen Anklang fanden, machten die meiſten der neuen Jugendbeglücker hier bald ein glänzendes Fiasko, wie jener fallite Krämer Ziegenhagen, der ſein im Anfang der 90er Jahre hier unter bombaſtiſchen Verſprechungen errichtetes Philantropin bald wieder an den Nagel hängen mußte, um hinter die Tonbank zurückzukehren.

Eine kurze Zeit hindurch hatte der zur ſelben Zeit hier auftauchende Exjeſuit Magiſter Lehrbach großen Zuſpruch, da er verſprach, die Kinder in ganz kurzer Zeit ſo weit zu bringen, wie ſie bei Beſuch der öffentlichen Anſtalten in vielen Jahren nicht kommen würden. Er erhielt auf dieſe Anzeige hin denn auch bald eine Reihe Hamburger Zöglinge, mit denen er, nachdem er ſie alle gleichmäßig uniformiert hatte, täglich durch unſere Straßen zog und dadurch großes Aufſehen erregte. Bei der erſten halbjährlichen Prüfung, die er in einem großen öffentlichen Saal abhielt und die mit einer feierlichen Muſik eröffnet wurde, gewann er dann auch alle Herzen, da in dem mehrere Tage andauerndem Examen ſämmtliche Kinder in

den verschiedensten Wissenschaften und Sprachen zum großen Staunen der Eltern und deren Freunde überaus große Kenntnisse entwickelten und trotz der kurzen Dauer des Unterrichts, den sie bei Lehrbach genossen hatten, solche glänzende Antworten gaben, daß man sie für wahre Muster der Weisheit halten mußte. Aber schon bei der im nächsten halben Jahre erfolgenden Prüfung stellte sich durch einen in der Reihefolge der Fragen entstandenen Irrthum heraus, daß Fragen und Antworten vorher zwischen Lehrer und Schüler verabredet worden, so daß die in Verwirrung gerathenen Kinder, als der Lehrer wissen wollte, wo die Schweiz läge: Sem, Ham und Japhet antworteten und als der Jesuit fragte, wann Noah gelebt hätte: „Europa, Asien, Afrika und Amerika" sagten, wodurch das Gaukelspiel entlarvt wurde und Lehrbach unter Hinterlassung vieler Schulden das Weite suchen mußte. —

Zur Emigrantenzeit, als der Hamburger das Französische zu schätzen begann, bequemte sich manche hausbackene Hamburgische Schulmadame, um der Mode eine Konzession zu machen, ihre Strick- und Nähschule in eine französische Schule umzuwandeln. Wie es oft mit den prahlerischen Versprechungen, daß fortan in der Schule französische Konversation eingeführt werden sollte, aussah, lehrte mich einst eine Erzählung zweier alten Damen, die in ihrer Jugend eine solche französierte Hamburger Schule besucht hatten. Die ganze verhießene Konversation bestand hier in jener Frage, wobei der Finger in die Höhe gestreckt wird und die sich auf die Erlaubniß bezieht, einmal hinausgehen zu dürfen. Die Kinder sprachen ihr: „Voulez vous permettre que je sorte?", eine Frage, die nach altem Schulgebrauch unzählige Male an einem Morgen wiederholt wurde, mit: „Wuleh Wu Perlenmutter koloſſal?" aus und lebten in dem festen Glau-

ben wie herrlich franzöſiſch zu ſprechen, eine Anſicht, welche die gute Hamburger Schulmadame theilte.

Die zahlreichen, ſchlechten, alten Hamburger Klippſchulen haben ſich noch tief in unſer Jahrhundert hinüber gerettet. Noch im Jahre 1826 erbietet ſich der, in der Altſtädter Neuſtraße mit Schinken und Mettwürſten handelnde, ſattſam bekannte Ziegra, die Jugend zu unterrichten und noch 1843 lieſt man in einem Hamburger Kommiſſionsbericht, der ſich mit dem hieſigen Schulweſen beſchäftigt, daß die Frau eines Feldwebels des Bürgermilitärs die Konzeſſion zum Halten einer Schule für kleine Mädchen erhalten habe, zu denen ſie denn auch wie üblich kleine Knaben geſellte. Aus den kleinen Schülern aber waren nach und nach große Kinder geworden, die nach wie vor ungeſtört ihre Anſtalt weiter beſuchten, ſo daß ſie bei ihrem Tode ihrem Manne eine Schule von über 80 Knaben und Mädchen hinterließ. Der Feldwebel habe nun die Lehranſtalt als Nebengeſchäft fortgeſetzt, indem er einen Menſchen, der ſein Reitpferd putzte, als Schulhalter inſtallierte, während er ſelbſt auf ſeinem Staatsroß, deſſen Erhaltung ſein doppeltes Baantje erlaubte, eifrig dem Sport oblag.

In demſelben Bericht wird eines Hamburgers gedacht, der erſt Weinhändler, dann Beſitzer einer Leihbibliothek war und, nachdem beide Geſchäfte zu Grunde gegangen, Schulhalter wurde. Dieſer Menſch hatte die hübſche Methode, die zu ſtrafenden Kinder auf einen glühenden Kachelofen zu ſetzen und ſie, wenn ſie zu ſehr erhitzt wurden, mit kaltem Waſſer zu begießen. Die artigen Kinder aber fuhr er nach beendeter Schulzeit zur Belohnung eigenhändig auf einer alten Schubkarre nach Hauſe.

Jetzt iſt in Hamburg längſt, ſowohl auf dem Johanneum, wie in Privat- und Volksſchulen ein wohl-

geordnetes Unterrichtssystem eingeführt worden, das die sichere Garantie zur Erwerbung von guten Kenntnissen und einem gesitteten Betragen bietet. Möge nun auch abseiten der Lehrer des Guten nicht zu viel geschehen und der Jugend nicht durch Ueberbürdung mit Lehrgegenständen der frische, fröhliche Sinn geraubt werden, welcher der größte Schatz der Kinderzeit ist.

3.

Hamburger Straßenfiguren.

II.

An die im erſten Theil dieſes Buches aufgezeichneten Straßenfiguren reihen ſich noch eine Anzahl von nicht minder beliebten und bekannten Perſönlichkeiten an.

Im erſten Viertel unſeres Jahrhunderts durchwanderte täglich ein Mann unſere Straßen, der jene langen, an beiden Seiten in Schwefel getauchten Holzſplitter verkaufte, die früher unter dem Namen Schwefelſticken allgemein bei dem Anzünden des Feuers und Lichts benutzt wurden, jetzt aber faſt ganz von der Bildfläche verſchwunden ſind. Dieſer Schwefelhölzer-Verkäufer, der Muſchü Regen hieß, rief von Zeit zu Zeit im melancholiſchen, langgezogenen Ton: „Dok Swefelſticken nödig?“ In den Hamburgiſchen Haushaltungen, die ſeine Waare kauften, wurde beſtändig Scherz mit dem Schwefelholzhändler getrieben. „Singen Sie doch mal Muſchü Regen“ hieß es da, „Sie bekommen dann auch einen Schilling!“ Der Aufgeforderte erhob dann ſeine zitternde Stimme und ſang:

„Dat Du mein Schätſchen biſt,
Dat Du woll weißt!
Komm auf'n Abend, komm auf'n Abend
Sag mir wie Du ha — ha — heißt,
Komm auf'n Abend, komm auf'n Abend,
Sag mir wie Du heißt!“

„Das iſt aber ein zu ſchönes Lied Muſchü Regen“, hieß es dann.

„Ja ich weiß auch noch ein anderes Lied“, entgegnete der Schwefelſtickenhändler, worauf er weiter ſang:

„Schterne ſchteht ſchtille
Nach unſerm Gefallen!
Es ſind ja drei Sterne aus Mor—chenland! —

Weiter geht es nicht.“

Nachdem Muſchü Regen nun den redlich verdienten Schilling empfangen hatte, meinte die Hausfrau: „Aber hören Sie Muſchü Regen, das letzte Mal waren ihre Schwefelſticken nicht gut!“

Dieſe Klage griff den armen Händler an ſeine Ehre. Heftig erzürnt und mit geröthetem Geſicht rief er eifrig: „Und das hat mir noch Niemand geſagt und das iſt nicht wahr! Sehen Sie doch nur, lauter ſchönes, langes Holz und meine Schweſter hat ſie alle ſelbſt mit eingeſtippt! Die ſind ſo ſchön und das hat mir noch Niemand geſagt!“

Um den gekränkten Händler zu verſöhnen, kaufte man raſch noch ein Bund Schwefelſticken und ſuchte ihn dann auf andere Gedanken zu bringen, indem man ihn fragte, wie es denn mit ſeinen Heirathsplänen ſtände und ob er auch ſchon eine Braut hätte? Die Antwort Muſchü Regens, die im melancholiſchen Ton, erfolgte lautete ſtets: „Ick mutt man noch erſt mehr Geld verdeenen, dat Holt is noch veel to dür! Ne Brut heff ick all, ſe deent in de Riekenſtraat!“

Von einem anderen Schwefelholzhändler des vorigen Jahrhunderts erzählt uns Hübbe in den Erklärungen zum „Ausruf in Hamburg“. Derſelbe wohnte in einem Hof bei den Pumpen, hatte aber bei gutem Wetter ſeine

Werkstätte auf der offenen Straße errichtet. Seine Zunge aber war so scharf, daß man sich ordentlich fürchten mußte, die Pumpen zu passieren, da der Mensch Keinen vorübergehen ließ, ohne ihm einige seiner beißenden, kritischen Bemerkungen mit auf den Weg zu geben.

Eine andere bekannte Straßenfigur war eine alte Schneiderin, von welcher das Volk behauptete, daß sie einst Napoleons Geliebte gewesen sei. Die lange dürre Dame trug beständig einen weißseidenen Hut und wurde, weil sie erblindet war, von einem Pudel durch die Straßen geführt.

Kopfschlachter Düvel ist in den zwanziger und dreißiger Jahren der Schrecken der Kinder gewesen. Derselbe ein ganz gut situierter Mann und Schwiegervater des damaligen Hauptmanns unserer Garnison Schwieger, wohnte im Gängeviertel der Neustädter Fuhlentwiete. Er durchwanderte die dortige Gegend, stets mit einem großen Schlachtermesser bewaffnet, und fuchtelte mit demselben in der schlimmsten Weise umher, bis er endlich seine Wuth an einem in seiner Mulde liegenden Stück Fleisch ausließ, indem er dasselbe aufspießte und dann triumphierend um seinen Kopf herumschwang.

Außer Hummel gab es hier noch mehrere schwachsinnige aber harmlose Wasserträger, wie Georg, der sich an der Wasserkante nützlich machte und „Krischan", der bei den Pumpen wohnte und im Hammerbrook und am Teich sein Geschäft betrieb. Der letztere trug stets einen Schuh und einen Stiefel. Auf den letzteren war er außerordentlich stolz und hatte deshalb immer das eine Hosenbein in die Höhe gestreift, damit auch Jeder seinen Schatz besichtigen konnte. Er hatte viel von dem Spott der Jugend zu leiden und wurde von den Jungen so lange gestellt, bis er sich durch das Absingen der Strophe:

„Hörſt Du nicht den Jäger blaſen“ loskaufte. Dieſes Bruchſtück war das einzige Lied, das er kannte, und begann er, um nicht aufgehalten zu werden, beim Anblick der in der Ferne auftauchenden Kinder, ſofort ſeinen Geſang anzuſtimmen, worauf die ſich geſchmeichelt fühlenden kleinen Quälgeiſter den Singenden meiſt gnädig vorüberziehen ließen. Gab man Kriſchan aber einen Dreiling, ſo ſetzte er ſeine Waſſereimer nieder und ſprang dann drei Mal hinter einander in der poſſirlichſten Weiſe über dieſelben hinweg.

Auch bei den Hamburgern war der Waſſerwagenmann Krohn allgemein bekannt, wenngleich er die Altonaer mit Waſſer verſorgte. Krohn hatte die Gewohnheit, ſeinen Ausruf „Water, friſch Water“ durch Unterhaltungen, die er mit den Vorübergehenden anknüpfte, zu unterbrechen, ſo daß derſelbe etwa lautete: „Wa — Naberſch ook all op de Straat — ter friſch — ſchön Wedder vörn Morgn. — Wa — dat will man noch nich recht grön warrn — ter!“ — Viele Jahre hindurch diente der Waſſerverkäufer ſo zur Erheiterung des Straßenpublikums, bis er am 9. September 1869, 98 Jahre alt, verſtarb.

Aeltere Leute werden ſich auch noch des kleinen verwachſenen Suckerjehanns erinnern, der auf dem Großneumarkt in einer Bude Süßigkeiten feilbot, ſowie des mit Mauſe- und Rattenfallen hauſierenden Mannes, der mit Stentorſtimme ſein: „Koip, hui die Ratzimauſifalli koip!“ durch die Straßen erſchallen ließ.

Dem vorigen Jahrhundert gehörte ein mit hölzernen „Leepeln un Sleef“ hauſierender Mann an, der oftmals durch ſein Gebahren die Lachluſt der Vorübergehenden erregte. Von zwei Brüdern aus niederem Stande hatte der Eine es durch Fleiß und Ausdauer zu der Würde eines Bürgerkapitäns gebracht, während der Andere nicht

weitergekommen war, als mit hölzernen kleinen und großen Kochlöffeln (Leepel un Sleef) zu handeln. Der wohlhabend gewordene Kapitän besaß ein hartes Herz, so daß er sich seines armen Bruders schämte und denselben gar verleugnete. Der darüber erbitterte Straßenhändler suchte sich dafür in eigenthümlicher Weise zu rächen. Jedes Mal, wenn der Hausierer bei seinen Handelswegen auf den vornehmen Bruder stieß, der aufgeblasen in seinem rothen, betreßten Gallarock mit dem Dreimaster auf dem Kopf seiner Kompagnie voraufmarschierte, begann der Löffelhändler, indem er mit dem Kapitän gleichen Schritt hielt, seinen Bruder zu begleiten, indem er unaufhörlich rief: „Unglieke Bröder, Leepel un Sleef!" Während dieser Rede wies er bei dem Worte „Sleef" auf den Bürgerkapitän, der in ohnmächtiger Wuth über diese Verhöhnung zu bersten drohte, während die Passanten, welche die Geschichte der Brüder kannten, dem Straßenhändler Beifall zujubelten.

Von den Straßenmusikanten sei hier noch der drei jungen Männer gedacht, welche in den vierziger Jahren vor den Häusern auf Harfen konzertierten. Die allgemeine Aufmerksamkeit erregte besonders einer dieser Musikanten, weil er durch seine koketten Manieren und die graziöse Weise, mit der er in den Pausen sein Taschentuch bewegte, im Publikum den Glauben zu erwecken wußte, daß er ein verkleidetes Mädchen wäre, was ihn mit einem gewissen Nimbus umgab, der in der reichlichen Schillingsernte, welche ihm beim Sammeln wurde, seinen Ausdruck fand.

Zu den Straßenmusikanten ist schließlich auch die Kurrende zu rechnen, da die im Volksmund „Krintenjungens" genannten Kurrendeknaben mit kläglichem Gesang, unter Anführung eines Mesters, die Straßen zu

durchlaufen pflegten. Die im Jahre 1604 errichtete Kurrende, zu Deutsch das „Laufchor", bestand aus elf armen Knaben und zwei Mestern, von denen der eine Vorsänger, der andere Büchsenträger war. Alle trugen schwarze Anzüge, die alle Jahre erneuert wurden und lange Mäntel, welche man nur alle drei Jahre für die Sänger anschaffte. An fünf Tagen der Woche durchzog die Kurrende die Stadt, und zwar an einem jeden Tage ein anderes Kirchspiel, um an den Ecken und in der Mitte der Straßen, sowie vor den Häusern der Mitglieder des Raths, der Geistlichen und Kirchenvorsteher einen Gesangbuchvers herunter zu plärren, während welcher Zeit der eine Mester mit der messingnen Büchse die Häuser absammelte. Der oft recht bedeutende Ertrag der Sammlungen wurde an den Gotteskasten abgeliefert, der dann den Mestern für ihre Bemühungen wöchentlich zwei Mark, den Knaben aber je vier Schillinge auskehrte. Im Jahre 1824 hat das bisher nur einstimmige, schlimme „Karjöhlen" ein Ende genommen, indem der Lehrer am Johanneum Herr Behrens das wüste Geschrei der Kurrendeknaben in einen mehrstimmigen harmonischen Gesang verwandelte und darauf hielt, daß richtig eingesetzt wurde und die Mißtöne verschwanden. Mit diesem verbesserten Gesang haben sich die Krintenjungens denn noch manches Jahr hindurch auf den Straßen unserer Stadt hören lassen, bis der zunehmende, alles Andere übertönende Lärm der Großstadt endlich auch diesem Institut ein Ende bereitete.

Auch der wunderliche Straßenprediger, der in den funfziger Jahren unter freiem Himmel seinen Gottesdienst abhielt, ist längst verschwunden. Dieser gute, alte Mann erschien regelmäßig an den Sonntag Nachmittagen, angethan mit einer großen feuelleinenen Schürze, auf stillen Plätzen, wie etwa dem Brandtsplatz in der hohen Fuhlen-

twiete und begann nach Abſingen eines Geſangbuchverſes eine erbauliche Buß- und Strafpredigt zu halten, ohne ein Entgeld dafür anzunehmen. Ob dieſer Mann mit jenem Wilhelm Peterſon identiſch war, der 1852 in den „Hamburger Nachrichten“ die gehorſamſte Anzeige erließ, daß ihm gütigſt eine Offenbarung der heiligen Dreifaltigkeit zu Theil geworden, habe ich nicht feſtzuſtellen vermögen. Peterſon erzählt in dieſer gedruckten Offenbarung, daß er eine unwiderſtehliche Luſt bekommen habe, ſein Glück am Rouletteſpiel zu verſuchen, weshalb er nach Pyrmont gereiſt ſei. Hier im Gaſthaus zu Bett gegangen, weckte ihn eine Stimme, welche mit majeſtätiſcher Kraft rief: „Wer bin ich?“ Peterſon antwortete: „Du biſt ja der liebe, himmliſche Vater!“ Die Stimme fragte weiter: „Was iſt zwiſchen Nichts und Alles?“ — „Etwas“. — „Was bin ich?“ — „Alles“. — „Was ſind die Menſchen?“ — „Nichts“. — „Wer macht aus Nichts Etwas?“ — „Du, lieber Vater!“ — „So komm', mein Sohn, ſo komm', mein lieber Sohn, vor meinen Thron! Geh' hin, du ſollſt Roulette ſpielen! Nimm fünf Louisdor und ſetze 3, 5 und 35!“

Peterſon ging dann hin, ſetzte einen Louisdor auf No. 3 und verlor, ferner zwei Louisdor auf No. 5 und verlor ſie abermals, ſowie die letzten zwei Louisdor auf No. 35, die auch verſpielt wurden. Ganz verſtört durch den Mißerfolg lief der Schwärmer in ſein Logis, warf ſich dort auf die Knie und rief: „Lieber Vater, nun habe ich mein Geld doch verſpielt“, worauf ihm die beruhigende und tröſtliche Antwort wurde: „Sei ſtill, Peterſon, der Teufel muß auch mal eine Kleinigkeit haben!“

Zwei ſchlimme Geſellen ſind die allgemein bekannten Eckſteuſteher oder Löwen Jitt-Jan-Jitt mit de Aanten-Dogen und Puttas geweſen. Dieſelben hielten ſich in

den funfziger Jahren in der Gegend des Steinthors auf und beſchäftigten ſich damit, Wagenthüren zuzumachen oder mit wichtiger Miene ſo zu thun, als ob ſie den Perſonen, welche die dort an Sonn- und Markttagen haltenden Stuhlwagen beſtiegen, Nachhülfe angedeihen ließen, während ſie in Wirklichkeit viel zu träge und durch den Branntwein zu entkräftet waren, um auch nur die kleinſte Handreichung leiſten zu können. Trotzdem heiſchten ſie natürlich für ihre Bemühungen von den endlich zu Platz Gekommenen ein Trinkgeld. Gab es keine Fahrgäſte, die abgeſtraft werden konnten, ſo liefen ſie hinter den das Steinthor paſſierenden Herren her und ſtäubten ihnen den Rücken ab, indem ſie mit treuherziger Miene riefen: „O Gott, o Gott, wo hett de Herr ſick witt makt! So, nu is de Herr wedder rein. Een Glück, dat ick dat noch gewaar worden bün, dat ſüht ja to ſchändlich ut!“ Darauf forderten ſie „en lütten Schilling“, den man ihnen auch gerne gab, bis der Betreffende bei öfterem Wiederholen dieſes Spiels merkte, daß die ſchlimmen Burſchen das „Weißſein“ ſeines Rockes nur fingiert hatten, um ihm einen Schilling zu entlocken.

Im Jahre 1792 wurde hier eine Fußpoſt gegründet, deren ſechs Boten die Stadt durchzogen, um die zu befördernden Briefe einzuſammeln. Die Boten trugen Kaſten, in welche man die Briefe ſteckte. An dieſen Briefkaſten aber befanden ſich Glocken, um das Publikum aufmerkſam zu machen, daß der Bote da ſei. Dieſe Glocken dienten der Jugend zum größten Amuſement, da ſie ſich in unbewachten Augenblicken an die Boten hinanzuſchleichen wußte, um, ohne daß der Briefträger es wehren konnte, ein kurzes Sturmläuten anzuſtimmen. Die Fußpoſt war den Hamburgiſchen Liebespaaren äußerſt willkommen, da ſie ihnen Gelegenheit bot, ſich nunmehr fünfmal am Tage ſagen zu können, daß ihre Liebe unermeßlich ſei. Aber auch den

Spaßvögeln verhalf ſie dazu, ehrſame Leute durch allerlei Foppbriefe zu ärgern, was um ſo verdrießlicher war, da das Porto von dem Empfänger bezahlt werden mußte. Einer der durch Hülfe der Fußpoſt am meiſten Geplagten war jener im Kapitel von den Schulen erwähnte Wurſthändler Ziegra, der in zahlreichen Anzeigen ſeiner Entrüſtung über das neue Unternehmen Luft machte, welche Klagen er ſtets mit der Unterſchrift „J. H. Ziegra, Chriſtians Sohn, des ſtillen Vergnügens-Studii Befliſſener“ unterzeichnete, was natürlich Anlaß zu neuen Hänſeleien gab.

Einen weiblichen Poſtillon d'Amour beſaßen wir um die vierziger Jahre in einer Frau Peterſen, die vom Volk „Aal-Peterſch“ genannt wurde. Dieſe Frau durchzog Abends die Straßen indem ſie in lautem, gezogenem Ton ihren Ruf „Aa—l, geröckerten Aa—l“ erſchallen ließ. Der Unkundige, der ſich an die Händlerin heranmachte, um ſich einen fetten Lübſchen Aal zu erſtehen, ſah ſich getäuſcht, da die gute Peterſch nur einige vertrocknete Fiſche in ihrem Korb hatte, die eher Regenwürmern als Aalen glichen. Verdrießlich ſtand der Argloſe von dem Handel ab, ohne zu ahnen, daß der Aalausruf nur ein geheimes Signal für verliebte Seelen war, um dieſelben zu benachrichtigen, daß es jetzt an der Zeit ſei, die Liebesbriefe auf die Straße zu bringen, welche die ſchlaue Perſon dann in der geſchickteſten Weiſe an die richtige Adreſſe zu beſorgen wußte.

Außer dem im erſten Bande dieſes Werkes genannten Steierpuß gab es hier noch zahlreiche andere Schnellläufer. Einer der bekannteſten war Itau, der noch bis Anfang der ſiebziger Jahre die Böſeldorfer durch ſeine Laufkunſt zu ergötzen ſuchte. Um die Bewohner der Straßen, welche er durchlief, auf den ihnen bevorſtehen-

den köſtlichen Genuß aufmerkſam zu machen, vertheilte er vorher in den Häuſern Programme. In denſelben ſtand: „Ganz ergebene Anzeige. Wollen Sie mal einen Schnellläufer ſehen?“ Oder: „Der Sänger hält im Feld die Fahnenwacht. Großes Fahnenlaufen, wobei ich in einem ſchönen Koſtüm erſcheinen werde und bitte ich gefälligſt auf mich und die Uhr zu achten!“ Itau's Frau pflegte hinterher die dem Läufer zugedachten Spenden einzuſammeln. Als dieſe brave Dame geſtorben war, arrangierte der unermüdliche Itau ſofort einen neuen Wettlauf mit dem Programm: „Durch den Tod meiner treuen Gattin ſchwer betroffen, bitte ich, da ich jetzt allein, die Kunſt an mich (sic!) ſelbſt zu belohnen. Die Vorſtellung iſt für hier zum letzten Mal!“

Eine ſtadtbekannte Perſönlichkeit war auch jener, aus guter Familie ſtammende Kunze, welcher in den funfziger Jahren im Jungfernſtieg und Alſterarkaden Tag für Tag auf Cigarrenſtummel und allerlei ſonſtigen, die Promenaden verunzierenden Unrath fahndete und dieſe ihm mißliebigen Gegenſtände ſehr geſchickt mit einem Stöckchen in die Alſter zu ſpediren wußte. Gewahrte er einen ſolchen, ſein Auge beleidigenden Gegenſtand, ſo ruhte er nicht, bis er denſelben beſeitigt hatte, unbekümmert um die Paſſanten, die ihm bei ſeiner Arbeit lächelnd zuſahen. Endlich ſollte ein Zufall dem lobenswerthen Treiben des Kunze ein jähes Ende bereiten. Der die Reinlichkeit liebende Mann hatte eines Tages in den Alſterarkaden wieder einen unangenehmen Cigarrenſtummel liegen ſehen und wollte gerade auf denſelben zuſtürzen, um ihn fortzuſchaffen, als eine ältliche, vornehm gekleidete Dame ſich vor einem Ladenfenſter aufpflanzte und mit ihrer weiten Krinoline den betreffenden Cigarrenreſt völlig bedeckte. Fiebernd vor Ungeduld, die ihm nach ſeiner Meinung obliegende Reinigungsarbeit vorzunehmen, wartete

Kunze ſehnſuchtsvoll auf den Augenblick, wo ſich die ihm im Wege ſtehende Dame entfernen würde, aber die Jungfrau wich und wankte nicht, da ſie ſich ſo tief in die dort ausgeſtellten herrlichen Modeartikel vertieft hatte, daß Minute auf Minute verſtrich, ohne daß ſie ſich auch nur vom Fleck rührte. Endlich riß dem guten Kunze die Geduld. Wie ein Raſender ſtürzte er auf die Ahnungsloſe zu und ſuchte mit ſeinem Stöckchen den Cigarrenſtummel unter der Krinoline hervorzufiſchen. Ein ſchreckliches Geſchrei der alten Dame, die vermeinte, daß der unheimliche Menſch ein gräßliches Attentat an ihr verüben wollte, rief die Polizei herbei. Der ſchlimme Uebelthäter wurde zur Genugthuung des geängſtigten, ältlichen Fräuleins glücklich gepackt und in Haft gebracht. Später ſollte Kunze von der Behörde dem Werk- und Armenhauſe übergeben werden, als ſeine Familie für ein anderes Unterkommen ſorgte, wo er ſeinem Reinlichkeitstrieb voll Genüge leiſten konnte, ohne alte Damen auf den Tod zu erſchrecken.

Viele werden ſich des Mannes erinnern, der noch in den ſiebziger Jahren gutgekleidet und mit ſtets ſpiegelblanken Stiefeln durch die Straßen wanderte, um alte Hüte aufzukaufen, die er mit vier Schillingen das Stück bezahlte. Mit unnachahmbarer Grazie trug er einen alten, ſchmierigen Hut, den er mit den äußerſten Spitzen zweier Finger anfaßte, vor ſich her, indem er in einem höchſt verwunderten Ton rief: „Son oolen Hoot veer Schilling?“ Der Ausdruck des Erſtauntſeins war in dieſer Anſprache ſo täuſchend wiedergegeben, daß Mancher wirklich meinte, der Mann wundere ſich über die eigene Tollheit, in welcher er für einen Hut, den Niemand aus dem Rinnſtein aufgeſammelt hätte, noch Geld gab. Eilig brachte man dem Händler alte Regenſchirme und Stiefel, nach denen er ebenfalls Verlangen trug, ſowie vor Allem ganze Haufen

alter Hüte, ohne zu ahnen, daß die neuen Hüte, die man in manchen Läden mit vielem Gelde bezahlte, aus dieſen verachteten Deckeln wie ein Phönix wieder erſtanden waren.

„Oſcher-Tellerlecker“ wurde ein mit Spitzen und Band hauſierender Handelsmann Namens Aſcher gerufen. Dieſer Mann war immer hungrig und nahm gern die von den Hausfrauen für ihren Lieferanten aufbewahrten Speiſereſte an, die er gierig auf den Haustreppen verzehrte.

Die ihn umzingelnde Jugend wartete geduldig, bis Aſcher mit ſeiner Mahlzeit fertig war, um dann, wenn er den leergemachten Teller mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit abzulecken begann, in das laute Geſchrei: „Oſcher-Tellerlecker, Oſcher-Tellerlecker“ auszubrechen. Der Handelsmann aber ließ ſich durch dieſen Spott durchaus nicht beirren, ſondern polierte ſeinen Teller mit der Zunge gründlich weiter, worauf er denſelben fein ſäuberlich und rein der gütigen Spenderin des Mahls mit vielem Dank zurückbrachte.

Wunderlich war auch der kleine Iſaak Beer Kaiſer, der unter dem Namen Ibeerje allgemein bekannt war. Ibeerje, der früher Cigarrenmacher war, trug beſtändig Kleider, die ihm viel zu weit waren, wie er auch bei dem ſchlechteſten wie ſchönſten Wetter ſtets einen allmächtigen Regenſchirm unter dem Arm mit ſich ſchleppte. Seit dem erſten Auftreten Tichatſcheks in Hamburg hatte ſich Ibeerje in den Kopf geſetzt, daß er ein ebenſo großer Sänger ſei. Bot man ihm ein Geldſtück und ſagte: „Ibeerje, ſing' mal“, ſo entgegnete er gekränkt: „Mein Name iſt Iſidor“. Trotzdem aber ſchickte er ſich an, unter vielen komiſchen Zurüſtungen mit einer nach ſeiner Anſicht unübertrefflichen Stimme eine vermeintliche große

Arie vorzutragen. In Wirklichkeit plärrte er aber eine kleine Strophe eines unbedeutenden Liedchens her. Der kleine harmloſe Iheerje verſtarb im December 1889 als die letzte der komiſchen Hamburger Straßenfiguren.

Der berüchtigte Urgeſundheitsapoſtel, wie er ſich nannte, Herr Ernſt Mahner, ein Vorgänger des in den letzten Jahren in München ſo viel Aufſehen erregenden Malers Tiefenbach, war in den vierziger Jahren unſeres Jahrhunderts auch nach Hamburg gekommen und zog hier in ſeinem langen, weißen Hemd, mit dem großen, bis auf die Bruſt hinabreichenden Bart und einem hohen Pilgerſtab in der Hand, zum Gaudium aller ihm Begegnenden, durch die Straßen. An den Abenden hielt er in verſchiedenen Wirthshäuſern, natürlich gegen ein ihm zu zahlendes Entree, ſtark beſuchte Vorträge, in welchen er die auf einer hohen Moſestafel verzeichneten zehn Gebote, die ſich gegen das Biertrinken, Cigarrenrauchen u. ſ. w. kehrten, vorlas und erklärte, während die Hamburger, in dicken Tabacksqualm gehüllt, ihn umringten und andächtig auf ſeine Lehren lauſchend ein Seidel nach dem anderen leerten. Als Ernſt Mahner hier das Terrain abgegraſt hatte, zog er wieder fürbaß und erſchien im Winter 1854 am Rhein, wo er als Eisſchwimmer in der Mitte des Fluſſes, nur mit einer Schwimmhoſe angethan, auf einer Eisſcholle hingeſtreckt rheinabwärts ſteuerte und überall, wo ſich an den Ufern eine größere Menſchenmenge angeſammelt hatte, derſelben mit lauter Stimme ſeinen Geſundheitsgruß entbot, ſowie Allem, was Leben hatte, ſeine heilbringende Urgeſundheitskunde empfahl, worauf er ſich gewöhnlich nach einem auf das Wohl der Zuſchauer ausgebrachten dreimaligen Hoch in die kalte Fluth warf, um ſich dann wieder auf ſeine Eisſcholle zu ſchwingen, mit welcher er den Strom weiter hinabtrieb.

Der edle Gesundheitsapostel hat aber später den ganzen ihn umgebenden Nimbus eingebüßt, als er bei einer nächtlichen Fahrt auf einem Rheindampfboot einem friedlichen Schläfer die goldene Uhr stibitzte, welche That ihm Gelegenheit bot, den Bewohnern einer Strafanstalt längere Zeit hindurch, freilich wohl ohne Entree dafür nehmen zu können, Vorträge über seine herzerhebende Lehre zu halten und sie mit der in solchen Häusern üblichen frugalen Lebensweise auszusöhnen.

Vielen Spaß hat in den dreißiger Jahren die ehrsame Hüterin einer am Pferdeborn in der neustädter Fuhlentwiete belegenen Bedürfnißanstalt der Hamburger Jugend bereitet. Diese alte Dame konnte den ihr doch gebührenden, für dieses Amt früher allgemein gültigen Ehrentitel Gemaksmütten, welcher von Gemach herstammt, nicht leiden. Diese Antipathie bewog alltäglich nach Schluß der Schule zahlreiche Kinder, nach dem Pferdeborn zu eilen und sich dort vor der betreffenden Anstalt aufzustellen, um wahrscheinlich in der guten Absicht, die alte Dame an den ihr zukommenden Titel zu gewöhnen, einstimmig in ungezählter Wiederholung „Gemaksmütten, Gemaksmütten" zu rufen. Die schlimme alte Frau aber hat der Jugend dieses unschuldige Vergnügen nicht gegönnt und in ihrer Halsstarrigkeit die lobenswerthe Absicht nicht erkennen wollen, sondern ist, nachdem sie lange hinter der angelehnten Thür ihrer Anstalt auf der Lauer gestanden hat, in einem ihr passend erscheinenden Augenblick mit geschwungenem Reißbesen hervorgestürzt, um die vermeintlichen kleinen Uebelthäter abzustrafen. Die leichtfüßige Jugend aber hat sich dann die Fuhlentwiete hinuntergeflüchtet, verfolgt von der giftigen Dame, die sich erst, wenn ihr die Luft auszugehen drohte, Rache schnaubend wieder in ihre Burg zurück-

zog, worauf die Kinder alsbald wieder zurückkehrten, um das schöne Spiel von Neuem zu beginnen.

Diese würdige Vorsteherin der genannten Anstalt hat übrigens die kleine Schwäche besessen, den ihr Institut besuchenden Herren auf den gereichten Schilling niemals, wie es doch ihre Pflicht war, einen Sechsling herausgeben zu können, da es ihr angeblich stets an kleiner Münze mangelte, welche beklagenswerthe Nachlässigkeit sie dadurch zu bemänteln suchte, daß sie den Geschädigten die trostreichen Worte nachrief: „Na, denn hett de Herr noch een to good!“

Die St. Paulianer haben in den dreißiger Jahren eine ergötzliche Straßenfigur in dem Schneider Greve besessen. Schneider Greve war ein vielseitiger Mann, der außer seinem Handwerk auch noch die Geschäfte eines Leichenträgers besorgte, an den Sonntag Nachmittagen im Hotel de Nelson als Tanzmeister figurierte und an den Abenden im Theater desselben Lokals als Schauspieler glänzte. Bei Begräbnissen schritt, oder humpelte er vielmehr, da er ein zu kurzes Bein hatte, mit dem Trauerhut in der Hand dem Sarge als Anführer voran. Gelangte der Zug nun an eine Ecke, wo mehrere Straßen abbogen, so ließ er denselben halten, drehte sich herum, musterte mit Feldherrnblick die Träger und das Gefolge, worauf er majestätisch nach der Richtung hinwies, nach welcher hinaus der Kirchhof lag, um dann im Grabeston, aber mit einer Stentorstimme zu rufen: „Dorthin führet der Weg!“ Nun erst durfte der Zug sich wieder in Bewegung setzen, worauf sich an der nächsten Ecke das Spiel wiederholte.

Nachdem Greve sein ernstes Tagewerk vollbracht hatte, begab er sich in Menck's Theater, um dort als Komiker die Lachmuskeln seiner Mitbürger in Bewegung

zu ſetzen. Bei einer Vorſtellung, wo das Kotzebue'ſche Stück „Das Dorf im Gebirge“ mit Weigl's Muſik aufgeführt wurde, ſpielte Greve den Schullehrer, welcher die Dorfjugend für die Empfangsfeierlichkeiten zu Ehren des aus dem Krieg heimkehrenden Gutsherrn abzurichten hat. Um die ſchwer begreifenden Kinder zu prüfen, ob ſie bei dem Einzugsmarſch auch rechts von links unterſcheiden können, hat ſich der Lehrer auf ein Bein zu ſtellen und ſeine Schüler zu fragen, auf welchem Fuß er ſtände? Greve ſtellte ſich denn auch vorſchriftsmäßig auf ſein kurzes Bein und rief laut: „Nun Jungens, auf welchem Bein ſtehe ich?“ Da ertönte, anſtatt aus dem Munde ſeiner Schüler auf der Bühne, von der Gallerie des Theaters, wo die ganze St. Paulianer Jugend ſaß, die ſchallende Antwort:

„Up dat ſcheeve,
Herr Greve!“

Wie die St. Paulianer Greve zur Zielſcheibe ihres Spottes machten, ſo lachten die St. Georger über Jooſt Calleſen. Jooſt Calleſen war ein alter am Steindamm wohnender Herr, der ſich für den größten Tänzer ſeiner Zeit hielt. Obſchon über 70 Jahre alt, tanzte er in den funfziger Jahren unſeres Jahrhunderts täglich auf den Tiſchen verſchiedener St. Georger Wirthſchaften nach einer, eigends für ihn komponierten Melodie, die Calleſen-Polka, und weidete ſich an dem ſcheinbaren Entzücken ſeiner zahlreichen Zuſchauer. Die guten St. Georger haben mit dieſem allbekannten, eingebildeten, alten Herrn vielen Unſinn getrieben. Bald überreichte man ihm ein Diplom aus Jena, in welchem die Fakultät den geſchickten Calleſen zum Doktor der Tanzkunde ernannte, während man ihm einige Tage ſpäter ein Anerkennungsſchreiben des Königs von Preußen, oder Orden

in Diamanten zu tragen vom Kaiser von Rußland und anderen hohen Potentaten übersandte. Alle hatten von dem in der ganzen Welt verbreiteten Ruhm des großartigen Tänzers gehört und wollten, wenn sie auch noch nicht das Glück gehabt hatten, denselben persönlich kennen zu lernen, ihm doch wenigstens ihre Anerkennung ausdrücken. Joost Callesen hielt alles für baare Münze und tanzte berauscht von den zahlreichen Ehrenbezeugungen, die Brust mit Orden bedeckt, allabendlich auf den Tischen seinen Dank in der Callesen-Polka ab, bis er endlich die Erde mit dem himmlischen Ballsaal, wie er sich das Jenseits dachte, vertauschte.

4.

Von alten Hamburger Gartenwirthſchaften.

Schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts haben vor den Thoren unſerer Stadt Wirthſchaften gelegen, in denen ſich der alte Hamburger, der keinen eigenen Garten beſaß, zur Sommerzeit von dem Staub und der Hitze des Stadtlebens erholen konnte. Eine derſelben hieß „die Rabe“. Das Gaſthaus „die Rabe“ findet man auf dem Homann'ſchen Plan der Stadt Hamburg vom Jahre 1735 angegeben, ein Beweis, daß dieſer Erholungsort ſich ſchon damals einer ſolchen Beliebtheit erfreute, daß der Herausgeber es nicht unterlaſſen durfte, denſelben auf ſeiner Karte zu verzeichnen. Das Haus hieß, als die plattdeutſche Sprache noch in Jedermanns Mund war, „de Rave“, und wurde ſpäter, als man ſich bemühte, hochdeutſch zu ſprechen, durch Verwechſelung des Artikels, indem man „de“ fälſchlich in „die“ überſetzte, fortan nur „die Rabe“ genannt.

Die Rabe lag vor dem Dammthor unten an der Alſter, da wo jetzt die Badeſtraße in die alte Rabenſtraße mündet. Als ſich in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts am mittleren Weg nach Harveſtehude, links von der Stadt, gegenüber der jetzigen Rabenſtraße, eine Konkurrenz-Wirthſchaft „die neue Rabe“ aufthat, legte der Wirth des alten Lokals, unten an der Alſter, ſeinem Gaſt-

haus, um demſelben die Priorität zu erhalten, die Bezeichnung „alte“ bei, weshalb es von da ab „die alte Rabe“ hieß.

Die alte Rabe iſt während des ganzen vorigen Jahrhunderts ein ſehr beſuchter Erholungsort geweſen, der, weil er einen Steg zum Anlegen der Alſterarchen hatte, desgleichen, weil dort der Fährmann wohnte, welcher die Gerechtſame des Ueberſetzens nach St. Georg beſaß, einen beliebten Zielpunkt für die auf der Alſter Luſtfahrenden bildete. Auch müſſen die alten Wirthe daſelbſt eine gute Küche geführt haben, denn es wird erzählt, daß die im vorigen Jahrhundert in der alten Rabe abgehaltenen Klunen- oder Panßenmahlzeiten, bei welchen man gegen eine feſte Gebühr Kaldaunen nebſt anderen Beigerichten ſpeiſte, ſtets eine Menge Gäſte anlockten. Als die Emigranten hier gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zahlreiche Reſtaurationen einrichteten und die Hamburger Gaumen an neue Gerichte gewöhnten, hat der damalige Wirth der alten Rabe Hagedorn der neuen Geſchmacksrichtung eine Konceſſion gemacht, indem er ſeinen Gäſten ſtatt des altmodiſch gewordenen Kaldaunen-Eſſens die Mocktourtelſuppe (soupe à la tortue) auftiſchte und fand bald durch die Trefflichkeit, mit welcher er dieſes Gericht zu bereiten wußte, allgemeinen Beifall.

Wenn ſchon die alte Rabe einentheils ihres höheren Alters wegen, dann aber auch weil ihr Garten am Waſſer lag, vor der am Mittelweg errichteten neuen Rabe den Vorzug behielt, ſo hat doch auch dieſes Wirthshaus ſein Publikum gehabt, denn es wird berichtet, daß im vorigen Jahrhundert dort die Hamburger Rechtsgelehrten, welche man damals Licentiaten, oder in der Volksausſprache Liſchenſchaten nannte, ihre Stammkneipe hatten, wie denn ein für ſie in dieſem Gaſthauſe reſerviertes Zimmer allgemein „de Liſchenſchatenſtuv“ hieß.

Als im December 1813 Davouſt die Gegend vor dem Dammthor verheerte, wurden ſowohl die alte, wie die neue Rabe niedergebrannt. Beide Wirthſchaften ſind nicht wieder aufgebaut worden, ſondern die Plätze, auf denen ſie geſtanden hatten, wurden, wie ſo viele damalige verwüſtete Gartengrundſtücke verkauft. Den Grund, wo die alte Rabe geſtanden hatte, erwarb Senator Luer Anton Pröſch und ließ dort 1816 durch den Architekten Lange eine herrliche, mit Kupfer gedeckte Villa, die eine auf vier Säulen ruhende Vorhalle beſaß, erbauen. Als Senator Pröſch Mitte der zwanziger Jahre ſeinen Landſitz aufgab, wurde die Villa wieder für kurze Zeit in ein Gaſthaus umgewandelt, das ſich Alſtergarten nannte, aber ſchon in den dreißiger Jahren erwarb der hieſige Kaufmann Krigelius den Beſitz und richtete denſelben wieder zu einer Privatwohnung ein. Statt der beiden während der Belagerung von der Bildfläche verſchwundenen alten Wirthshäuſer entſtanden ſpäter vor dem Dammthor zwei andere Gartenwirthſchaften, welche ſich wieder der alte und der neue Rabe nannten. Das erſte dieſer Gaſthäuſer lag am Mittelweg zwiſchen Fontenay und der alten Rabenſtraße und ſein Garten erſtreckte ſich bis an die Alſter. Hier hatte Anfang der zwanziger Jahre der Wirth Streit, bevor er ſein berühmtes Hotel am Jungfernſtieg gründete, ſein Domicil und wußte in dieſem Lokal die ganze feine Welt Hamburgs zu vereinigen. Seine Nachfolger waren Peterſen, Hillert, Roſenbrock und Honneſ. Im Jahre 1842 erwarb Johannes Babe einen Theil des berühmten Gartens. Auch kaufte derſelbe Babe von Krigelius, das ehemalige Pröſch'ſche Geweſe mit Ausnahme des Gärtnerhauſes, welches neben der einſtigen Einfahrt zum älteſten Wirthshauſe „die Rabe“ gelegen

hatte und woſelbſt der Fährmann wohnte. Dieſes Gärtnerhaus erſtand 1842 der alte Fährmann Timm, deſſen Sohn das Haus noch heute bewohnt. Johannes Bade aber vereinte den Beſitz der früheren alten Rabe, alſo das ſpätere Prösch-Krigelius'ſche Geweſe mit dem Garten des Streit'ſchen alten Raben und erbaute auf dem Terrain die Badeſtraße, die ſomit auf dem Grund und Boden zweier verſchiedener Wirthshäuſer, die beide den Namen „der alte Rabe" führten, zu liegen kam. Das ehemalige am Mittelweg belegene Streit'ſche Haus ſelbſt blieb, nachdem der größte Theil ſeines Gartens abgenommen war, beſtehen und führte noch in den fünfziger Jahren unter dem Gaſtwirth Nobiling das Schild „der alte Rabe", bis es endlich in drei Wohnhäuſer umgebaut wurde, die noch heute Ecke der Badeſtraße und des mittleren Wegs nach Harveſtehude ſtehen. Das Haus läßt ſich leicht an den halben Säulen erkennen, welche die Façade ſchmücken.

Weiter nach der Stadt zu, noch vor Fontenay, war zur Zeit des Streit'ſchen alten Raben ein anderer neuer Rabe gegründet worden. Das Gaſthaus, deſſen Garten ſich ebenfalls bis an die Alſter erſtreckte, wurde lange Jahre hindurch von dem Wirthe Berdien geführt und hieß deshalb auch „bei Berdien". Es war ein ländlicher, friedlicher Garten mit einer entzückenden Ausſicht, der beſonders an Sommernachmittagen zur Zeit des Bürgerexercierens vielfach von Müttern mit ihren Kindern aufgeſucht wurde, wie denn auch dort viele Theelauben vermiethet waren. Als im Jahre 1858, vermittelſt der Vorgärten der dort belegenen Häuſer, eine neue Rabenſtraße hergeſtellt worden war, führte das Wirthshaus in der nach ihm benannten Straße die Nummer acht. Im Jahre 1860 übernahm der Wirth Döbereiner Berdien's neuen Raben und ſchuf denſelben

zu einem Erholungsort für die feine Welt um. An den Morgenden wurden hier während der Sommermonate unter bedeckten Hallen Mineralwaſſer aus der Fabrik von Oberdörfer & Co. geſchenkt, während an den Nachmittagen dort alltäglich große Konzerte und Sonntags ſogar Doppelkonzerte der Direktoren unſeres erſten und zweiten Infanterie-Bataillons, der Herren Neumann und Sachſe, ſtattfanden. Auch große Feuerwerke, die der Wirth daſelbſt abbrennen ließ, entzückten die Beſucher, ſo daß der neue Rabe längere Zeit hindurch ein ſo beliebter Vergnügungsplatz der feinen Welt war, daß es allgemeines Bedauern hervorrief, als das Grundſtück in den ſiebziger Jahren an einen reichen Privatmann Poppenhuſen verkauft wurde, der ſich dort an der neuen Klopſtockſtraße eine prächtige Villa erbauen ließ. Nach Poppenhuſen ging der Beſitz an den Herrn von Ohlendorff über, in deſſen Händen ſich derſelbe noch heutigen Tages befindet.

Außer der Rabe hatte der alte Hamburger noch einen zweiten vor dem Dammthor belegenen ſchönen Erholungsort, nämlich das Kloſterwirthshaus in Harveſtehude. In alten Zeiten lag unten an der Alſter zu Ende des jetzigen Harveſtehuder Wegs ein Nonnenkloſter des Ciſtercienſer-Ordens. Nachdem die Reformation um das Jahr 1531 auch in unſere Vaterſtadt eingeführt worden war, hat man das Kloſter gänzlich zerſtört und die demſelben gehörenden Ländereien dem Johanniskloſter zugetheilt, welches dieſelben verpachtete und daſelbſt ein ländliches Wirthshaus errichtete. Das Wirthshaus lag, wenn man von der Stadt aus unten an der Alſter zu demſelben hinauswandelte, nahe der jetzigen Eichenkoppel in einem ſtillen, romantiſchen Thal. Schräg gegenüber erhob ſich ein mit Linden bewachſener Hügel, der Licentiatenberg, von welchem man auf das friedliche

[illegible] Das [illegible] Wirthshaus [illegible] in den [illegible] Jahren des [illegible] Jahrhunderts [illegible] Lieblingsaufenthalt des Hamburger Dichters Hagedorn. [illegible] Klopstock und [illegible] Karpfer im Schatten einer vor dem Gasthaus stehenden alten Linde im [illegible] Gespräch [illegible] wie die um 1744 erschienene Ode „[illegible]", in welcher er auch dieses seines Lieblingsbaumes gedenkt, den er aber wegen seines aus einer schweren Nierenerkrankung entstandenen Augenleidens für eine Eiche ansah, weshalb er sang: „Das schwör' ich bei der alten Eiche". Von Karpfer auf den gemachten Schnitzer aufmerksam gemacht, änderte der über seinen Irrthum sehr erregte Dichter den Vers in der folgenden Auflage seiner Ode um, wo es dann heißt:

„Das schwör' ich bei der alten Linde
In der so mancher Vogel heckt,
Die gegen wilde Wirbelwinde
Mit neunundneunzig Aesten deckt."

Dieser Lieblingsplatz des Dichters unter dem alten Baum, der fortan Hagedorn's Linde hieß, wurde von den damaligen Hamburgern so sehr respektiert, daß die Gäste, die dort saßen, sich bei der Annäherung des Dichters sofort erhoben, um ihm Platz zu machen.

Hagedorn starb 1754 und seine Linde wurde 1775 von einem Blitzstrahl zerschmettert, so daß man sie umhauen mußte. Im Jahre 1785 wurden dann die das Wirthshaus umgebenden, freien Wiesen in englische Gartenanlagen umgewandelt, wobei man eine andere alte Linde, deren Stamm sechs Fuß im Durchmesser maß und welcher man nach Eingehen des ursprünglichen Lieblingsbaums des Dichters den Namen „Hagedorn's Linde" beigelegt

hatte, zum Andenken an unſeren Hamburger Poeten ſtehen ließ. Der Gaſthof wurde damals von dem Pachthofe getrennt und ſeparat für 900 Mark jährlich an den neuen Wirth vermiethet. Die Bewirthung daſelbſt unter Schade war gegen Ende des vorigen Jahrhunderts berühmt. Der Verfaſſer der „Erinnerungen aus Hamburg aus den Papieren des armen Mannes von Gutbronn“ ſchreibt über dieſes Gaſthaus im Jahre 1803: „Die Spur des Kloſtergebäudes iſt verſchwunden. Ein einfacher Naturgarten, reich an Gängen und Lauben nimmt nun dieſe Stelle ein und ein geprieſener Gaſtwirth hat hier ſein Gewerbe und bewohnt den dabei ſtehenden Pachthof mit der ganzen lärmvollen Umgebung ſeines Daſeins. Wo ſonſt nur Pſalmen und Litaneyen erklangen und Frömmigkeit, in weiße Schleier gehüllt, mit leiſen Schritten umherwandelte, lärmt Trompetenſchall, wirbelt die türkiſche Trommel und im raſchen Tanze fliegen die muntern Paare dahin.

„Es iſt jetzt alles anders worden,
Das hat die kluge Zeit vollbracht,
Und vom Ciſterzienſer-Orden
Wird nun kein Mädchen mehr bewacht.
Verſchwunden iſt die öde Zelle,
Dahin des Zwangs grauſame Qual
Und ſtatt dem Licht in der Kapelle
Wird jetzt der laute Freudenſaal
Von tauſend Kerzen ſchöner helle!“

Ein neuerer Schriftſteller von Haupt aber beſchreibt in ſeinem um 1811 erſchienenen „Abentheuer des Junkers Hans von Birken“ den Gaſthof, den er oben vom Mittelweg aus durch die damals noch dort befindliche Sandwüſte beſuchte, folgendermaßen: „Eine liebliche Harmonie empfing uns, als wir aus der arabiſchen Sand-

wäſte in den kleinen engliſchen Park traten, der mit dem ganz einfachen, eben nicht geſchmackvollen Wirthshauſe und anderen Anlagen Harveſtehude heißt. Alle Tiſche unter den ſchattigen Baumgruppen, die das Wirthsgebäude umgeben, waren mit fröhlichen Zirkeln beſetzt. Der Anblick vieler froher Menſchen, das heitere Blau des Himmels, das durch die Blättergewinde zu uns herunter dämmerte, das Säuſeln der Lüfte im ſanft ſchwankenden Gezweige und die einſchmeichelnden Töne eines ſchmelzenden Adagios machten mich wehmüthig froh. In dieſer Stimmung taugte ich nicht für das lärmende Gewühl, das uns umgab. Ich zog meinen Freund in eine dicht umlaubte Allee, deren Schattendach ſich oben ganz zuſammenwölbte. Im Hintergrund ſchimmerte uns der Wellenſpiegel der Alſter entgegen, in dem der Purpurſchein der Abendwolken auf- und niederwogte. Wir waren am Ufer, eine Menge von Gondeln mit rothen Segeln und bunten Flaggen hielt an der Auffahrt. Einige fuhren eben unter Harfenklang und frohen Geſängen ab, andere kamen an und ſetzten eine muntere Geſellſchaft am Ziel des Genuſſes aus, von dem die Abfahrenden ſchon zurückkamen. Eine geſchloſſene, einfach romantiſche Gegend begrenzte den nahen Horizont, die Alſter ſchlang ſich in ſanften Krümmungen durch friſches Grün, die leiſe bewegten Wellen küßten die Blumentriſt und wichen dann jungfräulich tändelnd zurück, um den Kuß zu wiederholen. Allmählig umſchleierte der Abendduft die Landſchaft, die Sonne ſank hinter lichtumſäumten Wolken, die in ihrem Roſenglanz erglühten, ins Waſſergrab zur Ruhe. Wir vertieften uns in die dichtverſchlungenen Gänge, welche die Kunſt nur verſchönt, aber durch keine modiſche Künſtelei entſtellt und zu keinen Zerrbildern verunſtaltet hat. In einem großen Rondel ſtattlicher Eichen und Buchen nahmen wir unſeren Thee ein. Die

bunten kontraſtierenden Gruppen, im dunklen Grün durch die einfallenden Streiflichter der Abendbeleuchtung nüanciert, bildeten ein ſehr anmuthiges Gemälde voll intereſſanten Lebens, hier füllte eine jugendlich blühende Hebe die Taſſen, dort erneuerte eine bedächtige Alte mit zitternder Hand den Theeaufguß; an ihrer Seite lorgnettierten ein paar junge Kleinmeiſter, während ihre Cigarren ihre Nachbarinnen in eine Dampfwolke einhüllten. Als wir unſere Umgebungen lange genug beobachtet hatten, beſahen wir den kleinen gemüthlichen Garten am Hauſe, der Nutzen und Vergnügen recht anziehend vereinigte. Außer einer Kegelbahn, einer kleinen Sammlung exotiſcher Gewächſe, reichen Gemüſebeeten und ziemlich morſchen, zerfallenen Stegen über einen kleinen Bach, der unter Erlenbüſchen flüſterte, fand ich in dem Garten nicht viel Intereſſantes. Die damit verbundenen Anlagen boten dagegen der traulichen Plätzchen viele, wo man in ſüßer Abgeſchiedenheit beim Anblick auf eine harmlos ſtille Gegend ſich gern ſeinen Lieblingsträumen und den hehren Momenten ſinniger Schwermuth hingiebt."

Im Jahre 1813 iſt das Wirthshaus in Harveſtehude niedergebrannt worden, während die Eichen erhalten blieben. Gleich nach der Belagerung aber ließ der in Hamburg ſehr bekannte Wirth, Herr Guillaume das Gaſthaus in einem weit größeren Styl wieder aufführen. In dem mit einem Säulenvorbau verſehenem Hauſe wurde jetzt eine viel beſuchte, glänzende Table d'hôte abgehalten und auch an ſchönen Sommernachmittagen nahmen zahlreiche, gute Familien in dem angenehmen Garten ihren Kaffe ein. Nach Guillaume bewirtheten das Haus Bihr und Mevius, darauf in der dreißiger Jahren Levens, bis 1842, während des großen Brandes die Waiſenkinder in das Wirthshaus überſiedelten. Dieſelben verblieben dort bis zum 23. Oktober 1858, wo ſie das

neue Waiſenhaus am Winterhuderweg bezogen, während eine Anzahl Dragoner unſerer Garniſon in das ehemalige Wirthshaus in Harveſtehude gelegt wurde. Am 18. Juli 1860 hat die Beede zu St. Johannis das Gebäude durch die Makler Brandt und Voß zum Abbruch verſteigern laſſen und daſelbſt vier Wohnhäuſer errichtet. Harveſtehude aber iſt 1866 vom Kloſter St. Johannis an ein Konſortium verkauft worden.

Ein nicht ſo altes, aber doch viele Jahre hindurch florierendes Wirthshaus unſerer Umgegend war „Heuß Hof“ in Eimsbüttel. Daſſelbe iſt 1771 vom Gaſtwirth Heuß in der Nähe des kleinen, aber an Nachtigallen reichen Eimsbütteler Holzes erbaut worden und hat ſich im Lauf der Jahre einen ſo guten Ruf erworben, daß das Buch „Der Hamburger Geſellſchafter“ vom Jahre 1789 daſſelbe als ein ſehr gutes Wirthshaus preiſt. Schon um 1792 hielt, wie der damalige Garten-Almanach anzeigt, Heuß in ſeiner Wirthſchaft täglich eine Table d'hôte ab, die ſtets mit einer unterhaltenden Geſellſchaft beſetzt war, wie auch die dort befindlichen Sommerwohnungen von einer Anzahl einzelner Herren benutzt wurden. Aus demſelben Jahre meldet eine Zeitungsnotiz, daß am 14. Juli die ſich hier aufhaltenden jungen Franzoſen zu Eimsbüttel ihr Nationalfeſt gefeiert hätten. „Sie waren, wie es dort heißt, ſämmtlich in der vornehmen und ſehr gut eingerichteten Tabagie des Herrn Heuß verſammelt, wo ſie ſpeiſten, tanzten und ſich Vergnügungen allerlei Art machten. Es ging, wie der Berichterſtatter weiter vermeldet, ſehr artig zu und die übermäßige Luft einiger junger Herren, die durch die ſtrenge Sonnen- und Weinhitze erregt geworden, fand bei den Zuſchauern viel Intereſſe. Uebrigens muß man ſagen, daß ſich im Ganzen die Geſellſchaft ſo verhielt, daß ſie ihrer Nation bei anſtändigen Freuden Ehre machte.“

Im Jahre 1798 ist die Vornehmheit und Exklusivität des Lokals so gestiegen, daß der gute Heuß auf Anhalten vieler Stammgäste durch die Zeitungen den Israeliten das Betreten seines Gartens verbot. Diese Unduldsamkeit hat damals viel Staub aufgeworfen und zahlreiche Erörterungen dafür und dagegen in der Presse hervorgerufen. Nachdem dann das Gasthaus 1809 durch eine Feuerbrunst vernichtet worden, wurde dasselbe von der Wwe. Heuß wieder aufgebaut und schon 1811 in seinem verbesserten Zustande eröffnet. Die gute Bewirthung blieb dieselbe und wurde so anerkannt, daß zur Franzosenzeit, als man alle übrigen größeren Wirthshäuser vor den Dammthor niederbrannte, Heußhof durch besondere Protection des Kommandierenden verschont blieb, obschon das übrige Eimsbüttel sich in einen Trümmerhaufen verwandelte.

Nachdem Heußhof 65 Jahre hindurch in dem Besitz derselben Familie geblieben war, wurde dasselbe Mitte der dreißiger Jahre für 60,000 Mark Bco. an Joh. Joach. Dobbertien, der bisher eine Wirthschaft auf St. Georg an der Koppel und Alster geführt hatte, verkauft. Dobbertien ließ das im schönsten architektonischen Styl erbaute Haus mit seinem Säulenportal und seinem prachtvollen, großen Saal auffrischen, worauf er dort, besonders an Sonn- und Festtagen, die ganze feine Welt an seiner glänzenden Table d'hote vereinigte. Desgleichen verbesserte er den Garten, in welchem unter zahlreichen anderen schönen Bäumen auch eine eigenhändig von dem Grafen Blücher aus Altona gepflanzte Eiche emporwuchs und gab in demselben glänzende, vielbesuchte Vauxhalls. Unter vielen anderen Gesellschaften, welche Heußhof zu ihrem Stammquartier machten, ragte eine Vereinigung von Lebemännern hervor, die sich der „Mondscheinklub" nannte. Der Name des Klubs entstand

dadurch, daß die Mitglieder bei der Gründung beſchloſſen, ihre Zuſammenkünfte nur an Tagen zu halten, an welchen der Mondſchein bei ihrer nächtlichen Rückkehr nach der Stadt die Wege erhellte. Später ſetzte man den erſten Mittwoch eines jeden Monats zum Klubtag an und ſandte den Mitgliedern einige Tage vorher zur Erinnerung originelle Einladungskarten, die jetzt als Seltenheiten in den Sammlungen der Hamburgenſienfreunde glänzen. Die Mitgliedſchaft konnte nur durch Stimmeneinheit erworben werden und hatte der Mondſcheinklubler einen ſilbernen Halbmond, der ebenfalls noch jetzt von Sammlern hochgehalten wird, zu tragen. Der Präſes aber war durch einen beſonders großen Halbmond ausgezeichnet. Ein Präſident, der Doktor juris Eden, ein Vicepräſident, der Hauptmann Herzog, ein Secretair, ſowie ein Ceremonienmeiſter leiteten die durch Humor belebten Sitzungen. Künſtler, Sänger und Muſiker wurden hinzugezogen, ſo daß die Vereinsabende äußerſt unterhaltend waren. Dabei ſorgte der Wirth Dobbertien dafür, daß den zahlreichen Feinſchmeckern des Klubs ſtets das Feinſte und Beſte aufgetiſcht wurde. Beſonders hoch ging es in dieſer Hinſicht bei dem alljährlichen Stiftungsmahl her, wobei die Koſten deſſelben aus der Strafkaſſe berichtigt wurden. Durch zahlreiche Strafgelder, welche ſcherzhafter Weiſe bei jeder Gelegenheit, z. B. wenn einer der Mitglieder zu viel, oder zu wenig getrunken hatte, eingeholt wurden, war die Kaſſe gewöhnlich ſehr angeſchwollen, ſo daß die Mahlzeit, bei welcher laut Geſetz Alles, was im Laufe des Jahres angeſammelt worden, verzehrt werden mußte, ſtets einen äußerſt ſchwelgeriſchen Charakter annahm und in der Stadt viel von ſich reden machte. Die Mitglieder hörten übrigens allen Ständen an. Ob dieſelben Gelehrte, wie der Phyſikus Helbert, oder der Dr. Eden waren, ob ſie zum Hand-

werkerſtande gehörten, wie der um 1874 aus dem Leben geſchiedene luſtige Schlachter Ballheimer, blieb ſich gleich, wenn ſie nur fidele Lebemänner waren. Ballheimer war es, der manche vom Mondſcheinklub geſungene Scherze dichtete, wie „Trockner Brüder Trinklied“ und „Friſch, oder de halvverdrögte Maanſchienbroder“.

Im Jahre 1860 hat Dobbertien Heußhof an den Konſul Heeren für 125,000 Mark Bco. verkauft. Nachdem der neue Beſitzer einen Theil des großen Garten für ſich genommen hatte, vermiethete er den Reſt an den Wirth Adolf Stoop, der daſelbſt 1861 und 62 wieder Abonnements-Concerte der Muſikdirektoren Kleinmichel und Neumann, unter Mitwirkung des Sängerchors des Stadttheaters, abhalten ließ. Im Jahre 1863 übernahm der Gaſtwirth Stöckel Heußhof und gab daſelbſt noch große Vauxhalls und Feuerwerke, aber bald entſtand auf dem Terrain des Gartens eine neue Straße, die 1867 den Namen „Wieſenſtraße“ erhielt, worauf der Gaſthof in mehrere noch heutigen Tags ſtehende Privatwohnungen umgebaut worden iſt.

Im Anfang unſeres Jahrhunderts ſind hier von franzöſiſchen Emigranten zahlreiche, im Pariſer Styl eingerichtete Wirthshäuſer entſtanden. Unter dieſen Emigranten befand ſich auch der ehemalige franzöſiſche Oberſt Rainville, der als Adjutant des Generals Dumouriez mit demſelben um 1793 zu den Oeſterreichern übertrat, um der Guillotine zu entgehen. Rainville hielt ſich eine Zeit lang in England auf, worauf er im Jahre 1794 nach Hamburg zog und unter den Häuſern der Umgegend Umſchau hielt, ob ſie ſich nicht für ein großartiges, neues Vergnügungslokal eigneten. Am vortheilhafteſten erſchien ihm für ſeinen Zweck

Heußhof, aber vergebens bot er dem Wirth Heuß 120,000 Mark, wenn er ihm seinen Besitz überlassen wollte. Als ihm dieser Ankauf mißlang, wandte er seine Blicke der Elbgegend zu. Dort lag in Ottensen oben am Elbufer ein Garten, welchen in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Hamburger Kaufmann Christopher Watkinson besessen hatte. Watkinsons Grundstück erwarb später John Thornton, der schon im Besitz der unten an der Elbe belegenen Fortsetzung des Parks war, worauf dessen Sohn um 1766 beide Gärten vereinigte. Von den Thorntons kaufte der Altonaer Jürgen Scheel den Besitz, aber schon am 18. December 1775 gelangte der Platz zur öffentlichen Versteigerung und wurde von dem dänischen General Köller-Banner erstanden, der das Terrain 1786 noch durch den östlich gelegenen Böll'schen Garten vergrößerte. Köller war eines der Hauptwerkzeuge gewesen, welche Struensees Sturz herbeigeführt hatten und wurde für seine geleisteten Dienste unter dem Namen von Banner in den Adelstand erhoben und mit dem Titel General in den Ruhestand versetzt. Obwohl er auf seinem erworbenen Hof an der Elbe wohnte, vermiethete er doch den größten Theil desselben an den Gastwirth Seidel. Als dieser Wirth aber im Jahre 1780 Bankerott machte, verkaufte Köller-Banner den ganzen Besitz an den Consul Abbema in Hamburg und zog nach Altona, wo der General, in sehr schlechtem Ruf stehend, bis zum Jahre 1811 lebte und dann, 83 Jahre alt, seinem Leben freiwillig ein Ende machte. Konsul Abbema aber ließ auf dem erworbenen Platz ein schönes Gebäude errichten, wie er auch den Garten mit herrlichen Anlagen versah. Auf dieses wundervolle Grundstück richtete Rainville sein Augenmerk. Er gab seine Hamburger Wirthschaft, welche er interimistisch im ehemaligen Schimmelmann'schen

Palais in der Mühlenstraße geführt hatte, auf und erstand zu Anfang unseres Jahrhunderts das Erbe in Ottensen, um dort eine großartige Gartenwirthschaft zu gründen. Rainville aber stand in bedeutender Schuld bei dem ehemaligen Privatsekretair Napoleons, dem französischen Staatsrath von Bourienne, der sich zu seiner Sicherheit den Hof zuschreiben ließ, was sehr klug war, da Rainville bald Konkurs machte und nunmehr nur zur Miethe auf dem genannten Garten wohnte. Erst 1835, nach Bouriennes in einem Privatirrenhause Caens erfolgtem Tode, konnte Rainvilles Wwe. das ganze Wesen eigenthümlich zum Preise von 85,500 Mark erstehen.

Schon in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts war der Rainville'sche, oder wie es damals noch hieß, der Köller-Banner'sche Garten ein Zielpunkt der vergnügten Hamburger Welt.

Eine Beschreibung des Gartens vom Jahre 1802, im „Journal der Moden und Eleganz" lautet: „Das den Franzosen eigene Genie, eine richtige Beobachtung des Publikums und dessen Geschmack, ließen Rainville bald in keiner Ungewißheit, wie diese Anlage zur Beförderung seiner Einnahme und zur Vergrößerung des Vergnügens für das Publikum benutzt werden sollte.

Die Natur kam zwar der Kunst zu Hülfe, Herrn Rainville's Erfindungsgeist aber schien sich hier erschöpfen zu wollen. Man sieht zur Rechten auf einer grünen Anhöhe einen Sonnen-Pavillon, von welchem man über die Elbe weg fast alle umliegenden ländlichen Parthieen übersehen kann. Von der rechten gegen die linke Seite zu kommt man durch gut angelegte Terrassen und schattige Alleen zu dem eigentlichen Gartenhause, welches nach neuerem Geschmack gebaut und zu einem Gast- und

Kaffeehause aptiert ist. Hier zeigt sich der Zufluß der Menschen sehr stark, es ist der größte und sehenswertheste Platz dieser Parthie und wird daher mehr, als jeder andere frequentiert. Will man sich indeß dem Geräusch und dem allzu großen Gedränge entziehen, so gelangt man weiter unten auf stets geschlängelten, plaisanten Gängen endlich zu der sogenannten Eremitage, die sich im Gebüsch fast verliert. Hier gewährt die Aussicht auf die Ebene und der Rückblick auf die Höhe die mannigfaltigste Beschäftigung für Auge und Herz".

Scholz preist um 1808 das Gasthaus ebenfalls, indem er sagt: „Man findet hier eine majestätische Rotonde mit Stuckaturen und großen Spiegeln verziert, prächtig möblierte Prunkzimmer mit elastischen Sophas, Kolonnaden und niedlich geformte Speisezelte, Eremitagen und otahaitische Hütten, einsam im Schatten versteckte Ruheplätze und eine Aussicht von der Höhe hinab auf die Elbe, die alles Große und Erhabene in sich vereint. In allen Anlagen dieses Belustigungsortes herrscht der raffinierteste Geschmack und die interessanteste Abwechselung und nirgends findet man die Elite der Hamburgischen und Altonaischen Beau-Monde so auf einem Punkt versammelt, als hier".

Lange Jahre hindurch blieb Rainville in der Gunst der hiesigen Bevölkerung, aber auch Fremde, darunter die höchsten Persönlichkeiten, wählten bei ihren Besuchen in Altona dieses Gasthaus gern zum Absteigequartier. Auch spätere Wirthe, wie Messow in den vierziger, Holsten in den funfziger Jahren machten dort ihr Geschäft. Großartige Konzerte und Feuerwerke zogen im Sommer Tausende nach dem reizenden Garten hinaus, während im Winter die eleganten Räumlichkeiten zu glänzenden Festlichkeiten dienten. Nachdem das Lokal 1861 von seinem derzeitigen Besitzer Flemming für

200 000 Mark Bco. an Doktor Levy verkauft worden, blieb es dem Publikum noch eine Zeit lang unter dem Gastwirth Schröder erhalten, bis es in der zweiten Hälfte der sechsziger Jahre abgebrochen wurde.

Unten am Wasser, nahe Rainville, besaß um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Hamburger Kaufmann Schlaaf einen Garten, der noch später, als er längst andere Besitzer erhalten hatte, Schlaafs Garten, oder nach der alten plattdeutschen, sich oft auch auf Eigennamen erstreckenden Aussprache, Slavshof genannt wurde. Auch hier wurde schon am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Wirthschaft betrieben. Der Verfasser der um 1794 erschienen „Hamburger Briefe" schreibt: „Am Ende der Ottenser Allee öffnet sich ein steiler Pfad, der von der Höhe herab dicht ans Elbufer führt. Hier erblickst Du auf einer schattigen Terrasse den Gasthof Slavenhof mit einem niedlichen, ganz mit Lauben besetzten Garten und dieser führt Dich nun völlig hinab an die Elbe. Versetze Dich mit mir hier in eine einsame, schattige Laube und laß uns bei einer Tasse Thee des herrlichen Anblicks der großen, weiten Elbe, ihrer großen und kleinen vorüberfahrenden Schiffe, ihrer fruchtbaren Inseln und des jenseitigen, mit Städten und Dörfern besäeten Ufers genießen, am frühen Morgen hier dem Gesang der Nachtigal horchen und in das Gejauchze der auf ihren Schiffen Milch und Gemüse nach Hamburg führenden Landleute mit einstimmen."

Der damalige Wirth hieß Petersen, während zu Anfang unseres Jahrhunderts der Emigrant Milon de Mesnes den Gasthof Slavenhof übernahm und die bisherige kleine idyllische Wirthschaft in ein elegantes Restaurant umwandelte, in welchem außer einem Maitre d'Hotel, einem Secretair, vier Köchen, darunter der ehemalige Oberkoch des Herzogs von Orleans,

noch neun Aufwärter, drei Mädchen und ein Kommiſſionair wirkten. Die Wirthſchaft, auf welcher zu viele Speſen ruhten, konnte ſich nicht halten. Schon um 1807 wurde das Weſen von dem Adlatus des Staatsrathes Bourienne Herrn Adler in Altona erworben und für 500 Thaler jährliche Miethe ebenfalls an Rainville verpachtet.

Ein den Gaſthäuſern Rainville und Heußhof ebenbürtiges, aber viel ſpäter entſtandenes Etabliſſement war der „Andreasbrunnen“ in Eppendorf. Schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gehörte es zum guten Ton, daß der wohlhabende Hamburger alljährlich im Sommer ſechs Wochen hindurch eine Mineralwaſſerkur durchmachte, oder wie es damals hier hieß, den Brunnen trank. Man reiſte aber nicht etwa nach den Heilquellen ſelbſt, ſondern zog ſich während der Brunnenzeit auf ſeinen, vor dem Thor belegenen Garten zurück, um dort ungeſtört vom Geſchäft, das unterdeſſen von einem Stellvertreter geleitet wurde, des Morgens ſein von den Heilquellen bezogenes Glas Mineralwaſſer zu trinken. An Nachmittagen und Abenden aber brachte man die Zeit mit üppigen Tafelfreuden und hohen Spielparthien hin, zu welchen Vergnügungen alltäglich die Freunde aus der Stadt herausgefahren kamen, bei welcher Gelegenheit ſie dann auch dem die Brunnenkur Gebrauchenden zugleich die täglichen Börſennachrichten und den neueſten Stadtklatſch zutragen konnten. Die beliebteſten Brunnen waren damals das Selters- und das Pyrmonter-Waſſer, von denen das erſtere hier in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Kruke zwölf Schillinge koſtete, während das letztere um 1769 durch die Gnade des Fürſten von Waldeck, wie die damaligen Adreß-Kontor-Nachrichten hervorheben, von der Bremer Firma, welche das Monopol des Brunnenvertriebs beſaß, per Schiff nach Hamburg gebracht wurde, zur großen Freude der Hamburger, die nun viele Fracht

erſparten und doch ihren geliebten Pyrmonter viel raſcher als auf dem Landwege beziehen konnten.

In den zwanziger Jahren unſeres Jahrhunderts reiſten die Hamburger, welche der Erholung bedurften, wohl in die Seebäder Cuxhaven, Travemünde, ja gar nach Helgoland, oder angezeigten Falls in das Soolbad Oldesloe, aber die weit entfernten Mineralquellen wurden nur von wohlhabenden und ſehr kranken Leuten aufgeſucht, weil, bei den noch nicht beſtehenden Eiſenbahnen, die Kurorte nur durch eine ſehr koſtſpielige und mühſelige, lange Reiſe erreicht werden konnten. Wo die Schwefelwäſſer angezeigt waren, bediente man ſich auch wohl der Holtermann'ſchen Quelle in Harburg, oder eines ſehr kräftigen Schwefelbrunnens, der hier in Hamburg am kleinen Fleet 75 entſprang und der von ſeinem Beſitzer, welcher das Waſſer für gewöhnlich zur Zuckerfabrikation benutzte, ſeinen kranken Mitbürgern in der liberalſten Weiſe zur Verfügung geſtellt wurde.

Einer jener leidenden Hamburger, der durch die Art ſeiner Krankheit gezwungen wurde, entfernte Badeörter aufzuſuchen, war der Weinkaufmann Georg Andreas Knauer, der ſein Geſchäftslokal Anfang der zwanziger Jahre in der Brauerſtraße hatte. Da er an der Leber litt, ſchickte ihn ſein Hausarzt mehrfach nach Karlsbad und hat der Kranke bei der Größe der Entfernung die Unbequemlichkeiten der langen Reiſe recht auskoſten können. Als Knauer nun einſt auf ſeiner Rückreiſe von Karlsbad in Dresden Raſt machte, lernte er dort die Struve'ſche Erzeugung von künſtlichen Mineralwaſſern kennen, worauf in ihm der Gedanke aufſtieg, zum Beſten ſeiner Mitbürger, denen Zeit und Mittel es nicht erlaubten, in Krankheitsfällen die entfernten

Heilquellen aufzusuchen, in Hamburg selbst eine Anstalt einzurichten, in welcher man in idyllischer Ruhe, ebenso als ob man weit von der Heimath entfernt wäre, den ächten Mineralwassern gleichende Brunnen trinken könnte. Nach Hause zurückgekehrt, setzte er denn auch seinen Plan bald in's Werk und ließ auf einem seiner Gärten in Eppendorf durch den Wiener Chemiker Schöpfer Einrichtungen treffen, um die gebräuchlichsten Mineralwasser künstlich zu erzeugen. Im Jahre 1825 ist diese neue Trinkanstalt unter Leitung des Physikus Dr. Ebeling eröffnet worden und hat einen solchen Beifall gefunden, daß sie 1826 schon siebenzig Brunnengäste zählte. Sehr bald aber stellte es sich heraus, daß die Schöpfer'schen Einrichtungen nur sehr mangelhaft waren, so daß dieselben von unserm Chemiker Oberdörffer und dem Mechaniker Heuck verbessert werden mußten. Im Anschluß an diese Vervollkommnung ließ Knauer denn auch Bade- und Brunnenhäuser errichten, die Anlagen verschönern und als Krone des Ganzen um 1828 ein prächtiges Konversationshaus erbauen. Das ganze mit außerordentlichen Kosten geschaffene Unternehmen nannte er dann nach seinem eigenen Vornamen Andreasbrunnen. Die viele Mühe und die hohen Summen, welche Knauer an das großartige Etablissement gewandt hatte, sollte sich belohnen, denn nicht nur zahlreiche Hamburger, sondern auch Fremde, besonders Kopenhagener suchten das neue, immer bekannter werdende Bad auf. Die hier um 1830 tagenden Naturforscher, die dem Unternehmen ihre Bewunderung gezollt hatten, trugen nicht wenig dazu bei, den Ruhm des Andreasbrunnens in alle Welt hinauszutragen, wie denn auch zum Bekanntwerden der Anstalt die um 1829 in Weimar erschienene, übersichtliche Bäderkarte beitrug, da sie Hamburg, des Andreasbrunnens wegen, als Bad bezeichnete.

Die Eppendorfer Brunnenanſtalt glich aber auch ganz einem modernen Bade. Die Kurgäſte wohnten daſelbſt im Bade-, Brunnen- und Kurhauſe in kleinen, behaglichen Zimmern, von denen das Etabliſſement nach und nach 110 herſtellte. Außerdem gab es noch Gartenwohnungen für ganze Familien. Früh Morgens ſammelten ſich alle Kurgäſte vor dem Brunnenhauſe, um dort trefflich bereiteten Karlsbader Mühl- oder Schloßbrunnen und Sprudel, Emſer Krähnchen und Keſſelbrunnen, Marienbader Kreuzbrunnen, Kiſſinger Rákoczy, Pyrmonter, Eger, Franzensbader oder ſchleſiſchen Oberbrunnen zu trinken. Desgleichen wurde Selters, Püllnaer und Saidſchützer Bitterwaſſer verabreicht, wie man denn auch Schwefel-, Eiſen-, und kohlenſaure Gas-Bäder nehmen konnte. Während der Morgenſtunden konzertierte vor der Brunnenhalle ein gut beſetztes Orcheſter, während nach dem Tode des Phyſikus Ebeling zwei andere Aerzte, die Doktoren de Chaufepie und Hahn im Kurgarten zu konſultieren waren. Außer einer großen, bei ungünſtiger Witterung von den Kurgäſten benutzten Wandelbahn, bot der Garten, der ſich bis an die Iſebeck erſtreckte, wo dieſelbe ſich in die Alſter ergießt, durch ſeine ſchattigen Alleen, Blumenanlagen und ſchönen Durchſichten die angenehmſten Promenaden. Im Konverſationshauſe befanden ſich Leſe-, Billard- und Spielzimmer, während eine von dem Oekonomen Meſter im großen Saal abgehaltene Table d'hôte die Annehmlichkeiten des dortigen Aufenthalts erhöhte, wozu die ſchönen Knauer'ſchen Weine nicht wenig beitrugen. An den Donnerstagen gab es Reunion, ſowie an ſchönen Sommerabenden Korſofahrten in erleuchteten Gondeln auf der Alſter. Außer den eigentlichen Kurgäſten beſuchten auch zahlreiche andere Hamburger Familien das reizende Gartenlokal der Unterhaltung wegen, ſo daß an Sonntagen oft 150 Perſonen an der

Table d'hôte ſpeiſten. Der Eintritt wurde übrigens nur Denen geſtattet, die dem in grüner Jägeruniform mit mächtigem Stab vor der Thür prangenden Portier eine Einlaßkarte vorwieſen, welche man, um ſchlechte Elemente fern zu halten alljährlich allen guten Familien der Stadt zuſandte. Andreas Knauer hat ſich übrigens nicht allzulange ſeiner großartigen Schöpfung freuen können. Nachdem er verſtorben war, wurde der Andreasbrunnen, unter Oberleitung der Familie Knauer, von dem Oekonom Meſter noch eine Reihe von Jahren weitergeführt. Als nun aber die immer zahlreicher entſtehenden Eiſenbahnen es den Hamburgern ermöglichten, fortan die ſüdlicher gelegenen Heilquellen mit unverhältnißmäßig geringerem Aufwand an Geld und Zeit, als bisher zu erreichen, ſo haben die meiſten Patienten, welche früher im Andreasbrunnen die künſtlichen Mineralwaſſer getrunken hatten, es vorgezogen, die Heilquellen an Ort und Stelle zu genießen, da ſie vermeinten, daß die Natur der Kunſt vorzuziehen ſei. So iſt es gekommen, daß der Andreasbrunnen allmälig als Kuranſtalt in den Hintergrund getreten iſt, und mehr und mehr nur als glänzendes Vergnügungslokal und gute Gartenwirthſchaft angeſehen wurde. Mitte der funfziger Jahre iſt der Andreasbrunnen von dem Wirthe Steinbach übernommen und darauf fünfundzwanzig Jahre hindurch von dieſem bewährten Gaſtgeber in der allervorzüglichſten Weiſe geführt worden. Zahlreiche Konzerte, Feſte, Hochzeiten und Mahlzeiten wurden daſelbſt zur größten Zufriedenheit der Theilnehmer abgehalten, während in ſpäteren Jahren, als die Dampfſchiffe auf der Alſter erſchienen und auch am Andreasbrunnen anlegten, ſich der Beſuch womöglich noch ſteigerte. Vielleicht, weil er ſeine Gäſte zu gut bewirthete hat Steinbach keine Seide bei dem Unternehmen geſponnen, ſo daß er Ende

der siebenziger Jahre seine Wirthschaft aufgeben mußte. Der Besitz wurde dann von Doktor Jakobi erworben, welcher das ehemalige Konversationshaus in vier Miethshäuser umwandeln ließ, während der Assekuranzmakler und treffliche Marinemaler Pollock den herrlichen Garten erstand, um dort seine Wohnung zu nehmen.

Unterhalb des jetzigen Stintfangs, der Bastion Albertus, lag im vorigen Jahrhundert an der Elbe das „Fortifikations"- oder Bürgerlusthaus. Jeder sich darum bewerbende Hamburger Einwohner erhielt von dem ältesten bürgerlichen Vorsteher der Fortifikation gegen Zahlung von sechs Mark die Erlaubniß, das Häuschen auf einen ganzen oder halben Tag zu benutzen, wenn er daselbst seinen Freunden ein Fest geben wollte. Anfänglich war das „Hüschen", wie man es früher nannte, so klein, daß man, wenn die Gesellschaft eine etwas größere war, ein Zelt mit zu Hülfe nehmen mußte, aber schon 1766 wurde ein einstöckiges, dreißig Fuß langes und siebenzehn Fuß breites Haus erbaut, in dessen einzigem Zimmer achtundzwanzig Personen tafeln konnten. Ein funfzehn Fuß großer Anbau enthielt eine Küche, in der man Theewasser bereiten, oder die mitgebrachten Speisen zur Noth wärmen konnte. Im Speisezimmer aber hing eine Büchse, auf welcher eine Inschrift angebracht war, welche aufforderte dieselbe in der Gesellschaft herum zu reichen. Die so angesammelten Gaben waren dazu bestimmt, die Armen der Stadt im Winter mit Feuerung zu versehen.

In dem „Hüschen" war jede Musik verboten, höchstens gestattete man ein einfaches Gesellschaftslied. Die dort sich vergnügenden Bürger fanden aber reichlichen Ersatz an der schönen Aussicht auf die Elbe, wie sie sich auch damit unterhielten, in den hübschen Anlagen, welche sich längs des Festungwalls, bis zum Millernthor erstreckten, zu luftwandeln.

Nachdem das Fortifikationshaus bei der Belagerung verſchwunden war, bot der Elbpavillon Denjenigen, welche die dortige Ausſicht liebgewonnen hatten, einen ſchönen Erſatz. Schon im Mai 1806, als die Entfeſtigung Hamburgs ihren Anfang genommen hatte, legte Hyacinth Dubernet auf der Baſtion Kasparus eine Erfriſchungsbude an. Dieſelbe beſtand aus einem länglichen, von Holz errichtetem Gebäude, das ringsherum mit bedeckten Arkaden verſehen war. Hier ſpielten zweimal wöchentlich die Spanier, wie dort auch Illuminationen ſtattfanden, obſchon im Pavillon gewöhnlich mit Thoresſchluß die Bewirthung aufhörte. Mit der Wiederbefeſtigung Hamburgs durch die Franzoſen mußte natürlich der Pavillon verſchwinden, um erſt im Jahre 1822 im vergrößerten Maßſtabe wiederum errichtet zu werden. Der neue Elbpavillon fand ebenfalls zahlreichen Beſuch. Im Sommer gab es daſelbſt Konzerte vom Muſikdirektor Behrens, ſowie Vauxhalls, während im Winter dort Sänger, Jongleure und andere Künſtler auftraten, und die Menge an das Wirthſchaftshaus zu feſſeln wußten. Im Jahre 1831 that ſich in dem ſchönen Salon dieſes Hauſes ein von dem damaligen Wirth Vögemann gegründetes, bürgerliches Kaſino auf, in welchem ſich die Mitglieder und deren Familien an den Donnerstagen an Spiel und Tanz ergötzten. Nachdem dann der Elbpavillon lange Jahre hindurch von Wiſſels bewirthſchaftet worden, ging er 1855 in den Beſitz von Martin Buhbe über, der dort nicht grade von der beſten Geſellſchaft beſuchte Tanzmuſiken abhielt. Auch unter Thomſen war die im Elbpavillon verkehrende Geſellſchaft oft eine ſehr zweifelhafte. Während der auf dem Wall zwiſchen Millern- und Hafenthor im Jahre 1869 abgehaltenen Gartenbauausſtellung blühte das Lokal noch ein Mal wieder auf, bis es bei der ſpäteren Herrichtung des

Elbparks, weil es sehr baufällig geworden war, abgerissen wurde, um erst mit dem Jahre 1874 neu und in verschönerter Weise wieder zu erstehen. Nachdem eine Reihe von Wirthen dort ihr Heil versucht hatten, die daselbst zahlreiche Sommer-Konzerte unter berühmten Direktoren, wie Gungl u. s. w. abhielten, ist es nunmehr in ein vielbesuchtes Specialitätentheater umgewandelt worden.

Ein anderes, in der Nähe befindliches Gasthaus war die in den zwanziger Jahren von dem Oberalten Martens errichtete „Elbhalle“. Die Elbhalle war einst ein von der guten Gesellschaft besuchtes Haus. Nur Abonnenten durften dasselbe betreten, während Fremde gegen einen monatlichen Beitrag von einem Speciesthaler eingeführt werden konnten. Man ergötzte sich an der schönen Aussicht auf die Elbe, promenierte in der vor dem Hause angelegten Allee, oder vergnügte sich in den großen Sälen, in welchen 150 Personen speisen konnten, an der von dem Oekonomen Herrfurth stets wohlbestellten Tafel, oder besichtigte die an der Außenwand der Elbhalle prangenden zwei riesigen Darstellungen Wellingtons und Blüchers. Schon in den funfziger Jahren, unter den Wirthen Poppenhagen und Hoyer, entartete die Elbhalle zu einem gewöhnlichen Tanzsalon.

Eine außerordentlich beliebte Wirthschaft der St. Paulianer Elbgegend mag hier noch erwähnt werden, die, obwohl sie keinen Garten besaß, doch den Besuchern Gelegenheit bot, die erfrischende Wasserluft zu genießen. Es war dies „London Tavern“ bei den Thranbrennereien No. 11. Diese englische Bierschenke ist 1826 angelegt worden. Eine Laufbrücke führte nach dem Hause hinüber, das an seiner Rückseite einen großen Altan mit Aussicht auf die Elbe besaß. Hier wurde echt englisches Ale, sowie Porter, der das große Glas vier Schillinge kostete, geschenkt. Das Bier wurde durch Pumpen aus

dem Keller in's Gaſtzimmer gebracht, welche jetzt allgemein eingeführte Methode damals ganz neu war und eine Menge von neugierigen Leuten nach dem Lokal hinausführte. Neben den guten Bieren genoß man dort Natives-Auſtern, engliſchen Käſe und ganz vorzüglichen „Scotſch Whisky“. London Tavern wurde noch lange nach des Wirthes (Heidmann) Tode von ſeiner allgemein bekannten und beliebten Wittwe auf das Trefflichſte geleitet. Später war Wiezel hier Wirth, bis derſelbe 1855 den Platz am Jonas erwarb, wo früher die Bieber'ſche Waſſerkunſt geſtanden hatte und dort „Wiezel's Hotel“ anlegte, während Louis Pudey „London Tavern“ übernahm.

Am Schluß dieſes Kapitels über ältere Hamburgiſche Wirthshäuſer, ſoll hier noch einiger, meiſt längſt verſchwundener Biergärten gedacht werden. Nachdem Wörmer, wie im erſten Band dieſes Werkes erzählt worden iſt, im Jahre 1853 mit ſeinem neu angelegten Biergarten einen ſo großen Erfolg errungen hatte, enſtanden hier um 1854 eine ganze Reihe von Gärten, die auf ähnlichen Zuſpruch hofften. Schon am 16. April 1854 eröffnete Ludwig am Spielbudenplatz ſein Gartenlokal. Unter einem gegen etwaigen Regen Schutz verleihendem Zelt konzertierte die Prager Bergkapelle, während die Gäſte ſich an hieſigem Bier und Dresdener Waldſchlößchen labten. Bald folgte der Lackierer und Gaſtwirth Roſe, Vater des 1889 verſtorbenen engliſchen Opernleiters Karl Roſa, Ludwig's Beiſpiel. Roſe's Privatwirthſchaft lag in der Poolſtraße 21, gegenüber dem breiten Wallaufgang. Der ſehr geräumige Garten enthielt zahlreiche Lauben, Kegelbahnen und ein mit Transparentbildern geſchmücktes Orcheſter, auf welchem 1854 die Kapelle des Muſikdirektors Kreßner ſich hören ließ, 1855 aber das Quintett der Saxhörner ſpielte.

Der Besuch des Gartens war schon deshalb ein lebhafter, weil die Mitglieder des Männer-Turnvereins, der dort seinen Turnplatz hatte, bei Rose verkehrten.

Auch der Besitzer des Hôtel d'Angleterre auf den großen Bleichen, Becker, arrangierte 1854 einen Biergarten, in welchem Musikdirektor Möckel spielte. Desgleichen schenkte Oelke in dem an der Kurienstraße belegenen Gärtchen, das vor seiner Bierhalle lag, den braunen Gerstensaft und ließ an schönen Sommerabenden daselbst Musikvorträge halten. Auf dem neuen Steinweg 93, im sogenannten „koscheren Hause", gründete um 1854 der frühere Musiker Kuffner ebenfalls einen Biergarten, in welchem das berühmte Fürstnow'sche Orchester spielte. Das Unternehmen hielt sich nicht lange. Schon im nächsten Jahre mußte Kuffner seine Zahlungen einstellen, worauf er sich entleibte.

Auch Rabe, dessen Bierbrauerei sich in der kleinen Bäckerstraße befand, besaß in den funfziger Jahren einen Lagerbierpavillon, der am Besenbinderhof 40 und 41 zwischen Tivoli und Nagelsweg lag. Auf dem Dach des Pavillons, der sich über dem schönen Lagerkeller erhob, war ein mit Kübelpflanzen besetzter Biergarten angelegt. Die Gäste genossen hier bei den Klängen eines Orchesters einen trefflichen Stoff und erfreuten sich an der freien Aussicht auf den damals noch wenig bebauten Hammerbrook.

Einer der größten derartigen Gärten der Stadt war der auf der Caffamacherreihe 33, von der Fuhlentwiete aus rechter Hand belegene v. Holdt'sche oder Ramspott'sche Biergarten, der in späteren Jahren auch der Brehmer'sche Garten hieß. In den sechsziger Jahren wurden hier bei den nassen, den Biergärten wenig günstigen Sommern die berühmten Regenschirm-

Feſte gefeiert, bei welchen der Beſitzer des größten Schirms eine Prämie erhielt. Trotz ſtrömenden Regens war der Garten bei dieſen Arrangements jedes Mal mit Gäſten überfüllt, von denen jeder einen aufgeſpannten Schirm in der Hand trug. Da ſah man denn eine kulturgeſchichtlich intereſſante Sammlung von Schirmen aller Zeiten und Nationen. Der farbige Bauernſchirm prangte neben dem altfranzöſiſchen Parapluie, das chineſiſche Wetterdach neben dem ungeheuren Familienſchirm des ehrſamen Hamburger Handwerkers. Immer größere Exemplare tauchten, je weiter der Abend vorſchritt, auf und riefen zahlreiche Wetten über den Gegenſtand, der den Preis zu erwarten hatte, hervor. In vorgerückter Stunde, wenn das betreffende Geſchäft geſchloſſen war, erſchien der rieſenhafte Bückelſchirm vom Meßberg, von deſſen Größe man ſich eine Vorſtellung machen kann, wenn man ſich erinnert, daß unter deſſen Dach ſowohl die Verkäuferin mit ihrem ausgebreiteten Lager von geräucherten Fiſchen, wie auch zahlreiche Kunden Platz fanden. Schon wollte man jubelnd der Beſitzerin des Bückelſchirms den Preis zuerkennen, als ein von ſechs kräftigen Männern geſchlepptes Ungethüm eines Schirms auf der Bildfläche erſchien, das, als es mit vieler Kraftanſtrengung der Träger aufgeſpannt war, ſich ſo groß erwies, daß es einen guten Theil des Gartens überdachte. Unter Jubel-Fanfaren des Orcheſters kletterte ein Junge auf den aufgeſpannten Schirm und bekränzte die Spitze deſſelben, während der glückliche Beſitzer des Monſtrums von allen Gäſten, ausgenommen der Inhaberin des Bückelſchirms, beglückwünſcht, den wohlverdienten Ehrenpreis in Empfang nahm.

5.

Von der Hamburger Schlacht-Zeit.

Daß unſeren Vätern ein guter Ochſenbraten über Alles gegangen iſt, habe ich ſchon im erſten Theil dieſes Werkes, bei dem Kapitel vom Hamburger Eſſen, erwähnt. Den Genuß eines Ochſenbratens hat ſich denn auch der alte Hamburger zu jeder Jahreszeit gegönnt, da es hier ſtets zahlreiche, gute Schlachter gegeben hat, welche dem Geſchmack ihrer Landsleute Rechnung zu tragen wußten. Ein Mal im Jahr aber hat der alte Hamburger ſich an ſeinem Leibeſſen ganz beſonders bene thun können und das iſt zur Schlachtzeit geweſen. Um den Hausbedarf an Rauchfleiſch, Pökelfleiſch und Würſten für den Winter zu decken, hat nämlich noch bis Ende des vorigen Jahrhunderts jedes gute Hamburger Haus einen, oder auch gar mehrere Ochſen eingeſchlachtet, wie es denn in einem alten Prätorius'ſchen Hamburger Singſpiel heißt:

„Ein Kluger muß am frühen Morgen,
Schon für den ſpäten Abend ſorgen,
Sonſt wird ſein Thun den Krebsgang geh'n,
Die Sachen bei Schilling und Dreiling zu kaufen
Und täglich nach dem Schrank zu laufen,
Zeigt bald, daß wir die Wirthſchaft nicht verſteh'n.
Die Schlachtzeit iſt vorhanden,
Und mancher Wirth hat ſchon ein Beeſt erſtanden,
Doch hab' ich es mit Fleiß bis hierher ausgeſtellt
Weil ſich jetzund das Fleiſch im Pökel beſſer hält".

Das iſt denn eine hochwichtige Zeit für den alten Hamburger Hausherrn geweſen, da es galt, auf dem am 7. Oktober beginnenden Viehmarkt einen tadelloſen Ochſen zu erhandeln, mit dem man ſich auch vor ſeinen Nachbarn ſehen laſſen konnte, denn es beſtand damals unter den Bürgern ein edler Wettſtreit, wer zur Schlachtzeit das größte und ſchönſte Thier aufweiſen konnte.

So wandelte denn zur gedachten Zeit nach neun Uhr Morgens der Hausherr nach dem Pferdemarkt, auf welchem ſeit vielen Jahren, anſtatt der dort früher zum Verkauf ausgeſtellten Pferde, Ochſen feilgeboten wurden, welcher Handel erſt im Jahre 1804 endgiltig nach dem Schulterblatt verlegt worden iſt. Auf dem Marktplatz war ſtets ein großes Gedränge, ebenſo wie in der Breitenſtraße, woraus den dort wohnenden Wirthen und Krämern ein großer Vortheil erwuchs. In erſter Linie galt es nun für den Ochſenkäufer aus den von den Bauern angebotenen Thieren das paſſendſte heraus zu ſuchen und ſich dann mit dem Verkäufer über den Preis zu einigen. Das Letztere war oft eine ſchwere Sache, da die Bauern entſetzlich aufſchlugen und ſo viele Koopmannsdaler forderten, daß es eine lange Zeit dauerte, bis man die Forderung auf den wahren Werth des Thieres herunter gedungen hatte. In Koopmannsdalern, die dreiunddreizig Schillinge galten, nicht aber nach den ſonſt üblichen Reichsthalern mußte der Handel abgeſchloſſen werden, ſo wollten es die uralten, geſetzlichen Beſtimmungen. Ein ſolches Abhandeln bringt die oben genannte alte Prätorius'ſche Oper ebenfalls, wo der Hamburger Hausherr Ehrenhold mit dem Ochſenbauern Neelß folgendes Geſpräch hält:

Ehrenhold: Der Ochſe ſtehet mir nicht übel an,
Ich werde ſeh'n, ob ich ihn nicht erhandeln kann.
Glück zu mein Freund. Was fordert Ihr
Für dieſes Thier?
Reelß: Man veertig Koopmannsdaaler Schoor! (Sieur, Herr)
Ehrenhold: Der Kerl iſt wohl ein Thor!
Steh'n Euch die zwanzig an?
Reelß: Mit eenen Woord
De achtundörtig!
Ehrenhold: Nein ich gehe fort!
Reelß: T' is ſo een ſtaatlich Beeſt!
Ehrenhold: Ihr fordert allzu ſtark!
Reelß: Schoor, ſößunſößtig Mark,
Syn tweeundörtig Koopmannsdaaler,
Dat is keen Geld för Ju!
Ehrenhold: Soll es bei dreißig bleiben?
Reelß: 't geiht myn Truw nich an, gävt my
De eenundörtig!
Ehrenhold: Nicht einen Schilling mehr, als dreißig; wollt ihr nicht,
So gebt mir alſofort Bericht!
Reelß: Nu Glück damit!

War der Handel nun endlich glücklich ſoweit gediehen, ſo mußte der Ochſenſchreiber gerufen werden, (in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts „Prahl“) um dem Käufer, der ihm als ſtadtbekannten Mann meiſt nicht fremd war, das Thier zuzuſchreiben und dem Bauer gegenüber für die richtige Bezahlung zu haften. Dann wurde der erhandelte Ochſe an eine der Barrieren gebunden, die an der, nach der Jakobikirche hinausſehenden Seite des Pferdemarkts ſtanden, wo dann der Käufer das Vieh zwiſchen ſeinen oft nach Tauſenden zählenden Brüdern ſtehen ließ, um ſich in ein Weinhaus zu begeben und dort den Handel durch ein Glas Bitterwein zu bekräftigen. Der gekaufte Ochſe aber durfte ſpäter nur durch eigene, dazu beſtellte Viehtreiber vom Markt nach dem Hauſe des Käufers getrieben werden, weil ſonſt Leute, die dem Ochſenſchreiber unbekannt waren, das Thier, ohne Zahlung zu leiſten, wegführen konnten,

wie jener Menſch, von dem Herr Adelungk in ſeiner hierſelbſt um 1696 erſchienenen hiſtoriſchen Beſchreibung der Stadt Hamburg erzählt: „Dieſes Jahr den 19. Oktober“ ſchreibt der genannte Chroniſt vom Jahre 1677, „wurde zu Hambnrg ein Ochſendieb, weil er auf dem Ochſenmarkt nach einander, in anderer Leute Namen Ochſen bedungen und weggetrieben hatte, folgendermaßen abgeſtraft. Er mußte erſtlich eine rothe Ochſenhaut als einen Mantel annehmen, alſo daß er die Hörner auf ſeinem Kopf hatte und den Schwanz und Hintertheil der Haut als einen langen Schlepprock nachſchleppte und ſo einige Stunden am Pfahl auf dem Ochſenmarkt, mitten unter den Ochſen ſtehen, hernach aber in großer Folge und Proceſſion des Herrn Omnis Geſindelein (das iſt Henkersknechte) durch die Stadt paſſieren“.

Wenn nun der erhandelte Ochſe glücklich im Hauſe unſeres alten Hamburgers angelangt war und dem Käufer abſeiten ſeiner Familie und ſeiner Freunde die gebührenden Lobſprüche über ſeinen guten Kauf gemacht worden waren, ſo iſt denn auch in nicht allzu langer Zeit der Tag herangekommen, an welchem das Prachtthier das Zeitliche ſegnen mußte. Eine aus dem Jahr 1796 ſtammende Ochſenrechnung giebt uns einen Ueberſchlag von den bis zu dieſem Tage angelaufenen Koſten. Es heißt da:

Für den Ochſen bezahlt	108	Mark	—	Schillinge
Haltegeld an den Treiber	—	„	4	„
Trinkgeld an den Knecht	—	„	5	„
Bei Klaus Witt, Emmerich und Sandſtröm verzehrt	1	„	—	„
An den Treiber	1	„	8	„
Biergeld an die Schlachterknechte . .	1	„	8	„
Schlachterlohn	3	„	—	„
An die Wurſtfrauen	2	„	—	„
Sechs Flaſchen Wein	3	„	—	„
Summa . .	120	Mark	9	Schillinge

Der ausgeweidete Ochſe wurde dann, auf das Schönſte verziert, zur Anſicht auf der großen Hausdiele aufgehängt und alsbald von zahlreichen Beſuchern bei einem Glaſe Wein bewundert und geprieſen. Die intimeren Freunde aber wurden theils zur Oſſenmaltied, wo der erſte friſche Braten von dem geſchlachteten Thier verzehrt wurde, oder zum ſogenannten „Pansſeneten“ geladen. Auf dem zuletzt genannten Schmaus bildeten die mit einer weißen Sauce zubereiteten Eingeweide das Hauptteſſen. Auch gab man wohl ein ſogenanntes „Kluunengaſtbot“ auch „Wuſtmaltied“ genannt, wo die mit Habergrütze und Ochſenfett geſtopften Kluunenwürſte zu „kortem Kool“ gereicht wurden. Dieſe bei uns aus der Mode gekommene „Kluunenwuſt“ wird bekanntlich in Bremen noch heutigen Tages unter dem Namen Pinkel über alle Maßen verehrt.

Ein treues Bild der alten Hamburger Schlacht-Zeit giebt uns das folgende, aus dem vorigen Jahrhundert ſtammende Lied. Es heißt:

Das Ochſenfeſt.

Jetzt wünſcht man keine gute Tage,
Der gute Morgen gilt nicht mehr.
Nun heißt die erſt und letzte Frage,
Mein Herr, Ihr Ochs ſchien ziemlich ſchwer,
Wie fiel er aus? Ja, ja ich wette
Er wog, das Thier war fett und rund,
So viel an Fleiſch, ſo viel an Fett;
Ja, wie geſagt, ſechshundert Pfund.

Man läßt die Zeitungsblätter liegen,
Dies Zeug iſt viel zu eckelhaft,
Weit feuriger iſt das Vergnügen,
Das nun ein todter Ochs verſchafft,
Aus den erfocht'nen Lorbeer-Reiſern
Des großen Held's wird nichts gemacht,
Denn in den öffentlichen Häuſern
Erzählt man von der Ochſen-Schlacht

Ja Herr, mein Ochs, wie ich ihm ſag,
Hielt als ein Ochs drei Schläge aus,
Ihn ſchlug mein Sohn, beim vierten Schlage
Fiel er, da zitterte das Haus!
Ja, ungelogen vom Genicke
Bis auf den Schwanz liegt lauter Speck.
Die Haut iſt wie ein Finger dicke,
Ich gab ſie um vier Thaler weg.

Nun, Herr Gevatter, kann er rathen?
Heut' ſchmauſen wir bei Rhein'ſchem Wein,
Dann ſetz' ich bei dem großen Braten
Dies ſelbſt gemachte Wohlſein ein.
Gott wolle bei dem lieben Jüten,
Madam und das geehrte Haus,
Dies und noch manches Jahr behüten;
Und geb' uns Ochſen manchen Schmaus!

Nein, manchen Ochſenſchmaus, ich fehle,
Verſpricht ſich doch der Prieſter wohl,
Der hat ſtudiert und ich erzähle
Nur, was ich künftig ſagen ſoll.
Dann klopft der Haufen in die Hände,
Und lacht ſo laut es möglich iſt.
Doch ſeht! ich bin bereits am Ende
Eh' ihr des Feſtes Anfang wißt.

Komm' Muſe zu den offnen Plätzen,
Schreckt Dich der Koth? Zieh' Stiefel an!
Sieh', wie man dort die Ochſen ſchätzen,
Befühlen, taſten, loben kann.
Sieh', wie ſie ſich die Hände ſchlagen,
Und bei dem Bieten ſich entzwei'n,
Und wenn ſie ſich zuletzt vertragen,
Ihr „Prahl“ mit lautem Halſe ſchrei'n.

Nun iſt mein Held verkauft, bedungen,
Man führt ihn ab, mit ernſtem Schritt
Folgt er, ein großer Schwarm von Jungen
Und Knecht und Käufer gehen mit.
So denkt er nicht mit tapferm Muthe
An eine kühne Gegenwehr?
O nein, er ſtirbt mit kaltem Blute,
So ſtandhaft, als ein Stoiker.

Geſchmückt, wie auf Paradebetten,
Die Todten ſteh'n, hängt er zu Schau;
Mit Schürzen, Krauſen und Manſchetten,
Schmückt ihn die emſig, kluge Frau.
Die Nachbarſchaft läuft froh und munter,
Wohin? Sie will zum Ochſen geh'n.
Gleich ruft die Magd: Herr kommt herunter,
Man will des Hauſes Ochſen ſeh'n!

Man weiß, daß man mit trock'nen Zungen
Nicht lobt ſo, wie man loben ſoll,
D'rum ſteht bei den Beſichtigungen
Der große Römer ſtetig voll.
Allein der Wein mag immer fließen,
Der Nutzen, den man ſich verſpricht,
Bezahlt ihn leicht, man muß begießen,
Denn ſonſt geräth die Pöckel nicht.

O, möchte doch ein beſſ'rer Schreiber
Dies Feſt dem Untergang entzieh'n!
Und malen, wie die alten Weiber
Bei ihrer Wurſt-Fabrike glüh'n.
Doch ſeht, der Muth iſt mir entloſſen,
Das Mädchen lernt die Mode nicht.
Von mir dürft ihr nichts Gutes hoffen,
Und folglich ſchließ ich den Bericht.

Im Februar des Jahres 1803 ist den zahlreichen hiesigen Ochsenbratenliebhabern eine große Lust verheißen worden. Auf der Veddel hat damals ein englischer Bierbrauer Namens Bird gewohnt, welcher dort zur gleichen Zeit eine Wirthschaft hielt. Dieser unternehmende Mann hat im Relations-Kourier eine Anzeige erlassen, daß er, nach Art der Ochsenfeste auf der gefrorenen Themse, einen kolossalen Ochsen am Spieß auf dem Eis der Elbe braten wolle. Er ließ denn auch auf dem Eise, wenige Schritte von seiner Wohnung, einen Heerd aus gebrannten Ziegeln errichten, der 16 Fuß lang und 13 Fuß breit war. Neben seinem Hause aber erbaute er ein Behältniß, von Steinen, in welchem er den am Spieß steckenden Ochsen gegen ein Entree von einer Mark mehrere Tage hindurch zur Ansicht ausstellte. Da sind denn auch unzählige Ochsenliebhaber nach der Veddel hinausgewandert, um mit wässerigem Mund den leckeren, großen Braten anzustaunen. Als aber der große Freudentag endlich herangekommen und Alles wieder drüben versammelt war, um sich an dem köstlichen Braten zu laben, hat die Polizei den guten Hamburgern einen Strich durch die Rechnung gemacht, indem sie im letzten Augenblick dem Brauer Bird bei hoher Strafe verbot, das Holz, mit welchem der Bratheerd angefüllt war, anzuzünden. Da haben denn zahlreiche Gutschmecker mit betrübtem Herzen um den 450 Pfund schweren Ochsen gestanden und zugesehen wie derselbe, anstatt zu braten, zu „Bickelstein“ gefroren ist. Die listigen Einwohner der Veddel aber haben sich den Besuch der Hamburger zu Nutzen gemacht, indem sie rasch, als die Fluth herankam, Löcher in das Eis schlugen, so das alsbald das ganze Ufer unter Wasser getreten ist und die guten Bürger, die sich noch immer an dem verunglückten Braten nicht satt sehen konnten, plötzlich nicht

mehr an's Land kommen konnten. Da ſtanden denn die Aermſten hungrig und frierend und wußten keinen Rath zu ſchaffen, bis endlich die Veddeler Bauern-Spekulanten den Augenblick gekommen ſahen, wo ihr Weizen blühte. Schleunigſt legten ſie Bretter über das naſſe Element und forderten nun von Jedem, der ſo an's Land gelangen wollte, einen Schilling Brückengeld, was denn die Hamburger auch wohl oder übel zahlen mußten, um erſt am ſpäten Abend hungerig und mit erleichtertem Geldbeutel wieder in ihrer Heimath anzugelangen.

Nach der Franzoſenzeit hat das Ochſenſchlachten in den Häuſern ein Ende genommen und hat Jeder, der einen ſchönen Ochſenbraten eſſen wollte, denſelben fortan bei ſeinem Schlachter beſtellt. Dafür haben die Herren Schlachter zur Freude der Hamburger Ochſenfreunde alljährlich am Charfreitag eine große Maſtviehausſtellung im Küterhauſe veranſtaltet, die ſtets eine wahre Völkerwanderung von Schauluſtigen nach dem Schlachthauſe gezogen hat. An dieſem Tage waren die weitläufigen Räume des Küterhauſes mit Kränzen und Guirlanden verziert, während man den Boden mit friſchem, weißem Sand beſtreut hatte. Da hingen denn in Reihen die koloſſalen Thiere, die noch vor wenigen Tagen mit Blumen geſchmückt durch die Straßen geführt worden waren. Der Wetteifer der alten Hamburger Bürger, den größten Ochſen zu beſitzen, hatte ſich auf die Schlachter übertragen, von denen ein Jeder alle Kräfte anſtrengte, das größte Thier zu erwerben und ſo für ſein Geſchäft Reklame zu machen. In einem Jahr gewann Dieſer den Sieg, im nächſten Jener. Bald war es Beck, Lippelt, Ballheimer, bald Jeſtram, Scheller, Grallert und wie die Herren alle hießen, welche den Preis für den größten Ochſen errangen. Die geſchlachteten Preisochſen aber, die oft über 3000 Pfund wogen, wurden

mit Blumen bekränzt in den Schlachträumen ausgeſtellt, nachdem die Haut durch künſtlich in dieſelbe geſchnittene Arabesken verziert worden war und man in das Innere der Rieſenthiere einen ſchön geſchmückten Hammel, oder ein Spanferkel gehängt hatte. Die Menge aber, welche am Eingang eine beliebige Gabe in die dort für die Armen aufgeſtellte Büchſe legte, wogte im Vorgenuß der ſaftigen Oſterbraten hin und her, eifrig Kritik übend und die wackeren Schlachter ob ihrer Anſtrengung mit Lobſprüchen überhäufend.

6.

Vom Hamburgiſchen Booksbüdel.

In alter Zeit haben die frommen Hamburgerinnen, wenn ſie ehrſam zur Kirche ſchritten, an der Seite einen Beutel getragen, der die Beſtimmung hatte, das beim Gottesdienſt zu benutzende geiſtliche Buch in ſich aufzunehmen. Nach und nach aber haben die guten Frauen den urſprünglichen Zweck dieſes „Booksbüdels“ ganz vergeſſen und denſelben nicht nur beim Kirchgang an Sonn- und Feſttagen angelegt, ſondern ihn zu einem nothwendigen Beſtandtheil ihrer werktäglichen Kleidung umgeſchaffen, da es ihnen zu bequem erſchien, ſich des Beutels beim Transportieren aller möglichen weltlichen Dinge, die nichts mit der Kirche zu thun hatten, zu bedienen. Darüber iſt denn von der Männerwelt, die, Gott ſei es geklagt, von jeher geliebt hat, den armen Frauen etwas anzuhängen, weidlich geſpottet worden und hat man ſich ſpäter daran gewöhnt, jede Einrichtung im öffentlichen und Privatleben der Hamburger, die ſich im Lauf der Zeiten von ihrer urſprünglichen Beſtimmung losgelöſt hatte und dadurch ſinnlos und lächerlich geworden war, einen alten Booksbüdel zu nennen.

Zu allen Zeiten haben ſich denn in unſerer Vaterſtadt eine große Menge ſolcher alten Booksbüdel angeſammelt, woraus den Leuten, welche ſich verpflichtet hielten,

dieſelben zu beſeitigen, ſtets viele Arbeit und Mühe, ſowie großer Aerger und Verdruß erwachſen iſt. Ihre Mühe aber iſt eine rechte Syſiphus-Arbeit geweſen, da, wenn ſie eben glaubten, allen Schlendrian aus der Stadt entfernt zu haben, ſchon wieder andere neue Booksbüdel vorhanden waren, die naturgemäß aus einſt ſehr vernünftigen und nützlichen Gebräuchen entſtanden, die ſpäter aber überflüſſig wurden. So kommt es denn, das ſelbſt unſere Zeit trotz ihrer großen Aufklärung und der Neigung, alles Alte ſchnell zu beſeitigen, doch von Booksbüdeln, die als losgeriſſene, unverſtändliche Theile früherer zweckmäßiger Inſtitutionen ihr Leben fortfriſten, nicht frei iſt, wie denn auch unſere Nachkommen über einen Mangel an Booksbüdeln nicht zu klagen haben werden.

Wenn wir hier einige der älteren Booksbüdel, welche den Hamburgern viele Kopfſchmerzen verurſachten, der Vergeſſenheit entreißen wollen, ſo hat dies den Zweck, die Zeitgenoſſen anzuregen, jeden ſich mit dem Zeitgeiſt nicht mehr vertragenden Schlendrian möglichſt raſch zu beſeitigen, damit unſere Kinder nicht dereinſt zu unſern Lächerlichkeiten den Kopf ſchütteln, wie wir es über die bei unſeren Vätern eingewurzelten Booksbeuteleien heut zu Tage thun.

Schon die Geburt eines jungen Weltbürgers iſt bei den alten Hamburgern mit einem tüchtigen Booksbüdel verknüpft geweſen, der einem braven Familienvater oft manchen ſchweren Seufzer über die damit verbundenen unnützen Koſten entlockt hat. Noch vor der Geburt war der Hausvater gezwungen, dem Booksbüdel zu huldigen, indem er der zur Hülfe beſtellten Frau unabhängig von dem ihr ſpäter zu zahlenden Honorar ein ſogenanntes Beſprekelgeld, das mindeſtens einen Drittel betragen

mußte, zu zahlen hatte, wodurch er ſich allein die Gewißheit erwerben konnte, daß die Gute ſich nicht nachträglich für die betreffende Zeit anderweitig verſagte und ihn im kritiſchen Augenblick im Stich ließ. Zugleich hatte er einem oder mehreren Predigern ſeines Kirchſpiels eine Geldſpende von einem Species bis zu mehreren Dukaten zu übermachen, damit ſie von der Kanzel herab die nöthige Fürbitte ſprachen, welche Summe nach dem glücklichen Eintreffen des Kindes zu wiederholen war, damit, wie es die Sitte erforderte, an derſelben Stelle eine Dankſagung verleſen wurde. Sobald der junge Weltbürger erſchienen war, erforderte es der Wohlanſtand, daß allen zahlreich ſich einſtellenden Freundinnen und Nachbarinnen zahlloſe Taſſen voll Chokolade, Kaffee und Thee gereicht wurden, wozu beſtändig in höheren Kreiſen Schüſſeln mit Konfekt, bei Geringeren aber Teller mit Zwieback kreiſen mußten. Dieſe Sitzung der Antheil nehmenden Frauen dehnte ſich nach alter, guter Sitte über viele Stunden aus und erwartete die Geſellſchaft, daß, nachdem man dem Kaffee endlich Genüge gethan hatte, Malaga präſentiert wurde. Hierauf hatte der glückliche Vater der weiſen Frau abermals ein mit ihrer ſonſtigen Forderung nichts zu thun habendes Douceur in die Hand zu drücken, das mindeſtens einen Speciesthaler betragen mußte und „Baddergeld“ hieß. Am anderen Tage wurden ein oder mehrere Kleinmädchen des Hauſes, für die man eigens einen meiſt aus Seide gefertigten Anzug ſchon vorher hatte anfertigen laſſen, in der Stadt umhergeſandt, um in möglichſt vielen Häuſern das freudige Ereigniß anzuſagen. In Begleitung des Mädchens, das einen mit Bändern gezierten, niedlichen Korb in der Hand trug, befand ſich ein zu dieſem Feſt requirierter Waiſenknabe, der dem Mädchen einen rothſeidenen Regenſchirm nachtrug. Für die Begleitung durch den Knaben mußte

dem Waiſenhauſe ein Geſchenk gemacht werden. Hatte das Mädchen, wie es bei Wohlhabenden üblich war, ein ſeidenes Kleid erhalten, ſo mußte der Hausherr der Betreffenden trotzdem noch ein Geldgeſchenk machen, war aber von weniger gut Situierten dem Anſagemädchen nur ein halbſeidenes oder gar ein kattunenes Kleid verabfolgt worden, ſo hatte die ſo hart Betroffene von ihrem Herrn außerdem noch ein Schmerzensgeld von acht, reſpective zwölf Schillingen einzufordern. Die Anſageformel des Mädchens lautete: „De leve Gott hett Madam . . . . . düſſe Nacht en jungen Söhn (oder Dochter) beſcheert.“ Dieſe Anſagen nahmen oft mehrere Wochen in Anſpruch, da das Mädchen im eigenen Intereſſe möglichſt viele, wenn auch in den allerfernſten Beziehungen zu ihrer Herrſchaft ſtehende Familien abſuchte, da ſie von den, durch die Anſage Beglückten ein Geldgeſchenk im Betrage von vier bis zwölf Schillingen empfing, welche Geſchenke der Waiſenknabe nebſt dem Namen des jedesmaligen Gebers in einer eigenen Liſte zn verzeichnen hatte, damit die Eltern des Neugeborenen, wie es der Anſtand erforderte, bei ähnlichen Gelegenheiten, nachdem ſie das aufbewahrte Protokoll zu Rath gezogen hatten, dem Anſagemädchen der befreundeten Familie ein Trinkgeld geben konnten, welches genau die Höhe des ihrem eigenen Mädchen verabreichten Anſagegeldes erreichte. Das von dem Anſagemädchen auf ſeinen Touren erbeutete Geld, das bei guten Kaufmannsfamilien, die viele begüterte Bekannte hatten, oft 400 Mark und darüber betrug, wurde unter ſämmtliche Dienſtboten des Hauſes vertheilt.

Der einträgliche Booksbüdel des Anſagens iſt im vorigen Jahrhundert häufig von ſtellenloſen Kleinmädchen mißbraucht worden, indem die Betrügerinnen ſich auf eigene Hand einen Waiſenknaben beſorgten und darauf bei den Bekannten irgend einer Dame, von der man

wußte, daß sie Nachwuchs erwartete, das noch gar nicht eingetroffene frohe Ereigniß verkündigten und die ihnen gereichten Trinkgelder unberechtigter Weise einstrichen.

Alle, denen so die Ansage geworden, hatten sich nun in der nächsten Zeit bei der Wöchnerin einzustellen, um sich nach deren und des Kindes Befinden zu erkundigen und, was die Hauptsache war, bei dieser Gelegenheit der Wärterin einen Drittel bis einen ganzen Speciesthaler in die Hand zu drücken. Diese Sitte oder Unsitte nannte man nach dem Vorhang, der das Bett der Mutter zierte, „Umhang schübden", während das gespendete Trinkgeld „Umhangsgeld" hieß. Natürlich achtete die betreffende Wärterin mit peinlichster Genauigkeit darauf, ob auch alle auf der obengenannten Ansageliste verzeichneten Personen ihren Verpflichtungen nachkamen. Wehe der Lässigen, die es versäumt hatte, ihren Tribut zu bringen. Sie konnte mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß ihr Geiz durch die geschädigte Wärterin noch Jahre hindurch in den Kinderstuben verkündigt und sie zum Hauptgespräch bei allen Damenkaffees in der Stadt werden würde.

Nicht nur bei Geburten, sondern auch bei vielen anderen Gelegenheiten spielte der Booksbüdel des Trinkgeldgebens an die Dienstboten im alten Hamburg eine große Rolle, wie er denn auch noch heute, wenn auch im bedeutend verringerten Maße im Schwunge ist. War man zu einer größeren Mahlzeit geladen, so hatte man beim Verlassen des Festes der Dienerschaft des Gastgebers mindestens einige Mark in die Hand zu drücken, wenn man nicht bei ferneren Besuchen von derselben über die Achsel angesehen zu werden wünschte. Bei einem bürgerlichen Mittagsessen aber mußte man dem Dienstmädchen, wie ein Schriftsteller des vorigen Jahrhunders in seinen

Reiseregeln den nach Hamburg kommenden Fremden ausdrücklich anräth, zwölf Schillinge bis eine Mark reichen, während Derjenige, welcher ohne vorherige Einladung im Vorübergehen bei einem Bekannten mitspeiste, mit acht Schillingen Trinkgeld davonkam. Eine alte Räthselfrage des vorigen Jahrhunderts lautete deshalb: „Wer ist überall in der Welt frei, nur in Hamburg nicht?“ Die Antwort lautete: „Der Gast, denn er muß dort seine Mahlzeiten, zu denen er eingeladen wird, vermöge der gereichten Trinkgelder theurer bezahlen, als dieselben werth sind“.

Außer den bei Gesellschaften und Mahlzeiten gereichten Trinkgeldern mußte jeder in einem Hause regelmäßig verkehrende Gast noch den Dienstboten seines Gastgebers um Neujahr ein größeres Geschenk machen. Desgleichen waren die Gärtner der alten Hamburger besonders zu belohnen.

„Auf den Gärten“, so schreibt der obenerwähnte alte Rathgeber Wilbrandt, „giebt man nach Maß einer längeren Bewirthung und seiner Verbindlichkeit gegen den Wirth wohl noch ein mehreres, besonders aber muß eine milde Gabe an den Gärtner alsdann nicht vernachläßigt werden.“

Diese Trinkgelder wurden von den Dienstboten schon bei Annahme einer Stellung in Rechnung gezogen, da sie beim „Sehenlassen“ die Herrschaft ausdrücklich fragten, ob viele Gesellschaften und Mahlzeiten gegeben würden und je nachdem dies bejaht oder verneint wurde, einen kleineren oder größeren Lohn forderten. Die alten Hamburger Herrschaften aber hatten die Gewohnheit, nachdem sie ein Fest gegeben, ihre Dienerschaft auszufragen, wie viel Trinkgeld sie erhalten hätten und was dieser und jener Gast gegeben hätte? Hiernach berechneten sie eines-

theils, wie hoch sich die jährliche Einnahme ihrer Mädchen und Diener stellte, während sie anderntheils aus der größeren oder geringeren Höhe des Trinkgeldes, welches der Einzelne gegeben hatte, schlossen, ob der Betreffende sich gut oder schlecht unterhalten hätte, ob er gut bei Kasse oder nicht sehr wohlhabend, sowie ob er freigebig oder genau bei seinen Ausgaben wäre.

Außer den Dienstboten heischten auch von jeher hier Viele bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit ein Trinkgeld. Erhielt Jemand ein unbedeutendes Geschenk, etwa ein Paar Blumen zugesandt, so mußte er dem Ueberbringer der kleinen Aufmerksamkeit ein Douceur reichen, das oft den Werth der Gabe weit überstieg. That man dies nicht, so blieb der Träger gewöhnlich längere Zeit auf der Diele des Betreffenden stehen, um anzudeuten, daß ihm ein Geldgeschenk zu verabfolgen wäre, oder er sagte wohl gar: „Un wat sall ik min Herrn seggen, wenn he mi fragt, woveel Drinkgeld ik kregen heff?“ Andere verlangten gar ein Trinkgeld für nichts und wieder nichts, wie jener Torfbauer, der hier an einem Abend des Jahres 1822 in einem besuchten Tanzsalon erschien und während der Pause von der Gallerie herab laut verkündete, daß ihm heute ein Junge geboren sei, worauf er, als Alles lachte, in den Saal hinunterstieg und sich von jedem der Tänzer ein Trinkgeld für die Ansage ausbat.

Das Trinkgeldfordern war und ist in Hamburg theilweise noch so im Schwunge, daß einst ein Fremder seine Wette gewann, als er behauptete, man könne einem Hamburger noch so viel für dessen geleistete Arbeit zahlen, ein Trinkgeld würde er doch noch verlangen. Um den Beweis der von ihm ausgesprochenen Ansicht zu führen, ließ er seinen leichten Handkoffer durch einen Arbeitsmann

vom Baumhauſe nach dem Hotel zur Sonne auf dem Neuenwall tragen und reichte dem Träger, ohne ihn nach dem Preis ſeiner geringen Bemühung zu fragen, einen Dukaten. Der Arbeitsmann, erſtaunt über den ihm gereichten unerwartet hohen Lohn, beſah ſich das Geldſtück erſt zweifelnd eine Weile, dann aber ſteckte er dasſelbe ſchmunzelnd, ohne etwas herauszugeben, in die Taſche und wollte eben das Hotel verlaſſen, als ihm einfiel, daß er noch kein Douceur erhalten hätte. Schleunigſt drehte er ſich um und ſagte zu dem fremden Herrn, indem er die Hand hinhielt: „En lüttjes Drinkgeld ſall ik woll ook noch hebben!“

Jeder Miethskutſcher, jeder Hülfsarbeiter verlangte hier früher ſein Trinkgeld, ja ſelbſt auf der Stadt- oder Kommerzbibliothek hatte der im vorigen Jahrhundert dieſe Inſtitute Beſuchende den Aufwärtern der Bibliothek jedes Mal ein Trinkgeld in die Hand zu drücken.

Hielt man in einer Wirthſchaft eine Mahlzeit ab, ſo kam zum Schluß des Eſſens ein mit Salz angefüllter tiefer Teller auf den Tiſch. „De Kökſch hett ſick den Platen verbrennt“, hieß es dann, worauf ein jeder Gaſt ein beliebiges Geldſtück als Trinkgeld für die Köchin in das Salz zu ſtecken hatte.

Wurde ein Bau errichtet, wie etwa die Wandsbecker Kirche, wo viele Hamburger hinauswandelten, um ſich die Sache anzuſehen, ſo lauerten die Arbeiter nur auf den Augenblick, wo die Wißbegierigen den mit einer Planke eingefriedigten Bauplatz betraten, worauf ſie ſchnell die Eingangspforte vernagelten und die Eingeſchloſſenen nicht eher wieder ins Freie ließen, bevor dieſelben nicht ein gutes Trinkgeld gezahlt hatten.

Desgleichen nahm früher das in Form von ange-

ſtellten Sammlungen betriebene Trinkgeldfordern in unſerer guten Vaterſtadt kein Ende. Abgeſehen von den Sammlungen der wohlthätigen Stiftungen, zu denen ja Jeder gern ſein Scherflein beitrug, pflegten zu gewiſſen Feſten manche Leute, die ein bürgerliches Gewerbe trieben, ja ſogar die Geiſtlichkeit die Bewohner um eine Geldſpende anzugehen, um ſich durch die ſo erlangte außergewöhnliche Einnahme ein vergnügtes Feſt zu bereiten. Die Faſtenzeit gab in erſter Linie zu ſolchen Kollekten Anlaß. Wir beſitzen ein Mandat aus dem Jahre 1660, welches gewiſſen Zünften, Handwerkern und Brüderſchaften unterſagt in der Stadt bei den Bürgern umherzugehen und zum Faſtelabend zu ſammeln, welchem Befehl aber nicht nachgelebt wurde, da die Faſtnachtsbrüder das Erbitten eines Faſtnachtsſchillings für keine Schande erachteten, da ſie ſahen, daß ganz anders geſtellte Leute, wie ſie es waren, in den Häuſern ein für ihren perſönlichen Gebrauch beſtimmtes Geſchenk heiſchten. Da waren zuerſt die Herren Paſtoren, welche früher allgemein und in der Mitte unſeres Jahrhunderts noch in einzelnen Fällen zu einem Ochſen ſammeln ließen und meiſt reichliche Beiträge ernteten. Natürlich folgte der Küſter dem guten Beiſpiel ſeines Vorgeſetzten, indem auch er ſich bei den Mitgliedern der Gemeinde einſtellte, um einen Beitrag einzufordern. Dieſem Kirchenbeamten wurden übrigens keine ſo reichen Gaben zu Theil, wie dem Paſtor, wenn es ihm auch nicht ging wie jenem Oberküſter von St. Michaelis. Als derſelbe einſt mit einem langen Mantel bekleidet in die Werkſtätte eines Tiſchlers trat und im Grabeston ſein übliches: „Der Oberküſter von St. Michaelis ſammelt!“ erſchallen ließ, ſtellte der gute Tiſchlermeiſter ſich dumm und ſagte, auf die Hobelſpäne, welche den Fußboden bedeckten, hinweiſend: „O von Hatten geern, min leve Herr Oberküſter, ſammeln Se man to; ſo veel Spöhn, as Se

C75443

man drägen könen, und wenn ook de ganze Mantel vull ward!“

Auch Thurmtüter und Thurmwächter kamen nun an die Reihe, denen Diejenigen, welche nichts geben wollten, wohl ſcherzweiſe zuriefen: „Ach Meiſter, ik heff grad keen lütt Geld bi mi, averſt wenn ik bi Ihnen vörbi kumm, lang ick Ihnen en Söſsling up den Thorn rup!“

Zur Weihnachtszeit beanſpruchten Schornſteinfeger, Leuchtenanſtecker, Nachtwächter, Briefträger, Kolporteure und wie die Sammler ſonſt alle heißen mochten, ein Benefiz, während der Dreckfeger als der unverdroſſenſte Schillings-Einholer um Neujahr, Faſtnacht, Oſtern, Pfingſten, Johanni, Jakobi, Michaelis und Weihnacht einen Tribut verlangte.

Die oben genannte Faſtenzeit hatte außer den dabei vorfallenden Sammlungen noch manchen anderen Booksbüdel aufzuweiſen. Dieſe Tage, an denen man ſang:

„Is düt nich Faſt'labendfeſt?
Luſtig ſünd de Buuren.
Luſtig ſünd de Borger all,
Luſtig ſünd de Swien in Stall!“

legten den Hamburger Gaſtwirthen die Verpflichtung auf, ihren Gäſten gratis eine Faſtnachtsſpeiſe, wie: „Swienskopp un ſuuren Kool“ vorzuſetzen. Während die meiſten Wirthe ihren Schaden durch die maſſenhaft verlangten Getränke wieder einholten, da man die Speiſen, um Durſt zu erzeugen, den Gäſten möglichſt ſtark geſalzen vorſetzte, ſo waren andere Schenkeninhaber ſo liberal, auch allerlei Weine und Liköre unentgeltlich zur Verfügung zu ſtellen.

In den Privathäuſern wurde am Mittag überall die gleiche Speiſe genoſſen, während der Volksbüdel es wollte, daß am Morgen alle Hausgenoſſen ſich den Magen mit den Heetwegen verdarben. Die runden Weißbröte, welche Heetwege hießen, wurden von den Kleinmädchen in mit Kiſſen bedeckten Körben vom Bäcker geholt, damit ſie ja recht heiß blieben. Darauf wurden ſie, nachdem man das Obertheil abgeſchnitten hatte, ein wenig ausgehöhlt, und mit geſchmolzener Butter, heißer Milch, Zucker und Kaneel angefüllt, um, ſo zubereitet, von Klein und Groß mit vielem Behagen ausgelöffelt zu werden. Dazu trank man gern Madeira oder auch, wenn das unverdauliche, oft noch ungare Brot ſich dem Magen bemerkbar machte, Schnäpſe.

Die Paſtoren und Beamte an St. Jakobi aber erhielten ſeit Alters her um die Faſtnachtszeit aus einem Vermächtniß eine Tonne Heringe, vielleicht weil der Teſtator angenommen, daß die Herren um dieſe Zeit ein gutes Katermittel gebrauchen könnten. In neueren Zeiten, wo der Hering ſo im Preis geſtiegen iſt, daß für das ausgeſetzte Geld keine Tonne Fiſche erworben werden kann, wird den betreffenden Herren anſtatt des Naturalgeſchenkes eine unbedeutende Geldſumme ausgekehrt.

Zur Faſtnachtszeit wurde in früheren Zeiten das Zucht- und Spinnhaus für den allgemeinen Beſuch geöffnet, in der wohlgemeinten Abſicht, daß ein Jeder Gelegenheit haben ſollte, ſich die Strafmittel und Diejenigen, welche dort ihre Sünden abzubüßen hatten, in aller Muße zu beſchauen, um durch den abſchreckenden Anblick gewarnt zu werden, die Gebote der Obrigkeit zu übertreten. Deshalb haben die Eltern denn auch früher alljährlich zur Faſtnachtszeit ihre Kinder in Begleitung der Dienſtmädchen des Hauſes zur Beſichtigung des Gefängniſſes

geschickt und manchen Nutzen davon wahrgenommen, bis im Lauf der Zeiten der eigentliche Zweck dieses Besuches ganz vergessen worden ist, indem die Dienstmädchen diesen Tag als ein Freudenfest ansahen, an welchem sie mit den Handwerksgesellen, welche um Fastnacht truppweise das Gefängniß zu besuchen pflegten, zusammenkommen und allerlei Schäkereien treiben konnten. Diese Idee, den Besuch des Zucht- und Spinnhauses für eine hohe Lustbarkeit anzusehen, ist so allgemein geworden und der Andrang deshalb ein so großer gewesen, daß die Vorsteher um 1772 zur Beseitigung des Bocksbüdels einen Anschlag an der Spinnhauspforte befestigten, laut welchem der Besuch des Gefängnisses zur Fastenzeit nur noch unter Aufweisung eines vom ältesten Provisor unterzeichneten Zettels gestattet wäre.

Am Abend des Fastnachtsmontages besuchte man gern das Theater, in welchem seit 1759 alljährlich an diesem Tage ein Singspiel von Weiße, Standfuß und Hiller: „Der lustige Schuster oder der Teufel ist los!“ aufgeführt wurde. Schon unter Schröder's Direktion war um Fastnacht der Andrang der Mädchen, Knechte und vor allem der Schuhmachergesellen, die ihren Kollegen auf der Bühne sehen wollten, so groß, daß meist schon um drei Uhr kein Apfel auf der dritten Gallerie mehr zur Erde fallen konnte und zahlreiche Dienstmädchen mit ihren Körben, sowie Knechte, denen die Tabackspfeifen aus den Taschen hervorsahen, das Parterre aufzusuchen begannen, ein Platz, der sonst nur von höheren Klassen benutzt wurde. Der unübertrefflich komische Schauspieler Eule gab damals den Schuhflicker Jobs Zeckel, während der Liebling des Publikums, Madame Langerhans, die Schuhflickerfrau spielte. Groß war der Jubel, wenn sie sang:

„Ohne Lieb' und ohne Wein,
Was wär' unser Leben?
Alles, was uns kann erfreun,
Müssen diese geben.
Wenn die Großen sich erfreun,
Was ist ihre Freude?
Hübsche Mädchen, guter Wein,
Einzig diese beide!

Sieger, die des Siegs sich freun,
Fragen nichts nach Kränzen.
Sie erholen sich beim Wein
Und bei schlauen Tänzen.
Uns drückt oft des Lebens Pein,
Doch nur wenn wir dürsten;
Aber gebt uns Lieb' und Wein,
O, dann sind wir Fürsten!"

Der Koch aber, der damals von Herrn Stegmann dargestellt wurde, sang unter nicht geringerem Beifall:

„O, dürft' ich sie, wie wollt' ich sie!
Der erste Topf
Flög' ihr an'n Kopf,
Dann Löffel und Gabel und Messer!
Wie jungen Tauben dreht' ich ihr
Den Hals herum, ich steh' dafür,
Dann wird es mit ihr besser!

Ja hätt' ich sie, wie wollt' ich sie!
Wie Hecht und Hahn
Fing' ich sie an
Zu kochen, zu sieden, zu braten.
Nach Gutbefinden hing ich auch
Sie zu den Schinken in den Rauch,
Was gilt's, sie ließ sich rathen!"

In der Scene, wo der Herr von Liebreich seine Gesellschaft giebt, wurde eine Laufbrücke vom Parterre

aus nach der Bühne hinübergelegt, auf welcher ſich das von der Direktion dazu eingeladene Publikum zwiſchen die Schauſpieler begeben konnte, um dann mit Punſch und Apfelkuchen traktiert zu werden. Dieſer alte Faſtnachts-Booksbüdel hielt ſich eine lange Zeit hindurch und ſpielte ſich ſogar während einer Reihe von Jahren auf der Bühne des neuen Stadttheaters ab, wo Gloy unter allgemeinem Beifall als Jobs Zeckel ſeine Faſtnachtsſpäße zum Beſten gab. Noch in den ſechsziger Jahren gelangten an dem genannten Tage wenigſtens einige Scenen der Poſſe im Stadttheater zur Aufführung, während das Stück im Altonaer Stadttheater und St. Pauli Aktientheater noch in unverkürzter Geſtalt unter Theilnahme des auf die Bühne wandernden Publikums heruntergeſpielt wurde. In der vergangenen Faſtnachtsſaiſon ſtand der „Luſtige Schuſter" auf dem Repertoir einer kleinen Bühne unſeres Vorortes Barmbeck.

Bei Mahlzeiten, welche von den alten Hamburgern abgehalten wurden, beſtand lange Zeit hindurch der ſehr hartnäckige Booksbüdel des zum Eſſen-Nöthigen abſeiten des Gaſtgebers. Mochte der Gaſt eine noch ſo gute Klinge geſchlagen haben, immer wieder nöthigte die freundliche Hausfrau in ihrem Hamburgiſchen Dialekt:

„J, ſo eten un dohn Se doch!
Wenn dat da nich wär un bär,
So wull ik vok nicks ſeggen un dohn,
Wölln Se denn keenen Spratenkaul mehr eten?
Wenn Se ſo veel eten harrn, as ik all eten heff,
So harrn Se mehr eten, as Se eten hefft.
J, ſo eten Se doch noch en bitten?"

Ebenſo wurde man bei den Gaſtmählern zum Trinken aufgefordert, was durch das häufige Ausbringen von Geſundheiten geſchah. Man trank ſchon im Anfang des vorigen Jahrhunderts der Reihe nach auf das Wohl der

einzelnen Tischgäste und zum Schluß auf die Gesundheit des Gastgebers, oder, wie man es nannte, „zur schuldigen Danksagung". Seit Ende des Jahrhunderts aber sang man beim Wohltrinken unter Leeren des Glases:

„Lasset die feurigen Bomben erschallen,
Piff, paff, puff, paff, falderidera!
Unser . . . . . der soll leben,
Es blühe das ganze . . . . . sche Haus,
Und sein Weibchen auch daneben,
D'rauf trink' ich mein Gläschen aus!"

Erst im Laufe unseres Jahrhunderts ist es in Bürgerkreisen aufgekommen, beim Gesundheitausbringen nach einem dreimaligen „Hoch", ebenfalls drei Mal hinter einander, oft in den schrecklichsten Mißtönen, zu singen: „Hoch soll er leben, hoch soll er leben, drei Mal hoch!" Wer je einer Gesellschaft von vierzig bis funfzig Personen beigewohnt hat, in welcher eines Jeden Gesundheit mit allen dazu gehörenden Lebehoch-Anhängseln ausgebracht worden ist und dann noch nicht weiß, was ein Booksbübel ist, dem ist es auch nicht begreiflich zu machen.

Obschon Hamburg gegenüber manchen anderen Städten schon in früher Zeit eine hervorragende Toleranz gegen die in seinen Mauern wohnenden Israeliten gezeigt hat, so konnte es sich doch hierin bis in neuere Zeiten von manchem kleinen Booksbübel nicht ganz lossagen. So durften noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Israeliten am Charfreitag weder spazieren gehen noch mit den Pfeifen vor ihren Thüren sitzen, sondern sie hatten sich nach einem vom Rath erlassenen Mandat an diesem Tage still zu Hause zu halten und nur nach vier Uhr das Allernöthigste einzuholen. Auch war noch unter Schröder's Direktion ein bestimmter Platz und zwar die Loge No. 6 im Theater für die

Israeliten bestimmt, obwohl sie dort gleiche Preise wie die übrigen Logenbesucher zahlten. Selbst mit dem Tode eines Israeliten war der Booksbeutel noch nicht zu Ende, da für eine jüdische Leiche bis lange in unser Jahrhundert hinein beim Passieren des Millernthors dem Thorschreiber sechs Mark vergütet werden mußten.

Aber auch viele städtische Einrichtungen waren vom Booksbüdel nicht frei, wie z. B. unser früheres Löschwesen. Noch in den funfziger Jahren wurden im St. Michaeliskirchspiel die Sturmglocken nicht angezogen, wenn auf St. Pauli Feuer ausbrach, da die Vorstadt noch nicht zu der städtischen Feuerkasse gehörte. Dadurch nahm mancher Brand große Dimensionen an, der durch rechtzeitige Alarmierung der städtischen Spritzen leicht hätte unterdrückt werden können. St. Pauli's Löschwesen aber hatte auch wieder seinen Booksbüdel, indem man bei Feuersbrünsten, wenn die Altonaer Spritzen zu Hülfe eilen wollten, denselben den Zutritt zur Brandstätte verbot und lieber das Feuer anwachsen ließ, als die Hülfe der Nachbarstadt in Anspruch zu nehmen. Desgleichen entstand häufig bei den in Hamburg stattfindenden Feuersbrünsten dadurch viel Schaden, daß die auf der Brandstelle angelangten Spritzen lange müssig dastehen mußten, weil sie nicht eher Wasser geben durften, als bis der Kommandeur zur Stelle war.

Ein schlimmer Booksbüdel unseres früheren Gerichtswesens war der bis in die neuere Zeit in Hamburg übliche Gebrauch von sogenannten Freizetteln. Ein Freizettel war ein Erlaubnißschein, einen unpfandbaren Schuldner durch einen Einfänger greifen und in's Gefängniß schleppen zu lassen. Früher gaben sich einzelne Polizei-Officianten dazu her, die Einfänger zu machen, was aber vom Polizeiherrn nicht gerne gesehen wurde,

wie denn Bürgermeiſter Abendroth einſt einem Officianten, der ſich beſchwerte, daß ihn ein Schuldner beim Einfangen deſſelben verletzt habe, den Beſcheid ertheilte: „Min leve Fründ, wenn Se ſick to ſo'n Smutzkram hergevt, ſo möten Se ovk de Folgen drägen!“ Später gab es hier gewiſſe Menſchen, welche das ſtets anrüchige Geſchäft der Menſchenjägerei betrieben. Dieſe Einfänger, die gewöhnlich zu Zweien auf den Fang ausgingen, erhielten von dem Gläubiger, wenn ſie den Schuldner glücklich im Gefängniß abgeliefert hatten, 3 Mark 12 Schillinge ausgezahlt. Hatte nun ein ſolcher Einfänger, wie es häufiger vorkam, von zwei verſchiedenen Gläubigern zwei Freizettel auf dieſelbe Perſon erhalten, ſo wartete er in der Nähe der Wache, wohin er den Unglücklichen auf den erſten Freizettel geſchleppt hatte, ob nicht deſſen Verwandte oder Freunde den Verhafteten gegen Zahlung der Schuldſumme wieder auslöſten. War dieſes nun der Fall und hatte der Befreite eben hochbeglückt, daß er der Gefahr entronnen war, ſein Gefängniß verlaſſen, ſo ſtürzte aus einem Kellerloch der nächſten Straße der Einfänger ſchon wieder hervor, packte ſein Opfer auf's Neue — und ſchleppte es wieder in die Wache zurück, wodurch er zum zweiten Male an demſelben Menſchen den Judaslohn von 3 Mark 12 Schillingen verdient hatte. Die Einfänger aber durften den Schuldner nur auf der Straße greifen, ihn aber nicht etwa aus dem Hauſe herausholen Deshalb hielten ſich denn auch diejenigen Schuldner, welche wußten, daß ein Freizettel auf ſie lief, meiſtentheils in ihrer Wohnung auf und ſchlichen nur des Abends vermummt durch die Straßen. Oft half ihnen aber auch die größte Vorſicht nichts, da der Einfänger ſich jeder erlaubten Liſt bediente, ſein Opfer zu greifen. So hatte ein Ladenbeſitzer am Burſtah einſt eine Akte gemacht, ſo daß ihm nichts von den Waaren, die ſich in ſeinem Ge-

ſchäft befanden, gehörte und er demnach unpfandbar war. Der Gläubiger ließ darauf einen Freizettel auf ſeinen Schuldner beſorgen, über welche Manipulation der Geſchäftsmann lächelte, da er von dieſem Augenblick ab ſein Haus nicht mehr verließ und ſomit ſich ganz ſicher dünkte. Eines Tages trat nun eine feingekleidete Dame in ſeinen Laden und verlangte einen Gegenſtand, der im Schaufenſter läge und den ſie ſo undeutlich beſchrieb, daß der Verkäufer mit der Kundin auf die Straße hinaustrat, um ſich die betreffende Waare im Ausbauer zeigen zu laſſen. Kaum aber hatte der Unvorſichtige die Schwelle ſeines Hauſes überſchritten, ſo ſtürzte der Menſchenfänger auch ſchon aus einem Hinterhalt hervor und führte den vollſtändig Verſtörten trotz aller Bitten in's Gefängniß ab, während deſſen Verbündete, die vermeintliche Kundin, hohnlachend der Inhaftierung zuſah.

Auch das kirchliche Leben hatte ſeine veralteten Einrichtungen. So wurde in den Kirchen über zweihundert Jahre hindurch, nämlich vom Jahre 1650 bis zum Jahre 1865 während des Gottesdienſtes von den Subdiakonen mittelſt eines ſammetnen, an einem Stock befeſtigten Beutels, den oben ein Drahtring offen hielt und an welchem unten ein Glöckchen hing, für den Gotteskaſten geſammelt. Dieſer ſogenannte „Klingbüdel“ iſt zu einem richtigen Booksbüdel geworden, der durch ſein ewiges Klingeln allen andächtigen Kirchenbeſuchern viel Aergerniß bereitet hat. Aller Augen, ſie mochten wollen oder nicht, mußten unwillkürlich dem Beutel folgen, der mit ſeiner luſtigen Klingel von dem Träger durch die ganze Kirche geführt wurde, oder den man in den Reihen, wo derſelbe nicht hinkommen konnte, von Hand zu Hand weiter reichte. Beſtändig ſuchten die Kirchenbeſucher ſich gegenſeitig durch Anſtoßen auf das Nahen des Beutels aufmerkſam zu machen, indem ſie einander zuflüſterten: „De Klingbüdel

kummt!“ Unaufhörlich ging dann ein Rauſchen durch die Reihen der Gemeinde, weil die alten Frauen den doch ſo ſicher in's Taſchentuch geknoteten Dreiling nicht wieder finden konnten.

Ein anderer Booksbüdel der Kirche war das „Stölſetterſch-Weſen“. Bis 1657 hatte jeder Hamburgiſche Kirchengänger ſeinen zuſammengeklappten „Predigtſtool“ mit in die Kirche genommen und dort an einem beliebigen Platz unentgeltlich aufgeſtellt. Seit dieſer Zeit gab es in der Kirche feſte Stühle, welche den Kirchenbeſuchern von der „Stoolſetterſch“ angewieſen wurden. Für ihre Bemühungen ſammelten dieſe alten Frauen noch während des Gottesdienſtes, damit ihnen beim Schluß deſſelben Niemand entkam, von der Perſon einen, wohl auch zwei Schillinge ein, was natürlich bei der Langſamkeit, mit der ſich die Meiſten von ihrem Gelde trennen, eine große Störung hervorrief. Der rückſichtsloſe Eifer aber, mit welchem die Stuhlſetzerinnen ihre Gebühren eintrieben, wurde dadurch nicht verringert, daß ſie für ihre Stellen an die Kirche zu zahlen hatten.

Zahlreiche Booksbüdel früherer Jahre entſtanden aus alten, unverſtändlich gewordenen Satzungen des Zunftweſens. Das Urbild einer ſolchen veralteten Einrichtung der Zünfte beſtand in dem Hänſeln der neu in ein Gewerk Tretenden, augenſcheinlich in der guten Abſicht erdacht, den Andrang zu gewiſſen Berufsarten zu mindern. Solche Hänſelſpiele, die ſich gegen die Neueintretenden richteten, hatten ſchon die alten Kontore, welche zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts von den wendiſchen Hanſeſtädten, darunter Hamburg, in Bergen errichtet wurden. Die Kontore beſaßen in Bergen einundzwanzig in der Nähe des Hafens belegene Höfe, in welchen die von den Kaufherren dorthin geſandten Diener wohnten. Dieſe

Kaufmannsdiener hatten die nordiſchen Waaren aufzukaufen und dieſelben, wenn ſie ſich angeſammelt hatten, in jene Schiffe verladen zu laſſen, welche ihr Haus mit anderen zum Verkauf in den nordiſchen Landen beſtimmten Dingen ſandte. In der Blüthezeit des Bergiſchen Handels, in welcher wohl jährlich zweihundert Schiffe nach dort gingen, waren die Handelskontore oft mit zwölfhundert Handlungsdienern bevölkert. Dieſe jungen Leute mußten, ſo lange ſie in Bergen arbeiteten, unverheirathet bleiben und ſich beim Eintritt in ihre Stellung verſchiedenen Hänſelſpielen unterwerfen. Bei dem erſten Spiel wurden ſie nackend von einem Boot aus ins Waſſer geſtoßen und hinterher wacker mit Ruthen durchgepeitſcht. Bei dem zweiten wurden die Aermſten in das allgemeine Eßzimmer, Schüttſtave, geführt, in welchem, da der Schornſtein fehlte, der Rauch des Kamins durch die Fenſter ſeinen Abzug ſuchen mußte. Nachdem dann im Kamin ein großes Feuer angezündet worden war und man die Fenſter geſchloſſen hatte, wurde der Lehrling an einem Tau bis oben unter die Decke der Stube gewunden, ſo daß ihn der nach oben ziehende Rauch faſt zu Tode ſchmäuchte. Hatte der junge Menſch auch dieſe entſetzliche Marter überſtanden, ſo durfte er ſich, bevor das dritte und letzte Spiel begann, voll und toll trinken, damit er in ſeiner Berauſchung den Schmerz, den man ihm zufügen wollte, beſſer ertragen konnte. Darauf wurde er entkleidet, auf einen Platz im Saale, den man die Burg nannte, niedergelegt und ihm der Kopf in einen Sack geſteckt. Vier als Bauern verkleidete Männer hieben nun mit großen Ruthen unaufhörlich und aus vollen Kräften auf den Unglücklichen los, bis das Blut in Strömen von deſſen Körper herunterlief, während Becken und Trommeln das Jammergeſchrei des Gepeinigten übertönten, damit die luſtig im Kreiſe umherſitzenden übrigen Angeſtellten der

Kontore bei ihrem Schmauſen und Zechen nicht durch das Geheul beläſtigt würden. Dieſer ſchlimme Booksbeutel iſt 1671 vom König von Dänemark und Norwegen für immer aufgehoben worden.

Dergleichen Hänſeleien haben aber auch bei anderen Hamburger Zünften, wenngleich in einer weit gelinderen Weiſe, ſtattgefunden. So iſt noch in unſerem Jahrhundert bei den Reepſchlägern ein Hänſelſpiel im Schwung geweſen, welches man „Süberſcheer" nannte und das ſeinen Namen von einer Scheere erhalten hatte, mit welcher angeblich die fertig gewordenen Taue von den hier und da hervorſtehenden rauhen Hanffäden geſäubert werden ſollten. War ein neuer Lehrburſche in das Gewerk eingetreten, ſo ſteuerte jeder ſchon länger im Geſchäft befindliche Lehrling einen kleinen Geldbetrag bei, um dafür Getränke zu kaufen, worauf der Neuling unter einen Baum geſchickt wurde, um dort ein Loch zu graben und die daſelbſt angeblich verſteckte „Süberſcheer" zu ſuchen. Oben aber in den Aeſten ſaß, in den Blättern verſteckt, ein anderer Burſche mit einem großen Eimer voll Waſſer, den er plötzlich über den ahnungslos Grabenden ausleerte. Der Durchnäßte durfte dann zu ſeiner Getröſtung an dem nun folgenden kleinen Gelage Theil nehmen. Dieſer Troſt aber hat ſehr an Werth verloren, wenn, wie es nur zu oft geſchah, der Eimer anſtatt Waſſer, Theer oder Schmiere enthielt, wodurch dem unglücklichen Opfer dann nicht nur das Zeug verdorben wurde, ſondern auch Geſicht und Haar in einer heilloſen Weiſe verklebt worden iſt, weshalb die Aelterleute in den zwanziger Jahren dieſem Unweſen ein Ende gemacht haben.

Eine geringere Hänſelei erwuchs den Lehrburſchen dieſes Gewerkes, die zu Geſellen gemacht werden ſollten, aus einem anderen Booksbüdel. Die Betreffenden durften

ſich nämlich ſchon acht Tage vorher, ehe ſie in den Geſellenſtand treten ſollten, nicht mehr mit ihren jüngeren Kollegen abgeben, ſondern mußten getrennt von ihren früheren Mitburſchen Frühſtück und Vesper einnehmen. Darauf luden die Geſellen ſie auf die Herberge, um ſie dort mit Schnaps, Taback und Pfeifen zu bewirthen. Hatten ſie ſich nun dieſem, ihnen gebotenen Genuß hingegeben, ſo wurde ihnen von den Geſellen ſcharf die Leviten geleſen, da ſie als Burſchen nicht trinken und rauchen durften, worauf man die Sünder alsbald wegen der Uebertretung des Verbotes in Geldſtrafen nahm, welche Einnahme natürlich wieder verjubelt worden iſt.

Ein anderer angenehmerer Bocksbüdel beſtand bei dieſer Zunft darin, daß die Lehrburſchen, nachdem ſie geſchrieben waren, von dem Aeltermann ein Geſchenk abzuholen hatten, das aus einem halben Kopf Eidamer Käſe beſtand. Dieſer alte Brauch hat ſich bis zu dem vor wenigen Jahren erfolgten Abbruch der Reeperbahnen erhalten.

Auch unter den Geſellen anderer Gewerke haben ſich von Alters her allerlei unverſtändlich gewordene Bocksbüdel erhalten und bis auf den heutigen Tag von Generation auf Generation fortgepflanzt. So dürfen z. B. die Maurer noch heute nicht mit einem Felleiſen auf dem Rücken zum Thor hinauswandern, ſondern ſie müſſen ihre Sachen in ein buntes Taſchentuch geknüpft als ſogenannten Berliner unter dem Arm tragen. Desgleichen iſt es ihnen nicht erlaubt, wenn ſie in die Stadt einwandern, auf dem Trottoir zu gehen, ſondern ſie haben nach der alten Vorſchrift auf dem Fahrwege einherzuwandeln. Zimmerlehrlinge ſollen noch heute ſtets ein ledernes Schurzfell und einen Cylinderhut tragen, den ſie ſelbſt bei der Arbeit nicht ablegen dürfen, während

die Reepſchlägergeſellen bei den auf ihrem Verkehr ſtattfindenden Quartals-Gelagen ihre Röcke zuknöpfen müſſen, wenn ſie nicht in Strafe verfallen wollen.

Auch die Meiſter haben ſich, ſo lange das Zunftweſen beſtand, redlich mit dem Booksbüdel herumſchlagen müſſen. Kam z. B. noch vor dreißig Jahren Jemand mit zwei Spintbröten zum Lübecker Thor nach St. Georg hinein, ſo hatte er dafür an dem genannten Thor die übliche Akziſe zu entrichten. Gelangte er nun mit ſeinen doch verſteuerten Bröten an das Steinthor, um in die Stadt zu kommen, ſo hatte ihm der dort Wache haltende Meiſter beide Bröte zu konfiscieren. Ebenſo war es am Dammthor, wo die Bröte beim Einbringen durch das äußere Thor verſteuert wurden, um dreißig Schritte weiter an dem kleinen Häuschen, in welchem der aufpaſſende Meiſter ſaß, einfach weggenommen zu werden. Man durfte nämlich damals wohl ein einzelnes Brot, für welches die Akziſe erlegt worden, durch's Thor bringen, weil man annahm, daß daſſelbe zum eigenen Konſum diente, während bei zwei Bröten ſchon das Geſetz in Kraft trat, welches zu Gunſten der ſtädtiſchen Bäcker das Einbringen fremden Brotes, welches eventuell in der Stadt billiger verkauft werden konnte, als die hieſigen Preiſe waren, verbot.

Verſtarb Jemand auf Hamburger Gebiet, ſo durfte er, ſelbſt wenn er dicht an der holſteiniſchen Grenze wohnte, nicht in einem Sarge beerdigt werden, der nicht von einem Hamburgiſchen Tiſchler angefertigt worden war. Wenn noch vor vierzig Jahren dieſes Gebot übertreten wurde, wie es bei den dicht vor Wandsbeck wohnenden Hamburgern häufig vorkam, ſo begaben ſich die von Spionen benachrichtigten hieſigen Amtsmeiſter in Begleitung von Poliziſten, ja von Militair nach dem Sterbe-

hauſe, um ſofort, oft noch im letzten Augenblick vor der Beerdigung den Sarg zu konfiscieren, wodurch den Angehörigen des Verſtorbenen natürlich die ſchrecklichſten Verlegenheiten erwuchſen.

Aehnlich war es auch in Altona, wo die Mobilientiſchler keinen Sarg anfertigen durften, welche Arbeit lediglich den Bautiſchlern geſtattet war. Im Jahre 1854 erfuhren z. B. die Aelterleute des Altonaer Tiſchleramtes, daß ein Mobilientiſchler für einen ſeiner Geſellen, der auf der Herberge verſtorben war, einen Sarg anfertige. Sofort begaben ſie ſich in die Wohnung des betreffenden Meiſters und fanden denſelben auch richtig damit beſchäftigt, den Sarg zu zimmern. Auf das Gebot der Amtsmeiſter, ſofort mit der Arbeit innezuhalten, erklärte der Mobilientiſchler, der Sarg ſei zum eigenen Gebrauch bei ſeinem dereinſtigen Ableben beſtimmt, worauf man antwortete, daß es ihm auch nicht erlaubt ſei, für ſich ſelbſt eine Ruhekiſte zu zimmern, da er kein Bautiſchler ſei und nur dieſe Häuſer bauen dürften, zu welchen doch ein Sarg als letzte Behauſung gerechnet werde. Der Mobilientiſchler aber widerſetzte ſich dem Gebot, indem er ſich darauf berief, daß ihm geſtattet ſei, Kiſten anzufertigen und daß er einen Sarg nicht für ein Haus, ſondern für eine Kiſte anſehe, wie man denſelben ja auch eine Ruhekiſte nenne. Wuthentbrannt liefen nun die Amtsmeiſter nach der Herberge der Mobilientiſchler auf der großen Freiheit und ließen alle Zugänge zu derſelben beſetzen. Man hatte beſchloſſen, den unzünftigen Sarg einfach nicht in das Sterbehaus hineinzulaſſen. Das betreffende Haus war denn auch Tag und Nacht ſo dicht von den Anhängern der Zünfte umzingelt, daß unmöglich ein Sarg hineingeſchmuggelt werden konnte. Da man nun erkundet hatte, daß bei keinem zünftigen Meiſter ein Sarg beſtellt worden war, glaubte man ganz ſicher

zu sein, daß die Beerdigung nicht stattfinden könnte. Endlich kam der Tag, welcher zum Begräbniß des Gesellen bestimmt worden war, heran. Der Leichenwagen erschien und hielt eine Stunde hindurch vergebens vor der Thür der Herberge und die in Schaaren vor dem Hause stehenden Zunftfreunde triumphierten schon laut, daß die Beerdigung, da ja kein Sarg vorhanden war, nicht von Statten gehen würde, als sich plötzlich die Pforte öffnete und der Verstorbene in einer schönen Ruhekiste hinausgetragen wurde, zum größten Entsetzen der anwesenden Menge, die es nicht fassen konnte, wie die Leiche zu derselben gekommen war. In der Bestürzung ließ man die Leiche unangefochten ziehen und begann schon beinahe an Hexerei zu glauben, bis man endlich erfuhr, daß der Sarg, der vorher in kleine Stücke zerlegt worden war, von einzelnen Mobilientischlergesellen, die auf ihre Herberge gingen, unter den Kleidern in's Haus geschmuggelt worden, worauf dieselben die Bruchstücke drinnen gar kunstvoll vermittelst Schrauben zu einer Ruhekiste zusammengefügt hatten.

Die Hamburger Beerdigungen waren übrigens in älteren Zeiten allgemein mit den größten Bocksbüdeln behaftet. Schon die alte Hamburger Zeitschrift „Der Patriot" macht sich über die um 1725 noch gebräuchlichen, übertrieben prunkvollen und deshalb höchst kostspieligen Begräbnisse lustig. Nach diesem Bericht wurde damals bei eintretenden Todesfällen von allen Kanzeln herab ein Nachruf verlesen. Der Sarg mußte aus ganz fleckenlosem Eichenholz gefertigt und schön poliert sein, wofür man dem Tischler vierundzwanzig Thaler zu entrichten hatte. Dann wurde derselbe mit feinstem Boy überzogen und mit einem zinnernen Beschlag, der funfzig Thaler kostete, versehen, sowie mit silbernen Handgriffen verziert. Die Leiche wurde, bevor sie eingelegt wurde, in dicken Seiden-

taft gekleidet und ihr die beſte Staatsperrücke aufgeſetzt. Acht ſilberne Girandolen, auf denen dicke Wachskerzen brannten, umgaben den Sarg, damit Jeder die Pracht bewundern konnte, während die ganze Nacht hindurch zwei alte Frauen bei der Leiche Wache hielten. Zum Folgen wurden ſo viele Bekannte, wie nur irgend aufgetrieben werden konnten, geladen, desgleichen Rathsherren, Paſtoren und zahlreiche gelehrte Leute vom Johanneum, denen allen man die verſäumte Zeit anſtändig erſetzte. Beim Schließen des Sarges hatten zehn Frauen kleine Handreichungen zu leiſten, wofür dieſelben große, mit Wachsblumen verzierte Zuckerhüte, die mit Marzipan umlegt waren und die den Namen und den Sterbetag des Verblichenen trugen, zum Geſchenk erhielten. Dieſe Präſente wurden den Betreffenden zugeſchickt, nachdem dieſelben zuvor zierlich in Servietten gehüllt worden. Vorne ſowohl wie hinten ſtanden auf der großen Diele des Trauerhauſes je zwei Freundinnen der Hinterbliebenen, um allen Kondolierenden einen wohlgeſetzten Dank des Hauſes auszuſprechen. Zu Trägern hatte man ſechszehn Reitendebiener in ihrer ſpaniſchen Tracht und vier nebenherſchreitende Stützenträger beſtellt und dieſelben beauftragt, beim Tragen des Sarges einen hin- und herſchwankenden Gang anzunehmen, damit die Leiche möglichſt viel von einer Seite zur andern geſchüttelt würde, was für vornehm galt und deshalb allgemein verlangt wurde. Die eigenen Dienſtmädchen, zu welchen man gern, um der Sache mehr Anſehen zu geben, noch einige dazu miethete, gingen in Regentücher gehüllt und mit den ihnen geſpendeten leinenen Trauertüchern um den Hals, deren Größe die Wichtigkeit der Leiche anzeigte, hinter derſelben her. Ihnen folgten die Sterbegeſänge anſtimmenden Schüler ſowie die übrigen Trauernden. Der nächſte Anverwandte der Leiche aber durfte vierzehn Tage

hindurch nach der Beerdigung keine Kirche beſuchen, während im Trauerhauſe nicht nur der Hausthürdrücker und die Klingel mit Flor überzogen wurde, ſondern ſelbſt die Hausgeräthe bis auf die Eimer ſchwarz lackiert werden mußten, ſo daß, wenn der Maler nicht ſchnell arbeitete, oft Waſſernoth im Hauſe herrſchte.

Dieſer Prunk bei den Beerdigungen machte auf die Gemüther einen großen Eindruck. Merkel berichtet darüber folgende aus dem vorigen Jahrhundert ſtammende Geſchichte:

„Ein junges Mädchen vom Lande, das hier erſt kürzlich in Dienſt getreten war, hörte einſt auf der Straße alle Glocken ertönen und erfuhr, daß dieſes zur feierlichen Begehung einer Leichenfeier geſchähe. Sie eilte darauf nach dem Sterbehauſe. Der Pomp, mit welchem dort der Sarg zur Schau ſtand und endlich davongetragen wurde, der lange Zug von Leidtragenden, die der Leiche folgten, die verzierte Kirche, der lange Sermon des Predigers, Alles dieſes erregte ihre Phantaſie ſo lebhaft, daß ſie es ſich von dieſem Augenblick an als das höchſte irdiſche Glück dachte, dereinſt in ähnlicher Weiſe beerdigt zu werden. Von jetzt an ſparte ſie mit dem engherzigſten Geiz ihren Lohn und ihre Trinkgelder zuſammen, verſagte ſich allen Putz, ſchlug jede Bewerbung um ihre Hand aus und wenn ſie ſich ja noch ein Vergnügen geſtattete, ſo war es das Anſehen einer Beerdigung. Sie ſtarb endlich als eine funfzigjährige Jungfer und hinterließ ein Kapital von 18,000 Mark und ein Teſtament, in welchem ſie befahl, jene ganze Summe zu ihrer Beerdigung zu verwenden. Vergeblich boten ihre armen Verwandten Alles auf, um das Teſtament umzuſtoßen. Der letzte Wille war nach den vorgeſchriebenen Formen abgefaßt, ſo daß man ſich genöthigt ſah, alles zu der vorgeſchriebenen Beſtattung Gehörende doppelt und dreifach zu bezahlen,

da der größte in Hamburg erlaubte Begräbniß-Pomp dieſe Summe nicht aufzuzehren vermochte".

Von dem Begräbnißbooksbüdel der vorigen Jahrhunderte hat ſich ſchon durch das bis zum Jahre 1860 fortbeſtehende Inſtitut der Reitendendiener vieles in die neue Zeit hinüber gerettet.

Derſelbe iſt hier im Jahre 1844 durch jenes, wenn auch gewiß tadelnswerthe, doch den Kern der Sache treffende, berüchtigte Würfelbegräbniß perſifliert worden. In der Woltereck'ſchen Theaterwirthſchaft, in der Dammthorſtraße, waren nämlich einſt von Stammgäſten drei Würfel geſtiftet worden, von denen ein Jeder auf den Vornamen des Stifters feierlich getauft wurde, worauf die Würfel zu entſcheiden hatten, wer die Koſten der Taufe zu zahlen hatte. Mit dieſen Würfeln iſt nun längere Zeit hindurch von den Stiftern allabendlich die gemeinſchaftliche Zeche ausgeknobelt worden und auch andere Gäſte haben ſich derſelben bedient, um die Verzehrungskoſten auszuwürfeln. Dies hat ſo lange gewährt, bis einer der Stifter nach Petersburg, der andere aber nach Königsberg abgereiſt iſt, worauf beſchloſſen, wurde, am 9. Februar des betreffenden Jahres, Vormittags 11 Uhr gleichzeitig in Petersburg, Königsberg und Hamburg je einen der drei Würfel zu beerdigen. Das Hamburgiſche Würfelbegräbniß iſt denn auch zur feſtgeſetzten Stunde von Statten gegangeu. Voran ſchritt ein Marſchall mit einem florumwundenen Stab. Dann folgten fünf einen Trauermarſch blaſende Trompeter, hinter welchen drei Reiter einherzogen, von denen der mittlere einen Katafalk von ſchwarzem Sammet mit geſtickter Silberborde trug, in welchem auf einem Kiſſen ein bleierner Miniatur-Sarg ſtand, der den Würfel umſchloß. Der betreffende Sarg war am Abend vorher, durch viele Kerzen beleuchtet, in dem genannten Lokal

ausgeſtellt geweſen und von zahlreichen Gäſten betrachtet worden. Hinter dem Sarg folgte ein Trauerwagen, beladen mit den Winterüberziehern der Leidtragenden, die alle im Frack erſchienen waren. Nun kamen acht Quartettſänger mit einem Marſchall an der Spitze und hinterdrein vierundzwanzig Herren, alle in Trauerkleidung und abermals angeführt von einem voranſchreitenden Marſchall. So wallte der Zug mit der größten Feierlichkeit zum Dammthor hinaus, allwo die Beerdigung, ohne von der Polizeibehörde behelligt zu werden, von Statten gegangen iſt.

7.

Das tanzende Hamburg.

Vor 200 Jahren haben hier in Hamburg, wie im ganzen übrigen Europa zwei Arten Tänze beſtanden, die vornehmen Schreit- oder Schleiftänze und die einfachen ländlichen Springtänze. Die erſteren, zu denen Tänze, wie die Pavane, Gavotte, die ſpaniſche Sarabande und das Menuett gehörten, waren, trotz und vielleicht wegen der Langſamkeit und Feierlichkeit mit welcher ſie getanzt werden mußten, recht ſchwierig. Sie erforderten große Kraftentwicklung, vielen Anſtand und beſtändig die peinlichſte Aufmerkſamkeit auf den Takt der Muſik. Jedes Verſehen kam zur Geltung, da nach alter Sitte meiſt nur ein Paar zur Zeit tanzte und die übrige Geſellſchaft als Zuſchauer die Leiſtungen der Tanzenden beurtheilte. Natürlich konnten dieſe Tänze nur durch viele Uebung erlernt werden, aber ſie gehörten einmal zu der Erziehung eines vornehmen, jungen Hamburgers und die Kenntniß derſelben war dringend nöthig, denn der junge Patricier konnte ja leicht eine Einladung zu einem Ballet, wie man die vornehmen Bälle damals nannte, erhalten, welches einer der hier oft anweſenden fürſtlichen Perſonen auf dem Ballhauſe den Spitzen der hieſigen Geſellſchaft als ſchuldige Dankſagung für die ihm erwieſenen Ehren gab, und welcher Schande würde er ſich ausgeſetzt haben, wenn

er bei den aufgeführten Tänzen grobe Fehler begangen hätte. Deshalb fanden denn auch hier in älteren Zeiten eine größere Anzahl Tanzmeiſter ihr reichliches Brot, von denen in dem Verzeichniß hieſiger Einwohner „Jetzt lebendes Hamburg“ vom Jahre 1725 die folgenden aufgeführt werden: „Mr. Bizo, hochfürſtl. holſteiniſcher Tanzmeiſter wohnt am Goſemarkt, Mr. Hertzog in der Brauerſtraße, Mr. Conturier auf den Pickhuven, Mr. Kelp hinter St. Petri, Mr. Wilckens in der Fuhlentwiete, Mr. Stein in der Blootloſen Twiete, Mr. Bahlmann an der Mühlenbrücke.

Dieſe im Vergleich zu dem heutigen großen Hamburg, das nur fünfzehn Tanzlehrer aufzuweiſen hat, bedeutende Anzahl der Tanzmeiſter beweiſt aber noch nicht, daß unſere Vorfahren viel tanzten. Im Gegentheil iſt die praktiſche Anwendung der erlernten Kunſt wohl nur ſeltener vorgekommen, da der Hamburger lieber in ſeinen Erholungsſtunden und bei ſeinen Feſten ſchmauſte und zechte, als tanzte. Die Tanzlehrer aber beſtanden gut, weil einentheils die Erlernung der künſtlichen Tänze eine längere Zeit in Anſpruch nahm und anderntheils der alte Hamburgiſche Tanzmeiſter den Kindern der Wohlhabenden die Anſtandslehren beizubringen hatte, was bei den in früheren Zeiten in dieſer Hinſicht üblichen zahlreichen Vorſchriften auch nicht über das Knie zu brechen war.

Die geringen Hamburger aber haben damals die ländlichen Reigen und Springtänze getanzt, welche ihnen von keinem Lehrer beigebracht zu werden brauchten, ſondern die ſie ſo nachahmten, wie ſie dieſelben von Vater und Mutter tanzen ſahen. Der Tanz im Freien, wie er im Mittelalter überall in den Städten Sitte war, hat auch in Hamburg ſeine Spuren hinterlaſſen, indem noch 1695

E. E. Rath das mit geräuſchvoller Muſik verbundene Tanzen auf den Gaſſen verbietet.

Die eigentlichen Tanzplätze der geringen Leute aber waren ſchon damals die Krüge, wo ſie ſich nach dem Klang von Trompeten und Trommeln bis in die ſpäte Nacht hinein drehten und zwar oft zur größten Störung der anwohnenden Bürger, weshalb der Rath auch in dem angezogenen Mandat nicht dulden will, daß noch nach Thorſchluß die genannten überlauten Inſtrumente bei der Tanzmuſik gebraucht werden ſollen. Beſonders an den Sonntagen ſcheinen die gewöhnlichen Hamburger ſich ſtark dem Tanzvergnügen ergeben zu haben, denn ſchon 1673 unterſagt die Obrigkeit den Knechten, Mägden, Lehrjungen und Dienern das am Sonntag beliebte Tanzen und Springen in den Krügen, welches Gebot um 1743 wiederholt wird, wobei den Wirthen, welche ihre Tanzböden nicht ſchließen, eine Strafe von fünfzehn Reichsthalern angedroht wird, während die Muſikanten und Tänzer in eine Buße von fünf Thalern genommen werden ſollen. Dieſe Strafen aber haben die ſonntägliche, große Tanzluſt nicht vermindern können, ſo daß trotz aller Mandate ſowohl an Sonn- und Feſttagen, wie ſogar in Advent- und Faſtenzeit luſtig weiter getanzt worden iſt, worauf der Rath, um dem Uebel an die Wurzel zu gehen, im Jahre 1765 alle ſogenannten Tanzlehrer, welche wohl mehr Tanzordner waren, die in ihren eigenen Wohnungen, oder in Wirthshäuſern die ſonntäglichen Tanzvergnügungen veranſtalteten, anpacken und beſtrafen ließ.

Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ſcheint die Luſt der vornehmen Hamburger zur Erlernung der Tanzkunſt nachgelaſſen zu haben, ſo daß ein derzeitiger Schriftſteller, Griesheim, uns berichtet, daß ihm in Hamburg kein berühmter Tanzmeiſter bekannt ſei.

Um das Jahr 1789 gab es hier nur noch drei Tanzlehrer. Nach der französischen Revolution verschwanden nämlich mit den immer mehr sich verbreitenden Ideen der Gleichheit die besonderen Tänze der Vornehmen. Gleiche Tänze wurden von Hohen und Geringen getanzt, was schon bedingte, daß dieselben nicht allzu schwer zu erlernen waren. Besonders kamen die englischen Land- oder Countrytänze unter dem Namen Kontratänze auf, so daß hier in den neunziger Jahren oft bei den bürgerlichen Konvivien, nachdem unsere Väter und Mütter sich satt gegessen hatten, ein Kontratanz ausgeführt wurde, dem allerdings der zu Ehren der Festordner getanzte „Schaffertanz" stets voranging. Die wohlhabenden Hamburgischen Familienväter betheiligten sich übrigens auch an den mit einem guten Schmaus und Gelegenheit zum L'hombrespiel verbundenen Subscriptionsbällen, welche im Winter an allen Donnerstagen im Bosselhof abgehalten wurden, einem Gesellschaftshause, welches dem englischen Kourt gehörte und das in der Gegend der heutigen englischen Planke lag.

Am Schluß des vorigen und zu Beginn des jetzigen Jahrhunderts kamen nach einander die deutschen Walzer, der Galopp, die böhmische Polka, Redowa u. s. w. auf, kunstlose Tänze, welche früher die ländliche und geringe Bevölkerung verschiedener Gegenden getanzt hatte, die jetzt aber salonfähig geworden waren, so daß der Unterschied zwischen Ballsaal und Tanzboden verschwand. Die Tänze wurden nach irgend einem Ereigniß in der bürgerlichen oder politischen Welt getauft. So tanzte man 1814 den „Hamburger Auferstehungswalzer", oder eine von Lawrouw, dem Musikdirektor des dreiundvierzigsten russischen Jäger-Regiments komponierte Polonaise, die den Namen „Der Abmarsch der Franzosen" führte. Im Jahre 1826 aber liebte man hier Sehnsuchts-, Schnee-,

ABC-, Wiener Parade-, Neunaugen-, Zimmetbretzel-, Vielliebchen-, Strahlauer Fischzug-, Mondschein-, Sonntag- und Katalani-Walzer.

Während die vornehme Welt ihre Privatbälle abhielt, ergötzte sich das gute, bürgerliche Publikum der zwanziger Jahre in geschlossenen Gesellschaften, welche nach den Wirthschaften, in denen sie abgehalten wurden, Apollo-Union, Elbpavillon- und Erholung-Vereinigung, Kasino u. s. w. genannt wurden. Auch andere Vereinigungen, wie der Klub der Freundschaft, Konkordia, Balkenklub, Amicitia, sowie die Logen veranstalteten für die Familien ihrer Mitglieder Bälle, während in manchen Lokalen, wie z. B. in der damals noch vom guten Publikum besuchten „Elbhalle“ auf St. Pauli geschlossene Abonnementsbälle stattfanden. Für die gewöhnlichen Leute that sich in unserem Jahrhundert eine sich von Jahr zu Jahr vermehrende Zahl von Tanzlokalen auf. So konnte man in der Mitte der zwanziger Jahre im tiefen Keller in der Nikolaistraße den damals beliebten Brasilienwalzer tanzen, am Schaarmarkt im Fürsten Blücher, vormals weißes Roß, den Libussawalzer mit aufführen, oder sich in der Bachushalle in der Böhmkenstraße, dem jetzigen Vereinslokal des Arbeiter-Bildungsvereins, im deutschen Lustgarten in der Fuhlentwiete, im Schlachteramthaus bei Ahlers, bei Hänsler, später Cahrs, in der neustädter Neustraße, im Blümchen in der Steinstraße und anderen Lokalen dem Vergnügen des Tanzes hingeben. Auf St. Pauli winkten Hôtel de Nelson und Joachimsthal, wo man in den funfziger Jahren neben dem Eisenbahngalopp, die Fingerpolka unter Drohen mit dem Finger, oder eine Redowa, wobei der blödsinnige Text „Ritz, ritz, ritz enzwei, morgen ist das einerlei“ gesungen wurde, tanzte. Anfang der sechsziger

Jahre aber wurden die genannten unſinnigen Tänze durch eine Polka verdrängt, bei der am Schluß das ganze tanzende Publikum einſtimmig ſang: „O Hannes wat en Hoot, de Hoot de ſteit Di good!“

In St. Georg beſuchte das tanzluſtige Volk beſonders den 1814 erbauten Fuchs'ſchen Salon in der Kirchenallee, welcher ſpäter von Crampe übernommen wurde und noch heute unter dem Namen „Engliſches Tivoli“ beſteht.

Desgleichen fand der in derſelben Straße um 1826 erbaute und 1863 wieder abgebrochene Lummert'ſche Salon, der von der Stadt aus an der linken Seite der Kirchenallee lag, zahlreichen Zuſpruch.

Einer der größten Tanzſäle der Stadt war der Dorgerloh'ſche Salon. Als der Wirth Joh. Phil. Dorgerloh im Jahre 1805 ſein in der neuſtädter Neuſtraße belegenes Lokal an Peter Ahrens verkauft hatte, gründete er auf der großen Drehbahn ein neues ähnliches Etabliſſement, welches er „Muſenſalon“ taufte. Zu gleicher Zeit ſchuf er nahe am Schulterblatt den „Pariſer Garten“, den er ſpäter, weil derſelbe nach ſeiner Anſicht ſchier einem irdiſchen Paradieſe glich, auch „Paradiesgarten“ nannte. Während die leichte Welt ſich während der Wintermonate im „Muſenſalon“ einfand, um dort dem Vergnügen des Tanzes zu fröhnen, ſtrömte im Sommer Alles nach dem „Pariſer Garten“, wo zwiſchen den weitläufigen, engliſchen Anlagen, Alleen und Bosquets ein immer grünender Tempel ſtand, aus welchem eine ländliche Feldmuſik ertönte, welche die Spaziergänger ergötzte, wohingegen in dem großen Saal des Gaſthauſes an den Sonntagen, Montagen und Donnerstagen ein ſtarkes Orcheſter zum Tanz aufſpielte. Der Andrang zum „Pariſer Garten“ war ſo ſtark, daß er

dem ebenfalls in der Nähe des Schulterblatts belegenen beliebten „Schmidt'schen Garten", welcher von einer ähnlichen luſtigen Geſellſchaft beſucht wurde, ſtarke Konkurrenz machte. Damals ſangen die vergnügungsſüchtigen Hamburger:

„Wat wölt wie hier ſtaan?
Lat uns na Smidt gaan!
Gaa man to, gaa man to,
Ik will na Dorgerloh!"

Das Dorgerloh'ſche Winterlokal in der Stadt beſchreibt der Verfaſſer der Hamburgiſchen Nächte im Jahre 1807 folgendermaßen:

„Man muß die Freude in jedem Gewande ſehen und ſo konnten meine nächtlichen Wanderungen unmöglich einem Hauſe vorbei gehen, das ſo bekannt iſt, als der Dorgerloh'ſche Tanzſaal.

Es iſt wirklich nicht zu verwundern, wenn ſeit einigen Jahren in Hamburg die Maskeraden abgenommen haben, da durch ſolche Tanzſäle wie dieſer, das Vernügen des Tanzes weit billiger erlangt werden kann. Hier bezahlt die Perſon acht Schillinge Entree und hat dafür Beleuchtung, Muſik, Tanz und das Anſehen ſo vieler Dinge, die da ſind und werden ſollen, unentgeltlich.

Der Saal iſt wirklich groß, weit, hoch und iſt mit vier Kronleuchtern und ſechsunddreißig Lampen ſehr gut erleuchtet, und, wenn alles voll beſetzt iſt, kann derſelbe fünfhundert Menſchen faſſen und bietet doch noch Platz zum Tanzen.

Ueber die Geſellſchaft kein Wort!

Ich trat in den Saal. Der Anblick hatte mich gefeſſelt. Ohne allen Zwang ging man durch einander. Einige hundert Menſchen, von denen einem Jeden das

Vergnügen auf dem Gesicht anzusehen war. Oben im Saal walzte man eben. Das war aber kein gewöhnlicher Tanz, wo der Chapeau die Dame am Arm hat und mit ihr den Saal durchfliegt, sondern es tanzten paarweise verschiedene Herren, welche sich umfaßt hatten, oder man sah einige Mädchen sich mit einander wie Bachantinnen umher wälzen. Um 11 Uhr hatte der Kommerz ein Ende".

Zur Franzosenzeit wurde sowohl das Schmidt'sche, wie das Dorgerloh'sche Gartenlokal am Schulterblatt niedergebrannt. Die Dorgerloh'sche Musenhalle in der Stadt aber blieb während der Belagerung geschlossen und wurde erst am 26. Juni 1814 von den damaligen Pächtern Liebmann und Riemann unter dem zeitgemäßen Namen „Hanseatischer Salon" wieder für die tanzlustige Welt geöffnet. Fortan war daselbst Sonntags, Dienstags und Donnerstags Tanzmusik. Schmidt aber verlegte seine Bälle nach dem „Salon d'Apollon", dem späteren Apollosaal und eröffnete daselbst sein neues Lokal am Johannistag 1814 mit einem großen Tanz, wobei die Herren zwölf Schillinge Entree zu zahlen hatten, während die Damenwelt frei war.

Der Dorgerloh'sche Hanseatische Salon, war aber nicht sehr vom Glück begünstigt. Alles strömte nach dem in Mode gekommenen Lokal von Peter Ahrens. Bald stand ersterer verödet da und seine großen Räume wurden dazu benutzt, um daselbst die Dekorationen für das neu erbaute Stadttheater in der Dammthorstraße zu malen. Erst 1826 eröffnete man das Dorgerloh'sche Etablissement wieder den Tänzern, unter dem Namen „Kolosseum". Später wurde dasselbe von den Erben an Sagebiel verkauft, welcher das alte Haus 1864 niederreißen ließ und das neu erbaute Lokal, welches sich im Lauf der

Jahre immer mehr durch Anbauten vergrößerte, 1865 durch die Kapelle des österreichischen Regiments Graf Khevenhüller einweihen ließ.

Ein Konkurrenz-Tanzsalon war das um 1804 am Valentinskamp 272 eröffnete „Hôtel de Rome“, das von einem gewissen Handje bewirthschaftet wurde. Wie die Tanzfreuden unter Handje aussahen lehrt uns ein derzeitiges Lied, wo es heißt:

„Tanzlust'gesellschaft, singt unter Saitenklang
Unser Freund Handje lebe recht lang'!
Wir leben hier in Handje's Haus
Vergnügter als im Speck die Maus,
Und freu'n uns unter Scherz und Tanz
Des Jugendlebens ganz.

Er ist ein Mann, der uns gefällt,
Weil er's mit seinen Gästen hält
Und sie nicht wie manch' and'rer schnürt,
Noch übern Gänsdreck führt.

Drum stellt sich auch zum Tanz und Wein
Allhier so manches Pärchen ein,
Das sich des Jugendlebens freut,
Weil's niemand hier gereut.

Wie mancher Abend, manche Nacht,
Wird hier vergnügter zugebracht,
Als in des größten Fürsten Saal
Beim steifen Abendmahl.

Denn hier schanieren (sic!) wir uns nicht,
Weil niemand auflauscht, was man spricht,
Noch was im Feuer junges Blut,
Aus Schäcker manchmal thut.

Und junges Blut muß munter sein,
Ein Narr ist, wer beim Punsch und Wein,
Und wo ein freundlich Mädchen lacht,
Ein schiefes Maul nur macht.

Drum laßt bei Tanz und Kuß und Wein,
Uns ſtets der Jugend Freude weih'n,
Nehm' jeder ſeinen Schatz im Arm
Und küſſe ſich recht warm.
Tanzluſt'geſellſchaft, ſingt unter Saitenklang,
Unſer Freund Handje lebe recht lang'!"

Nach Handje's Tode eröffnete deſſen Wittwe in dem Lokal ein kleines Theater, während der Tanz in alter Weiſe fortgeführt wurde. Im Jahre 1814 gab Frau Handje das Geſchäft im Hôtel de Rome auf und ſiedelte mit ihrem Thespiskarren in das franzöſiſche Theater, auf der großen Drehbahn und 1818 in das neu erbaute Theater, welches in einem Hofe der Steinſtraße lag, über. Das aus dem Steinſtraßen-Theater entſtandene Thalia-Theater hat ſomit ſeinen Urſprung im Hôtel de Rome gehabt. Nach der Handje wurde das Hôtel de Rome von dem Wirth Mandel und ſpäter von Ploth bewirthſchaftet, der ſein Lokal nach dem Jahre 1848 „National-Hôtel" taufte. Nach 1854 wurde der Tanzſalon dann von dem neuen Pächter Baker „Unionſaal" genannt, als aber Tütge Beſitzer des Hauſes geworden war, ließ er daſſelbe nach Sagebiel's Vorbild niederreißen und eröffnete daſelbſt am 21. Januar 1866 ſein neu erbautes Etabliſſement unter dem Namen „Tütge's Salon".

Einen beſonderen Anlaß zum Tanz fanden die alten Hamburger auf den Maskeraden. Schon 1765 hatte Ackermann bei Erbauung des neuen Theaters im Opernhof dafür Sorge getragen, daß das Parterre im Winter überlegt und mit der Bühne auf ein gleiches Niveau gebracht werden konnte, um das Theater ſo in einen Tanzſaal zu verwandeln und wurde ihm 1767 zur Aufbeſſerung ſeiner Einnahmen erlaubt daſelbſt alljährlich ſechs Maskeradenbälle abzuhalten. Unter Schröder's

Direktion wurden in unſerm alten Theater zur Faſtnachtszeit nur noch vier Maskeraden abgehalten, bei welchen die Tänzer einen Speciesthaler, die in den Rängen ſitzenden Zuſchauer aber zwei Mark zu zahlen hatten. Auch dem franzöſiſchen Theater, ſowie dem der Kammer gehörenden Gaſthauſe „Kaiſershof“ waren kontraktlich mehrere Maskenbälle geſtattet.

Auf den alten Maskeraden im Gänſemarkt-Theater, von denen der erſte Ball nach alter Hamburger Sitte faſt ganz unbeſucht blieb, waren oft tauſend und mehr Beſucher anweſend. Man ſah dort außer zahlreichen Rittern, Bauern und Bäuerinnen, Türken, Matroſen u. ſ. w. auch Hamburger Figuren in ihren alten Trachten, wie Schlachter, Zuckerbäckergeſellen, Nachtwächter, den Mann mit Leepel un Sleef etc. nachgeahmt. Lange Jahre hindurch waren die Papagenos ſtark vertreten, da dieſe Bühnenfigur ſo beliebt war, daß ſeit 1793, wo die Zauberflöte zum erſten Mal auf dem Hamburger Theater erſchien, bei jeder Wiederholung der Oper im Opernhof Händler mit Papagenoflöten ausſtanden, welche dieſe Inſtrumente, je nachdem ſie aus Meſſing oder Federſpulen gefertigt waren, für zwölf und vier Schillinge ausboten und dafür reichen Abſatz fanden. Noch in der Mitte unſeres Jahrhunderts waren ſolche aus einer Reihe Schilfröhren, welche mit buntem Papier beklebt waren, beſtehende Zauberflöten auf den hieſigen Jahrmärkten ein bei der Jugend ſehr beliebter Artikel.

Mitunter erſchienen auf unſeren alten Maskeraden auch unpaſſende Masken, wie 1794, wo ſich Chriſtus mit einer Dornenkrone im Theaterſaal zeigte, oder wie im gleichen Jahr, wo ein Menſch mit einer rothen Freiheitsmütze unter den Masken erſchien. Beide wurden ſchnell entfernt, der Letztere, weil, wie ein hieſiges Blatt

ſchrieb, dem Hamburger ſeine Pudelmütze lieber, als eine ſolche revolutionäre Kappe war.

Eine ſchöne Einrichtung der alten Maskeraden war, daß ſtets eine Maske erſchien, welche für einen wohlthätigen Zweck, etwa zum Beſten des Krankenhauſes, oder der Armenanſtalt Gaben einſammelte. Meiſt ſtellte dieſe Maske eine dralle Hamburger Lüttmaid vor, welche Denjenigen, welche ihr eine Spende reichten, einen Zettel mit einem Gedicht anbot. Ein ſolches Gedicht, welches im Jahre 1800 eine zum Beſten des Krankenhofes ſammelnde Dienſtmädchen-Maske ausgab, lautete:

„Seht wie Eure milde Pflege
Jenen Baum des Wohlthuns ſchmückt,
Er giebt Schatten, grünt und blühet,
Trägt auch Früchte rings umher.
Dankerfüllt blickt der Geneſ'ne
Flehend zu der Allmacht auf,
Ruft auf Eure Häupter Segen,
Giebt Euch Liebe, nehmt ſie an.
So entzieht denn dieſem Baume
Ferner Eure Pflege nicht,
Im Vergeltungsbuche droben
Findet Ihr einſt ſüßen Lohn".

Auf einer anderen Maskerade hieß es auf dem Zettel:

„Wenn Eure Wangen Freud' umſtrahlet,
Euer Herz zur ſanften Regung ſtimmt,
Euch Wonne und Entzücken malet
Und jede Sorge von Euch nimmt,
Dann Edle denkt bei Euren Freuden
Des Bruders, den die Armuth drückt,
Der tief gebeugt von Gram und Leiden,
Empor zu Eurer Milde blickt!"

Auch Hamburger Unweſen wurde auf den Maskeraden des alten Opernhoftheaters oft verſpottet, wie z. B. die alte Bürgerwache. So wanderte im Jahre 1794 ein

Mann mit einem Stück eiſernen Tonnenbandes ſtatt des Degens an der Seite und mit einem verroſteten Gewehr ohne Hahn auf der Schulter im Saal umher und rief fortwährend: „Hüüt heff ik de Wach!“ Im Jahre 1799 aber erſchien gar der vollſtändige Aufzug einer Bürgerwache im Theaterſaal, die aus Lahmen und Buckeligen zuſammengeſetzt war und zog unter Trommel- und Pfeifen-Begleitung zum großen Gaudium aller Anweſenden umher. Als ſie Halt machten und ihre Namen von einem Zettel abgeleſen werden ſollten, entriß ein anweſender, über die Scene empörter wirklicher Bürgerkapitain dem Anführer die Liſte und ſchalt die Masken auf das Heftigſte, wodurch dem ganzen Spaß ein jähes Ende bereitet wurde.

Die Maskeraden im franzöſiſchen Theater, welche »grands bals masqués« genannt wurden, hatten vor den deutſchen voraus, daß man ſich auf denſelben beſſer bewegen konnte, da außer dem Komödienſaal noch der untere Stock des Hôtel Potocky mit ſeinen ſchönen, in verſchiedenem Geſchmack dekorierten Sälen durch einen erleuchteten, bedeckten und mit Dielen belegten Gang, der durch den Garten führte, mit dem Schauſpielhauſe verbunden war. Die Säle des Hôtel Potocky oder Deveaux, wie es auch hieß, waren mit Kanapes verſehen, auf welchen man nicht nur ſitzen, ſondern auch liegend ruhen konnte. Auch war in einem der Säle eine prächtige Tafel gedeckt, an welcher die Masken im bunten Durcheinander ſpeiſten. Während man im deutſchen Theater genöthigt war, wenn man ſich ruhen wollte, nach der zweiten Rangloge hinaufzuſteigen, was viele Leute bewog, beſtändig im Theaterſaal zu bleiben, ſtrömten im franzöſiſchen Theater zahlreiche Beſucher von dem auf der Drehbahn belegenen Schauſpielhauſe nach dem in der Dammthorſtraße ſtehenden Hôtel Potocky hinüber, wodurch der Theaterſaal ſo frei wurde, daß, trotzdem oft

über 1500 Masken anwesend waren, bequem ein Walzer- oder Kontratanz ausgeführt werden konnte, was im viel größeren Saal des Opernhoftheaters nicht möglich war. Die erste Rangloge war dabei, was man sehr angenehm fand, so niedrig, daß die Zuschauer fast im gleichen Niveau mit dem Tanzsaal saßen. Darüber hatte man das Orchester angelegt. Die Masken waren hier gewöhnlich sehr schön und reich und es wird 1801 als Probe von dem daselbst herrschenden Luxus erwähnt, daß einige derselben ihr Gesicht, anstatt mit einer Maske, mit feiner Goldschlägerhaut bedeckt hätten. Im Jahre 1800 machte dort eine Maske, der Wunderdoktor Esperance, viel Aufsehen. Er war im elegantesten Kostüm und theilte, wie es auf unseren alten Maskeraden Mode war, Zettel aus, deren Inhalt den Besucher zu erkennen gab, was die Maske besagte. Dieser in aller Herren Ländern gewesene und deshalb alle Sprachen durcheinander kauderwälschende Arzt sagte:

„Known unter allen men
Is here a new physician,
Je suis le Docteur Espérance
Sans ennemis, sans méditance.
Visiten maak it gratis,
Un wenn't ook noch so laat is.
Ich komme her von Ungarland,
Hab' Praxis, bin nicht unbekannt,
It bin van Praat un good van Daat.
Kollegen, nehmt mi nicks vör quaab,
De Een schrift dütt, de Anner dat
Hört geele Feber heff it wat,
Empfehle mich dem Publikum,
Mein Name ist: Johannes Stumm!"

Eine oft gerügte Fehlerquelle besaß die französische Maskerade, nämlich, daß die Erfrischungen zu theuer

waren. Eine Flasche gewöhnlichen französischen Weines kostete, was damals unerhört war, vier Mark, ein ganz kleines Spitzglas voll Punsch sechs Schillinge und ein kleines Kümmchen Bouillon gar acht Schillinge. Auch wurde man häufig von Taschendieben bestohlen, was übrigens bei den Maskeraden im deutschen Theater auch sehr oft der Fall war.

Diejenige Maskerade, welche Altona alljährlich am Königsgeburtstage im Schauspielhause abhielt, wurde ebenfalls von den Hamburgern sehr stark besucht, da sie schon, um den Herrscher zu ehren, sehr glänzend ausfiel und so die Hamburger Maskenbälle noch überflügelte. Trotz allen Glanzes und ungeachtet der Anwesenheit hoher Persönlichkeiten herrschte dort oft ein engherzigerer Ton als in Hamburg. Man berichtet vom Jahre 1801, daß, als eine angesehene junge Dame zum Besten der Armen Gedichte für zwei Schillinge das Stück ausbot, ein anwesender sehr reicher Prinz zwei derselben kaufte und mit einem Fünfschillingstück bezahlte, worauf sich der hohe Herr einen Schilling wieder herausgeben ließ. Auch die alten Harburger Maskeraden, welche man im dortigen Rathskeller feierte, wurden am Ende des vorigen Jahrhunderts von Hamburgern, die an den hiesigen Maskenbällen noch nicht genug hatten, vielfach besucht.

Die vier Maskeraden des Hamburger Theaters sind noch bis über die Hälfte unseres Jahrhunderts theils in unserem Stadttheater selbst, theils in den Etablissements anderer Wirthe, denen der Direktor sein Recht verkauft hatte, abgehalten worden. So fanden die Theater-Maskeraden z. B. im Kasino des ehemaligen Schimmelmann'schen Palais in der Mühlenstraße, wie auch in der von Wörmer bewirthschafteten Tonhalle am Neuenwall statt. Außerdem wurden 1853 auch den Besitzern anderer Tanz-

lokale, wie des Apollosaals, des Elbpavillons, des Kolosseums, des National-Hôtels, Peter Ahrens, der Tonhalle u. s. w. gegen jedesmalige Zahlung von 50 Thalern erlaubt, eine Maskerade abzuhalten.

Die Stadttheater-Maskeraden entarteten mit den Jahren mehr und mehr, indem die Masken auf denselben immer spärlicher wurden und das dort verkehrende Herrenpublikum im gewöhnlichen, bei schlechtem Wetter beschmutzten Straßenanzug, mit dem Regenschirm unter dem Arm im Ballsaal erschien und dem Gebot, wenigstens eine Nase zu tragen, nur in sofern nachkam, daß es die erstandene Nase in der Hand behielt. Die Hauptanziehungskraft, welche die späteren Maskeraden für die Menge besaßen, bestand darin, daß dieselben mit einer Tombola verbunden waren, zu welcher Jeder, der mit einer zwei Mark acht Schillinge kostenden Eintrittskarte versehen war, ein Los erhielt. Die Maskerade war Nebensache geworden, man wartete nur ungeduldig auf den Augenblick, wo die Ziehung begann. Endlich um zwölfundeinhalb Uhr nahm die Tombola ihren Anfang, nachdem die Nummern in Gegenwart von zwei Angestellten der Polizeibehörde in das Glücksrad gethan waren. Der erste der funfzehn Gewinne bestand regelmäßig in einem eleganten Reitpferd mit vollständig neuem Sattelzeug, für welches der glückliche Gewinner auch funfzig Stück Hamburger Dukaten wählen konnte. Dann folgte eine silberne Sparbüchse mit zehn Hamburger Dukaten, goldene Uhren und Schmucksachen, einige unbedeutende Anleihe-Lose und endlich eine Reihe Parterre-Karten.

Im Jahre 1873—75 versuchte man zur Fastnachtszeit die verblühten Maskeraden durch die in südlichen Gegenden unter so großem, allgemeinen Anklang gefeierten Karnevalsfeste zu ersetzen, aber weder die am 23. Februar 1873 veranstaltete hübsche Kappenfahrt nach Wandsbeck,

noch die in den nächſten Jahren folgenden Maskenzüge fanden unter den Hamburgern die zum Fortbeſtehen erforderliche Theilnahme.

Aber auch außer der Maskenzeit hat es hier Maskeraden gegeben. So haben früher unſere Hanſeaten alljährlich in der Sylveſternacht in ihrer Kaſerne eine kleine Maskerade gefeiert. Nachdem an dieſem Abend wie immer um zehn Uhr der Appell gehalten worden, begaben ſich unſere Soldaten nicht, wie es für gewöhnlich geboten war, zur Ruhe. In den Schlafſälen wurden zu Füßen eines jeden Bettes zwei Lichter angezündet, worauf ſich unſere Hamburger Jungen zu vermummen begannen, um ſich bald darauf in den betreffenden Sälen gegenſeitig zu beſuchen. Da marſchierte denn die Korridore entlang eine Truppe Hanſeaten, welche ſich vermöge ihrer Betttücher in Beduinen verkleidet hatten, einen Tambour mit einer Kindertrommel an der Spitze. Hinterdrein zogen wieder nachgeahmte Reitendediener mit einem betrunkenen Kameraden als Leiche, während eine Kavalkade Kavallerie mit Pickelhauben, deren Schilder nach hinten gedreht waren, auf den Köpfen und Beſenſtielen in den Händen daher geſprengt kam. Die Pferde wurden von je zwei hinter einander gehenden, ſtark vorüber gebeugten Soldaten, die mit wollenen Decken behangen waren, dargeſtellt und wußten die luſtigen Reiter ihre Pferde weidlich zu tummeln. Endlich begann unter den Klängen einer Ziehharmonika der Tanz. Beduinen, Pferde, Leichenträger, der vermeintliche Todte, alles walzte bunt durch einander, während die Flaſchen kreiſten und die Cigarren qualmten. Mit dem Schlag zwölf Uhr hatte das Feſt ein Ende, die Unterofficiere erſchienen und Alle mußten ſich in's Bett begeben.

Die Sitte auf Polterabenden maskiert zu erſcheinen, um ſo dem Brautpaar unter Herſagen eines Glückwunſches

ein Geschenk zu überreichen, ist erst zu Anfang der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts in Hamburg Mode geworden.

Zum Schluß wäre noch der Purim-Maskeraden der Israeliten, welche hier schon im vorigen Jahrhundert vielfach glänzend gefeiert wurden, zu gedenken. Am Purimfest erschienen in der alten Zeit die Hamburger Fischfrauen bei den israelitischen Familien, die wegen ihrer Vorliebe für Fischspeisen mit zu den besten Kunden dieser Frauen gehörten. Die guten Damen der Halle halfen nun Hamann todt schlagen, worauf sie traktiert wurden. Sie sangen dann zum Dank:

„De Herr holt hüüt Purim
Sin Gäst ook darbi,
Dat is en Vergnögen,
Dat kennt Rüms as wi.
Schön Drinken un Eten,
Musik nich vergeten,
De Dams von de Hall
De danzt un de springt,
Jedeener is fröhlich,
Wi lacht un wi singt."

Aus den Kehlen der den Jubel und Trubel durch die Fenster belauschenden Straßenjugend aber erscholl als Gegenstrophe der Gesang:

„Hamann is dod?
Hamann is den Düvel dod,
He itt noch Speck un Brot,
Hamann is dod!

Hamann is krank?
Hamann is den Düvel krank,
He slopt noch up de Bank,
Hamann is krank!"

8.

Von den Uhlen und alten Bürgerwachen.

Als unſer Hamburg im Lauf der Jahrhunderte immer größer und volkreicher geworden iſt, ſind die in alten Zeiten hier angeſtellt geweſenen Stundenrufer und Schlupwächter nicht mehr im Stande geweſen, für die nächtliche Sicherheit der ſchlafenden Hamburger Sorge zu tragen, weshalb ſich E. E. Rath um das Jahr 1671 bewogen gefühlt hat, die Errichtung einer militairiſch organiſierten Rätelwacht bei der Bürgerſchaft zu beantragen. Die Bürgerſchaft hat denn auch, obgleich es ihr an den Geldbeutel ging, willig ihre Zuſtimmung gegeben, worauf alſobald zweihundert Mann angeworben und mit Kapitain, Lieutenant und Fähnrich verſehen worden ſind. Dieſes Korps, welches übrigens in ſpäterer Zeit bedeutend vermehrt worden iſt, hat ſich für ſeinen nächtlichen Dienſt eine beſondere Kleidung halten müſſen, wozu ein Seitengewehr, eine Lanze und eine ſogenannte Rätel oder Schnurre gehörte. Die Nachtwächter bezogen am Tage in einer ſoldatiſchen Uniform mit Ober- und Untergewehr, ja in ſpäterer Zeit ſogar mit Trommler und Pfeifer an der Spitze ihre Wachen. Als dieſe ſtattliche Schaar nun zum erſten Mal in ihrem vollen Glanz aufmarſchiert iſt, hat dem guten Hamburger Bürger das Herz im Leibe

gelacht und es ist das Gefühl der vollen Sicherheit über ihn gekommen, da er wähnte, daß das böse, schier überhandnehmende Nachtgesindel vor dieser Heldenschaar schleunigst die Flucht ergreifen würde, wie er denn auch in dem Glauben lebte, daß es fortan mit der sonst so bedrohlichen Feuersgefahr nicht viel mehr auf sich haben würde, da ja die stets offenen Augen der neuen Rätelwacht jeden etwa ausbrechenden Brand sofort erblicken und denselben mit Gottes und der Sprützenleute Hülfe schleunigst im Keime ersticken würde. So haben denn unsere Vorfahren anfangs mit Stolz auf diese Truppe gesehen und dieselbe, wenn sie von ihr sprachen, mit großer Genugthuung nicht anders als „unse Lüde" genannt. Leider aber sollten unsere guten Vorfahren bald die Richtigkeit des Wortes erkennen, daß alle menschlichen Einrichtungen, und wenn sie noch so vorsorglich angestellt worden, nur Stückwerk sind, da die guten Wächter die Hoffnungen, die man auf sie gesetzt hatte, gar oftmals zu Schanden werden ließen.

Die Rätelwacht hatte die nächtlichen Touren stets paarweise zu machen. Während der eine der Wächter, welcher „de Röper" hieß, die Stunden rief und zur Erregung der Aufmerksamkeit vorher mit seiner Rätel schnurrte, hatte der Zweite, den man den „Slieker" nannte, heimlich zu beobachten, ob auch alles in Ordnung sei, andernfalls aber die Spitzbuben, welche den Frieden der Schlafenden mißbrauchen wollten, zu beschleichen und zu packen. Der Röper hatte hier nicht den an vielen Orten beliebten Vers „Hört, ihr Herren, und laßt Euch sagen" abzusingen, weshalb er auch keinerlei Schnitzer machen konnte, wie jener Nachtwächter, dem der Magistrat nach Einrücken der französischen Sansculottes geboten hatte, in seinem Lied das Wort Herren in Bürger umzuwandeln. Der brave Wächter sang denn auch richtig in der folgenden

Nacht untadelhaft: „Hört, ihr Bürger, und laßt Euch ſagen“, änderte aber die Schlußſtrophe „und lobet Gott den Herrn“ ebenfalls in „und lobet Gott den Bürger“ um. Der Hamburger Nachtwächter rief von jeher einfach in Proſa die Stunde ab, ſo daß es hieß: „De Klock hett tein ſlaan, tein is de Klock!“ Alles Uebrige fiel weg, ſelbſt das kurze Wächterlied „Der Tag verſcheucht die finſt're Nacht“, mit welchem in Altona der Wächter die Nacht abzuſingen pflegte, wie denn auch in den ſiebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der unternommene Verſuch, die Stunden in hochdeutſcher Sprache abrufen zu laſſen, ein klägliches Fiasko machte, da die Wächter weder hochdeutſch ſprechen, noch die meiſten Hamburger hochdeutſch verſtehen konnten, worauf der alte plattdeutſche Ruf wieder eingeführt werden mußte. Auch die Hoffnung unſeres verdienten vaterſtädtiſchen Schriftſtellers, Dr. G. R. Bärmann, daß die vom ihm gedichteten Hamburger Wächterrufe, in paſſende Muſik geſetzt, der hieſigen Bevölkerung, ſowie den Wächtern ſelbſt, eine willkommene Neuerung ſein würden, iſt illuſoriſch geblieben, da man keine Luſt hatte, vom alten Herkommen abzuweichen. Die genannten Nachtwächterlieder ſind von Bärmann im Jahre 1827 auf alle Stunden der Nacht und zwar ſowohl in plattdeutſcher wie hochdeutſcher Sprache verfaßt worden und will ich zur Probe hier eine hochdeutſche, wie plattdeutſche Strophe mittheilen:

(Morgens um 5 Uhr.)
„Fünf, Glock fünf erſchallt
Und von Hamburgs Thürmen hallt
Ernſte Mahnung zum Gebete,
Wird doch heilig jede Stätte,
Wo empor zum ew'gen Throne
Frommes Wort des Herzens wallt.
Wo Ihr lieget, geht und ſtehet,
Wollt mit Beten,

So's Euch nur von Herzen gehet,
Vor Gott treten,
Wenn's von Hamburgs Thürmen ſchallt:
Die Glock iſt fünf!“

(Uem Klock tvölw.)

„Tvölw, de Klock is tvölw!
Hamborg an de Elw.
So van ünnen, as van baven
Glauw un ſnigger antoſehn,
Liggt in Middernacht begrawen,
Awerſt God lett' wol geſchehn,
Dat unt Nacht
Et in Pracht
Morgen ſick beiht wedder wyſen,
Herrgods Macht un Dank to pryſen.
Hamborg an de Elw
De Klock is tvölw!“

Wenn es ſo in Hamburg auch ſtets bei dem einfachen Stundenabrufen der Wächter geblieben iſt, ſo wurde der immer gleiche Text doch je nach der Stimme oder Laune des betreffenden Röpers mehr oder minder melodiös heruntergeſungen. So gab es hier z. B. im Jahre 1826 einen Nachtwächter, der einen ſo ſtarken Baß beſaß, daß, wenn er auf dem Pferdemarkt die Stunde ausrief, man es auf dem Schweinemarkt gar deutlich vernehmen konnte. Dieſe Stimme hat denn zwar damals allgemeine Bewunderung erregt, im Ganzen aber iſt das Abſingen der Stunden den Hamburgern von Jahr zu Jahr immer läſtiger geworden, da es ſie in ihrem Schlaf ſtörte, weshalb denn auch um 1831 der Stundenruf inſofern verbeſſert iſt, daß derſelbe fortan im kurzen Ton geſchehen mußte.

Nicht immer, ja leider muß es geſagt werden, recht häufig, iſt der Röper ſeiner Pflicht nicht nachgekommen,

indem er, anſtatt die Stunden abzurufen, dieſelben verſchlafen hat. Wurde er nun durch irgend ein Geräuſch plötzlich aus ſeiner Nachtruhe aufgeſchreckt, ſo hat er natürlich, da ſeine Mittel ihm nicht erlaubten, eine Taſchenuhr zu tragen, nicht gewußt, welche Zeit es geweſen, wodurch er dann gewöhnlich ſo verbieſtert geworden, daß er, anſtatt hübſch zu warten, bis wieder die Thurmuhr ſchlug und dann richtig zu verkünden, einfach gerufen hat: „De Klock hett Klock ſlaan, Klock is de Klock“, welcher dumme Schnack denn manchem ehrſamen Bürger, der ſchlaflos in ſeinem Bette lag, ſchweren Aerger bereitet hat, ſo daß er ſich am anderen Morgen in Klagen über die Unzuverläſſigkeit der Nachtwächter ergangen hat. Auch der zweite Wächter, der Slieker, hat den alten Wahrſpruch „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht“ ſtets in Ehren gehalten, indem er, wenn ſein Kollege ſchlief, mit demſelben ein ſchönes Schnarchduett anſtimmte. So war denn oft während der Nachtzeit auf den Straßen kein Wächter zu erblicken, was im Jahre 1795 einige harmloſe, gutmüthige Bürger auf den Gedanken brachte, daß die damalige außerordentlich ſtrenge Kälte die Armen von der Straße verſcheucht habe, weshalb ſie zuſammenſchoſſen und den Nachtwächtern ſchöne, warme Mäntel anfertigen ließen. Hatten die guten Nachtwächter aber vorher geſchlafen, ſo thaten ſie es nun erſt recht, da ſie ſich mit den neuen Kleidern ihre Neſter in den Kellerlöchern recht ſchön und warm ausfüttern konnten.

Dieſe Sucht, alle Kellerlöcher und Winkel hinter den Mauern aufzuſuchen, um dort, als ob ſie Nachtvögel wären, zu hocken und ſich zuſammen zu kauern, hat unſere Vorfahren ſchon frühzeitig dahin gebracht, die Rätelwacht immer ſeltener durch den Namen „unſe Lüde“ auszuzeichnen, ſondern ſie im herben Spott „Uhlen“ zu nennen.

Außer der Neigung zum Schlaf ſcheint der Nachtwächter auch nicht immer den nöthigen Muth beſeſſen zu haben, wie denn die Zeitungen im Beginn unſeres Jahrhunderts über die zahlreichen nächtlichen Tumulte klagen, welche Schwärmer auf den Straßen der Neuſtadt erregten, wobei Fenſter eingeworfen, und friedlich Vorübergehende arg mißhandelt wurden, ohne daß die zur Hülfe gerufenen Nachtwächter gegen die Frevler einzuſchreiten gewagt hätten.

„Die Nachtwächter", heißt es in einem Blatt vom Jahre 1801, „ſind gerade ſo gut wie Null. Der ausgezogene Pöbel lacht ihrer und ſie gehen ihm auch gern aus dem Wege oder verſtecken ſich in den Kellerlöchern. Beklagt man ſich ſpäter bei ihnen, ſo heißt es „wir können uns nicht zerreißen. Es kommt ja doch nichts danach; wir haben nichts davon als Dielenlaufen und ſauere Geſichter von unſerem Korporal."

Und doch war es den Nachtwachen eine leichte Sache, Uebelthäter, die ihnen entfliehen wollten, dingfeſt zu machen, denn wenn ſie von ihren Genoſſen in den nächſten Straßen Hülfe haben wollten, ſo brauchten ſie nur ihre Rätel, nach der Erde gekehrt, zu drehen, wodurch ſich deren Schall ſo ſehr verſtärkte, daß das Noth-Schnurren weit über ihr Revier hinaus vernommen wurde. Desgleichen brauchten ſie auch nicht einmal hinter dem etwa entfliehenden Uebelthäter hinterdrein zu keuchen, da ſie demſelben nur einfach ihre Lanze zwiſchen die Beine werfen konnten, wodurch derſelbe dann unfehlbar zu Fall kam, ſo daß ihn die Wache in aller Bequemlichkeit zu haſchen vermochte. Jene Probe aber, welche ein alter Hamburger Polizeiherr des vorigen Jahrhunderts mit dem neu anzuwerbenden Nachtwächter anzuſtellen pflegte, indem er im Audienzſaal, um einen dort ſtehenden großen,

runden Tiſch laufend, rief: „Nu loop he mal achter mi an un griep he mi, damit ik ſeh, ob he den Spitzbow ook kriegen kann,“ war demnach unnöthig.

Wenn man alſo die Uhlen dort nie fand, wo ſie befürchten mußten, ſelbſt in Gefahr zu kommen, ſo waren ſie häufig um ſo bereitwilliger, einen harmloſen Bürger auf eine aus dem Wind gegriffene Beſchuldigung hin zu verhaften, weil ſie von dem Wachgeld, welches der Arreſtat am nächſten Morgen zu bezahlen hatte und das im vorigen Jahrhundert 7 Mark 8 Schillinge, in ſpäterer Zeit aber bekanntlich 5 Mark 14 Schillinge betrug, einen Antheil erhielten. Auf dieſe Gewohnheit der alten Nachtwächter nimmt das folgende, aus dem vorigen Jahrhundert ſtammende Spottgedicht Bezug. Es heißt:

„Olle Uhl, Uhl, Uhl,
Biſt du dull und vull?
Laat my doch ſlieken weg,
Ick weet ja alle Weg un Steg,
Uhl, Uhl myn leeve Uhl!

Hett gliek de Klocke oelffen ſlaan,
Laat my mit Freden gann,
Ick bin en Borger in de Stadt,
De wat to ſeggen hett.
Kummt da wat davon,
Kummt da wat davon,
Riebs du as Poſtillon!“

Der Schluß des vorſtehendes Liedes hat die Bedeutung, daß ein Nachtwächter, welcher ohne Grund einen bekannten, angeſehenen Bürger arretierte, dafür leicht die damals beliebte Strafe des Reitens auf einem hölzernen Eſel erleiden dürfte.

Ebenſo raſch waren auch die Nachtwächter bei der Hand, wenn es galt, den Leuten einen Dienſt zu erweiſen, der extra vergütet wurde. So wird von einem

wohlhabenden Hamburger Bürger des vorigen Jahrhunderts berichtet, daß er sich allabendlich in einem Weinkeller so stark bezechte, daß er beim Verlassen des Lokals die steile Kellertreppe nicht ohne Hülfe erklimmen konnte. Er pflegte dann mit Stentorstimme in die Nacht hinauszurufen: „Twee Mann ohne Lanzen", worauf alsobald aus der gegenüberliegenden Wache zwei Wächter hervorstürzten, welche dem schwer Betrunkenen unter die Arme griffen und ihn so an die Oberwelt beförderten, wofür sie dann jeder einen Doppelschilling Trinkgeld einstrichen. Das geflügelte Wort „twee Mann aane Lanzen" ist aber auch nach dem Tode des Zechbruders noch oft bei ähnlicher Gelegenheit von den Hamburgern gebraucht worden. Desgleichen leiteten die Uhlen auch bereitwillig Fremde, die ihr Quartier nicht finden konnten, natürlich gegen einen klingenden Entgelt, nach Hause, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß die von ihnen zu begehenden Straßen während dieser Zeit ohne Wächter blieben. Diese Gepflogenheit ist ihnen zwar streng untersagt worden, woran sie sich aber nicht besonders gekehrt zu haben scheinen. Als einst der Polizeiherr Bürgermeister Abendroth vermummt und unerkannt, als ein zweiter Harun-al-Raschid, die Straßen durchwanderte, traf er auf einen Wächter, den er unter dem Vorwand, er sei ein Fremder, der sein Hotel nicht finden könne, aufforderte, ihn nach Hause zu geleiten. Die gute Uhl war in Erwartung eines nobelen Trinkgeldes denn auch sofort bereit, gegen seine ausdrückliche Instruktion den vermeintlichen Fremdling nach der alten Stadt London im Jungfernstieg zu geleiten und strich nach geleistetem Dienst vergnügt und dankbar das ihm gereichte Achtschillingsstück ein. Am andern Morgen aber wurde der Nachtwächter vor den gestrengen Polizeiherrn geladen, der dem über die Allwissenheit seines Vorgesetzten höchst Erschrockenen in

einer donnernden Strafpredigt vorhielt, daß er wider den Befehl einen Fremden geführt habe und ihn aufforderte anzugeben, welche Entschuldigung er für sein unverantliches Betragen im Dienst vorzubringen habe. Stammelnd entgegnete der Gescholtene: „Ach, Herr Senater, ick weet wol, dat düt gegen min Instruckschon wesen is, averst düt Mal wär dat Christenplicht, de Swinegel wär doch to besaapen, as dat ik em alleen gaan laten kunn!“

Sehr bei der Hand waren die Uhlen auch am Schluß des Jahres, wo sie Gast- und Privathäuser heimsuchten, um gegen Empfang eines großen Glases Punsch und eines guten Trinkgeldes das alte Jahr abzusingen. Erst im Jahre 1850 hat die Behörde das bei den Nachtwächtern übliche Sammeln zu Weihnachten abgestellt, indem sie einem Jeden zur Entschädigung eine Mark acht Schillinge, ein Paar Stiefel, sowie zwei Hemden verehrte.

Wenn demnach die Nachtwächter mit ihrem nächtlichen Dienste keine allzugroße Ehre eingelegt haben, so hat ihre militairische Erscheinung am Tage den Hamburgern ebenfalls nicht allzu sehr imponiert. Deshalb haben unsere Väter, als in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die auf dem Pferdemarkt belegene Nachtwächterwache abgebrannt ist, eine gewisse spöttische Schadenfreude nicht unterdrücken können, wie sie denn auch mit vielem Behagen das bei dieser Gelegenheit im „Wandsbecker Boten“ erschienene Spottlied lasen, welches anhebt:

„Maandag Naamdag um Klock veer,
Denk wat da vörn Lärmen wär,
Unse Büd ehr Rätelnest
Hett gebrennt op't allerbest.
Unf' Korpral sien blanken Degen
Hangt an de Wand un is dem . . . .
Unf' Korpral sien Uennerbett
Ligt vör de Döhr im depen Dreck!“

Das Rätelneſt iſt übrigens bald wieder aufgebaut worden, worauf es zur Hauptwache der Nachtwächter erhoben wurde. Bei der vor dieſer Wache am Nachmittage ſtattfindenden Parade hatte ſich ein jeder der Wächter auf einen der dort in grader Linie nebeneinander gepflaſterten Steine zu ſtellen, da nur ſo die Fronte zu richten war, was die Zuſchauer bewog zu ſingen:

„De Nachtwachen hefft jüms eer'n eegenen Tritt,
Se ſtaat op en Steen, wo de Hund op ſitt".

Ueber dieſen Aufzug läßt die um 1783 erſchienene neue vermehrte Ausgabe des Buches „Kleine Charakteriſtik von Hamburg" ſich folgendermaßen aus: „Dieſer alten J. A. ſind dreihundert. Es ſind lauter lebendige Hozeln, denen das Ungeziefer die Haare ſchon abgefreſſen hat. Halb gerädert und vom Alter zuſammengeknickt können ſie kaum noch ihr eigenes Fell tragen und müſſen demungeachtet noch alle Nachmittage unter den Waffen erſcheinen. Die Hamburger nennen ſie deshalb „Unſe ohlen Lüüde", was ſie durchaus nicht ſein wollen. Ihre Stimme iſt all ihre Stärke und ihr Verdienſt um den Staat, denn mit dieſer verſcheuchen ſie Nachts die Ratten von den Käſetonnen, die Diebe vom nächtlichen Einbruch und den ſüßen Schlaf von den Augen der Banquerottiſten".

Eine andere Flugſchrift vom Jahre 1802 aber ſchildert die Parade auf dem Pferdemarkt in der folgenden draſtiſchen Weiſe:

„Es war gegen Abend, die Glocke brummte eben in einförmigen Tönen, als ich über den Pferdemarkt nach dem Jungfernſtieg zuging. Ein Auflauf erregte meine Aufmerkſamkeit, es war die Nachtwache, die ſoeben aufziehen wollte. In bunten Haufen durcheinander liefen die Nachtwachen, um ſich zu ſtellen. Ein Officier trat

dazu fing an zu richten und ſagte zu einigen Gemeinen, die weder grade ſtanden, noch das Gewehr ordentlich hielten: „Rückt aneinander!“ Behaglich winkten die Burſchen mit dem Kopfe und erwiederten lachend: „Schon gut, Herr Lieutenant!“ Auf einer anderen Seite nahm einer der ſchon geſtellten Nachtwachen etwas Brot aus der Patronentaſche und ſuchte ſeinen Magen zu befriedigen. In ſteter Bewegung gleich einem wahren Perpetuum-Mobile lief der Officier von einer Ecke zur anderen. Hier verſuchte er einige aneinander zu ſchieben, dort auseinander zu bringen, hier vorwärts zu gehen, dort rückwärts zu ſtoßen, bis endlich dieſe mühſame Operation gelang. Ein Kommando-Wort bei regulären Truppen hätte dieſe Ordnung auf ein Tempo bewirkt, wozu hier eine ganze Viertelſtunde Zeit gehörte. Endlich glückte es, Kinder und erwachſene Zuſchauer waren noch im Wege. Auf einmal erſchien wie ein Deus ex Machina ein Männchen, vier Fuß hoch, ohne Patronentaſche und ohne andere Abzeichen, als ein Seitengewehr und einen hölzernen Stab und befahl, (den Kindern verſteht ſich, denn auf die Erwachſenen ſchien ſein Kommando nicht wirken zu wollen) auseinanderzugehen und Platz zu machen. Jetzt kam der Kapitain mit krummgebogenem Knie einhergewackelt. Er lief ſchnell und mit aller Kraft gegen die beiden aufmarſchirten Linien. Wahrſcheinlich war es ihm unbequem, die erſte Linie zu umgehen, denn er durchbrach ſie gewaltſam und ſtieß den mitten im Zug ſtehenden Officier, ehe dieſer es ſich verſah, zur Seite. Nun trat der Flügelmann grade, als ob er den Hauptmann kopieren wollte, ebenfalls mit gekrümmten Knieen aus der Linie, ſchwang ſein Gewehr auf Kommando und trat wieder in das Glied zurück. Jetzt wurden Züge abgebrochen und dicht vor ihm defilirte ein Officier, der hörbar den Kommandoruf „richtet Euch, marſch!“ erſchallen

ließ, worauf ſich der kleine Haufen bald langſam zu bewegen anfing. Ein Burſche trat dem Officier auf die Hacken, ſogleich rief dieſer pedantiſch aus: „Gebt acht, geht doch ordentlich! Könnt Ihr nicht ſehen? Haltet, richtet Euch, marſch, macht fort! So ging dieſer Zug zur Wache.“

Als im Jahre 1806 die Franzoſen die auf dem Pferdemarkt zur Parade aufziehenden, mit blauen Uniformen und dreieckigen Hüten bekleideten Nachtwachen erblickten, erſchraken ſie, da ſie in ihnen preußiſches Militair zu erkennen glaubten. Die Nachtwache blieb übrigens unter der franzöſiſchen Fremdherrſchaft beſtehen und erhielt, als Hamburg wieder eine freie Stadt geworden war, im Jahre 1822 eine neue Nachtwachen-Ordnung. Aber auch unter ihrem letzten, um 1827 in den Dienſt getretenen Befehlshaber, dem Hauptmann Grapengießer ſcheinen ſie ſich nicht viel gebeſſert zu haben, da um 1834 ein Tagesbefehl erlaſſen werden mußte, um der unter dieſem Korps ſehr verbreiteten Trunkfälligkeit zu ſteuern. Damals ſang man:

„Opp'n Peermarkt, ſeggt he,
Is Parad', ſeggt he,
Un de Nachwach, ſeggt he,
Steit ganz grad, ſeggt he,
Un ſe ſchullert, ſeggt he,
Dat Gewehr, ſeggt he,
Hauptmann Schrapenpüſter, ſeggt he,
Kummt daher!“

Nachdem Hauptmann Grapengießer 1851 penſioniert worden war, ſind die alten Nachtwächter am Schluß des Jahres 1852 aufgehoben worden, um durch die neuen Nacht- und Polizeiwächter erſetzt zu werden. Ihr Standquartier aber, die alte Pferdemarktwache, iſt im April 1854 von der Kämmerei an den Abbrecher

Löwe für 1315 Mark Kouraut zum Abbruch verkauft worden, um alsbald für immer von dem Erdboden zu verschwinden.

Was nun die alte Bürgerwache anbetrifft, so ist unsere Vaterstadt, als sie noch Festung war, einentheils von angeworbenen und besoldeten Stadtsoldaten, andern-theils aber auch von den militairisch organisierten Bürgern selbst bewacht und vertheidigt worden. Jeder Bürger und Einwohner dieser Stadt hat nach Vollendung des 18ten Lebensjahres wohl oder übel in die Bürgerwache eintreten müssen, um dort der ihm obliegenden Dienstpflicht bis zum 60sten Jahre ohne Entgeld nachzukommen. Aus den Einwohnern eines jeden Kirchspiels ist ein Regiment gebildet worden, über welches man je einen Herrn des Raths setzte, der den Namen Kolonnelherr führte. Unter ihm stand als Regimentsbefehlshaber der Kolonnelbürger, der wieder so viele Kapitaine unter sich hatte, als das Regiment Kompagnien zählte. Diese Herren Kapitaine der alten Bürgerwache haben ähnliche Pflichten gehabt, wie die Feldwebel der späteren, in unserem Jahrhundert entstandenen Bürgergarde. Sie hatten die in ihrer Kompagnie Wohnenden zu Buch und wußten über dieselben Auskunft zu geben, so daß dieselben für das Fremdenwesen, wie für die Aufstellung der Steuerlisten hochwichtige Persönlichkeiten waren. Für ihre Mühe aber bezogen sie aus der von ihnen geführten Kompagnie-Kasse eine Remuneration, die oft in den wohlhabenderen Stadttheilen so bedeutend war, daß eine Kapitainsstelle sehr begehrenswerth erschien und, daß zur Erwerbung derselben oft mancherlei wenig lobenswerthe Machinationen in Bewegung gesetzt wurden. Die Kompagnie-Kasse, welche somit die Quelle ihrer Einnahme war, füllte sich einentheils durch von den Bürgern gezahlte Strafgelder, dann aber vor allem durch das Wacht-

geld. Es hörte nämlich zu den Pflichten der alten Bürgerwachen, allabendlich zwei Kompagnien auf die Wälle der Stadt zu ſchicken, um ſo gemeinſchaftlich mit der eigentlichen Soldateska die Stadt zu bewachen. Nun hatte man die ſchlimme Einrichtung getroffen, daß jene guten Hamburger, welche es vorzogen, anſtatt die Stunden der Nacht auf dem kalten Wall zuzubringen, ſich in ihren warmen Betten zu dehnen, dieſes Vergnügen genießen konnten, indem ſie ſich von ihrer Verpflichtung Wache zu ſtehen loskauften. Sie hatten dann nur einfach dem Kapitaine für ihr Fehlen ein beſtimmtes Wachtgeld zu zahlen, wofür dieſer nun aus der ärmeren Bevölkerung Stellvertreter miethete und zwar zu einem möglichſt niedrigen Preiſe, damit ſein Antheil an dieſer Wachtgeld-Einnahme ein recht großer blieb. Für das geringe Geld, das der Kapitain den Stellvertretern zahlte, konnte er natürlich keine kräftige, anſehnliche Leute bekommen, da dieſelben ja anderweitig mehr verdienen konnten, weshalb er ſich mit allerlei verkrüppelten, zu jedem anderen Geſchäft unbrauchbaren Geſtalten begnügen mußte, welche denn einen nichts weniger als vertrauenerweckenden, militairiſchen Eindruck machten. Dieſer Anordnung iſt es zuzuſchreiben, daß der alten zu Wall ziehenden Bürgerwache mehr und mehr der Stempel der Lächerlichkeit aufgedrückt wurde, ſo daß die urſprünglich ſo ſchöne Einrichtung einer Vertheidigung der Stadt durch die Bürger allmählig zum Geſpött der Einheimiſchen und Fremden wurde. Uebrigens mußte ein jeder Bürger, ob er nun Wache that oder nicht, ſich eine kurze Zeit hindurch erſt in den Waffen üben, wozu ein eigener Drillmeiſter angenommen war. Dieſer Drillmeiſter exercierte mit den Neulingen in einem großen Gebäude, das man das Drillhaus nannte und welches ſeit 1672 am untern Ende der jetzigen Ferdinandſtraße an der Alſter lag. Dieſe doch

nur kurze Zeit andauernde Zeit des Exercierens ist jedoch den guten Hamburgern, die lieber dem Erwerb nachgingen, als Soldat zu spielen, auch noch zu beschwerlich erschienen, wodurch sich die Schadenfreude erklärt, welche die Bürger kundgaben, als das alte Gebäude am 28. September 1802 ein Raub der Flammen wurde, nachdem der dort wohnende Drillmeister kurz vorher ertrunken war. Damals sang man:

„O weh, da liegst auch Du, o stolzes Drillhaus nun,
Schnell metamorphosiert in Trümmer, Staub und Kohlen!
Dein selger Drillherr konnt fürwahr nichts klügers thun,
Als seine Residenz baldmöglichst nachzuholen!"

Der zu Wall ziehenden Bürgerwache schritt ein sogenannter Läufer voran, welcher gegen eine Vergütung die für die Kompagnie nöthigen Botengänge machen mußte und die Konvokationen des Kapitains den einzelnen Bürgern zu überbringen hatte. Nun folgten Tambour und Pfeifer, sowie drei stattliche Leute, der von zwei Gefreiten geleitete Fähndrich, während die aus alten, krüppeligen Lohnwächtern zusammengesetzte Wache hinterdrein stolperte. Das Volk aber, dem dieser klägliche Zug begegnete, sang den Spottvers:

„Dorododo, da kamt se her,
De Scheven gaat achter, de Graben gaat vör!"

Läufer, Tambour und Pfeifer waren in Röcke gekleidet, welche mit der Farbe der Fahne, die für jedes Kirchspiel eine andere war, übereinstimmten. Die Officiere aber trugen gleichmäßige, rothe Röcke, weiße Beinkleider und gleichartige Hüte, während die eigentliche Wachtmannschaft in den verschiedensten Kleidern, wie Jedem seine Armuth erlaubte, einherzog. Eine alte Flugschrift sagt darüber:

„Hier auf dem alten Steinweg sammelte sich die Bürger-Wache zum Aufzug. Es war wirklich der Mühe

werth, dieſen bunten Wirrwarr anzuſehen. Von allen Ecken ſah man Leute, mit zerriſſenen Strümpfen und Schuhen, großen Pudelmützen auf dem Kopf, oder einer Kleidung aus den Zeiten Karls des erſten mit Schwertern über den Rock gegürtet, welche ihnen zur Laſt ſchienen, daher kommen. Andere ſchlichen huſtend herbei mit Gewehren auf dem Rücken, welchen der Hahn mangelte. Dieſe einzelnen Gruppen formierten endlich ein Ganzes und nun ging der Zug fort. Voran der Bürger-Kapitain mit einigen uniformierten Leuten und hinter dieſen in beliebiger Ordnung die Bürgerwache. Einer hatte das Gewehr hoch, der andere auf der Schulter, einer räuſperte und rippelte ſich, als wenn er von den Kreaturen, die ſonſt nur der Kinder Plage zu ſein pflegen, voll wäre, während der andere dieſen Feinden durch Seiten-Kneifen den Tod zu drohen ſuchte. Ich fand keine größere Aehnlichkeit mit dieſem Aufzuge, als mit dem einer Menge Rekonvaleszenten aus dem Krankenhof, denn bis zum Frappanten dieſen ähnlich war hier Gang und Kleidung der eigentlichen Bürgerwache, während der Kapitain nebſt einigen Officieren gleich den Aufſehern des Krankenhofs ordentlich uniformiert vorangingen."

Ausnahmsweiſe erhielten dieſe armſeligen Lohnwächter gleichmäßige Uniformen geſchenkt, wie im Jahre 1795: Am 4ten November des genannten Jahres hielt nämlich ein Herr von Axen, nachdem er auf der Börſe zum Bürger-Kapitain erwählt worden, ſeine erſte Wache. Dazu kleidete er ſämmtliche Lohnwächter in neue, blaue, vorn ausgeſchnittene, kurze Oberröcke, die mit rothen Litzen beſetzt waren, während er den Officieren rothe Röcke, weißes Unterzeug, ſowie Kurzgewehre verehrte. Die Korporale aber erhielten neue Bajonets, in welche das Hamburger Wappen eingeprägt war. Desgleichen ſpendierte er eine neue Fahne mit dem Stadtwappen und

der Umschrift „pro patria et civitate“. Ob dieser Neuerung entstand beim Aufzug der Wache ein ungeheurer Zulauf von Menschen, die aber nicht völlig befriedigt erschienen, da der gute Kapitain, wie man sagt, wohl über den Hund, aber nicht über den Steert kommen konnte, indem er unterlassen hatte, den Lohnwächtern zu den Röcken auch Beinkleider zu schenken. So stachen denn die neuen, blauen Röcke gar sehr von den alten, zerlumpten Hosen der Wache ab, was einen spektakulösen Anblick gewährte und zu manchem Spott Anlaß gab.

Eine solche erste Wache eines neuerwählten Kapitains nannte man eine Freudenwacht. War schon bei jeder gewöhnlichen Rangerhöhung einer der Officiere der Betreffende verpflichtet, eine Chargenmahlzeit zum Besten zu geben, so hatte ein neugewählter Kapitain nicht nur der Wachtmannschaft an seinem Ehrentage reichliche Speise und noch reichlicheres Getränk zu spendieren, sondern mußte auch in der Wache auf dem Wall für alle seine Freunde ein üppiges Mahl anrichten lassen. Das Essen wurde dann in einem Gasthause der Stadt zubereitet und die ganze fertige Mahlzeit nebst den dazugehörenden Weinen in einem großen Korb, wie er jetzt zum Transportieren der Verunglückten gebraucht wird, durch Träger nach dem Wall hinaufgebracht. Da wurde denn tapfer getafelt und noch tapferer pokuliert, sowie von Dichterlingen eigens zu dem Feste angefertigte Freuden- und Chargenlieder abgesungen, wie jenes auf die Freudenwacht des Schneiders und Bürger-Kapitains Peucker um 1802 erschienene Poëm, wo es u. A. heißt:

„Daß der verehrte, neuerwählte
Herr Hauptmann Peucker Kopfs genug
Zu seiner Charge bringt, erzählte
Die Wahrheit längst, auch fand Betrug
Bei dieser Wahl gewiß nicht statt,
Wo Redlichkeit den Vorsitz hat.

Ihm tönt von allen Biederleuten,
Die dieſer Standsbeförderung,
Seit lange ſchon voraus ſich freuten,
Beſonders ſchallt von Alt und Jung,
Die ſeines Handwerks ſind, ein Wunſch,
Voll Herzlichkeit bei Wein und Punſch!

Und dieſer Wunſch beſteht worinnen?
J, nun in Allem dem, was man
Dem Bürgerhauptmann beim Beginnen
Der hohen Charge wünſchen kann.
Ich weiß, das iſt ſo ſonnenklar,
Weil ich noch nie ſelbſt Hauptmann war.

Inzwiſchen will ich allen Segen,
Den die neun Muſen geben gern,
Auf den Altar der Freude legen:
Ihm leuchte ſtets der Abendſtern
Recht hell beim Hinzug nach dem Wall!
Der Morgenſtern beim Abzugsfall!

Gehorſam leiſt', nach den Geſetzen,
Die Kompagnie ihm ſtets auf's Und,
Nicht Einer ſei, ſie zu verletzen,
Ein Söffling oder fauler Hund,
Kurz, jeder thu' gern ſeine Pflicht
Und ärg're ſeinen Hauptmann nicht!

Auch er wird jeden gut behandeln,
Mit Strenge nicht und nicht mit Stolz,
Wird des Geſetzesbahn ſelbſt wandeln,
Denn er iſt nicht wie junges Holz,
Das leicht vom Wind ſich biegen läßt,
Er iſt ein Stamm, ſolid und feſt!

D'rum wird er bei dem Wachtgeldfordern
Gewiſſenhaft und billig ſein,
Zum Aufzieh'n keinen hinbeordern,
Der lahm iſt auf dem einen Bein,
Und auf dem andern hinkt, weil man
Als Krüppel nicht marſchieren kann.

Nicht dulden wird er Wehr und Waffen,
Die noch vom Türkenkrieg her blind,
Voll Roſt, zerbrochen, kurz beſchaffen,
Wie viele ihrer Träger ſind,
Weil zur Vertheidigung der Stadt
Man ganze Waffen nöthig hat!

Desgleichen wird, wie einſt die Alten
Es hielten, Er auch jeder Zeit
Die Kompagnie vollzählig halten,
Damit der Kritiker nicht ſchreit:
Ei, ei, der Hauptmann nimmt das Geld
Und läßt von Leuten leer ſein Feld!

Er wird der Charge Ehre machen,
Wird nie vom Walle extra gehn,
Wird fleißig Alle ſelbſt bewachen,
Die unter ſeiner Fahne ſteh'n.
Er kennt gewiß den alten Lex,
So wie der Rex iſt auch der Grex!

Nicht möglich iſt's, daß er verderbe,
Denn eine Doppelmühle mahlt
Ihm nun ſein Korn. Erſt ſein Gewerbe,
Das heut'gen Tags ſich gut bezahlt,
Und dann die Hauptmannſchaft macht auch
Bald ſpeckfett auch den ſchlappſten Bauch!"

Dieſe Freudengeſänge begleitete dann die halberauſchte Mannſchaft mit dem Abgeben von unzähligen Freudenſchüſſen, wobei freilich oftmals die alten Kuhfüße ſprangen, ſo daß Verletzungen entſtanden, welche der Feſtfreude einen Wermuthstropfen beimiſchten. Andere Störungen der Luſtbarkeit entſtanden auch wohl durch hämiſche Geſellen, welche die Freudenwache durch ſolche Spottgeſänge, wie „der Suckerkringel Freudenwacht" verhöhnten, oder durch Spaßvögel, wie einſt mein Großonkel Wegener, der, als er von einem zum Kapitain erwählten

guten Bekannten nicht mit zur Freudenwacht geladen worden war, demſelben Rache ſchwor, die er denn auch in folgender Weiſe ausführte. Der Spaßvogel paßte den Trägern, die einen mit den leckerſten Speiſen und Getränken angefüllten großen Korb aus einem Gaſthauſe der Stadt nach dem Wall hinaufſchleppen wollten, vor einer am Wege liegenden Taverne auf und lockte die von ihrer Arbeit Erſchöpften in die betreffende Schenke unter dem Vorwande, ſie dort durch einen friſchen Trunk für ihren weiteren Gang zu ſtärken. Während die guten Leute ſich nun drinnen in dem Wirthshauſe bei Bier und Branntewein wohl ſein ließen, wurde der unbewacht vor dem Hauſe ſtehende Korb ſchleunigſt von ſeinem köſtlichen Inhalt befreit und dafür mit anderen, ſchon bereit gehaltenen Speiſen und Getränken angefüllt, worauf die nichts Schlimmes ahnenden Träger mit ihrer Laſt fortzogen und dieſelbe auch glücklich auf dem Wall ablieferten. Hier ſaßen ſchon Alle mit vorgebundenen Servietten an der Tafel, bereit, in die mit Sehnſucht erwarteten Leckerbiſſen einzuhauen. Als nun alle Glockenſchüſſeln auf den Tiſch geſtellt und die Deckel von denſelben abgehoben worden waren, erkannte man mit Entſetzen, daß dieſelben anſtatt der erwarteten würzigen Ragouts, der köſtlichen Paſteten und duftenden Braten mit gelben Erbſen und Speck angefüllt waren, während man aus den Weinflaſchen, anſtatt des beorderten edlen Traubenblutes, nur ſaures Hamburger Braunbier zu ſchenken vermochte. Erſtarrt ſaß die ganze Freudenwache da, bis endlich aus Aller Mund einſtimmig der Schmerzensſchrei erſcholl: „Dat hett Wegner daan!“

Die Kapitaine hatten außer den häufig vorkommenden Chargen-Mahlzeiten alljährlich ihr beſonderes Konvivium, bei welchem es ebenfalls hoch herging, weshalb es unter den Betreffenden auch großes Bedauern hervor-

rief, als daſſelbe am Ende des vorigen Jahrhunderts während einer Reihe von Jahren der gefährlichen Zeiten wegen ausfiel. Um ſo größer aber war die Freude, als das Feſt am 23. Oktober 1802 zum erſten Mal wieder abgehalten werden konnte. Ohne eine Ahnung von den Hamburg nahe bevorſtehenden ſchweren Schickſalsſchlägen zu haben, welche der Kapitainſchaft für immer ein Ende bereiten ſollten, ſang man damals beim Becherklang nach der Melodie: „Auf auf, ihr Brüder und ſeid ſtark“:

„Sing, Hamburgs Bürgerhauptmannſchaft,
Ein Lied im höhern Chor
Auf's Kapitain-Konvivium!
Längſt ſpitzte ja das Publikum
Auf dieſes Feſt ſein Ohr.

Zehn Jahre rauſchten in das Meer
Der Ewigkeit dahin
Seit unſerm letzten Hauptmannsſchmauß,
Kaum divertirten wir zu Haus
Uns mal den frohen Sinn.

Der leidige Franzoſen-Krieg
Benahm uns alle Luſt
Zur öffentlichen Schmauſerei;
Denn er verſalzte uns den Brei
Und engte unſ're Bruſt.

Doch, wenn uns der Korreſpondent
Nichts vorlügt, ſo iſt ja
In Zukunft jede Reichsſtadt frei
Von aller Laſt bei Kriegsgeſchrei,
So auch Hammonia!

Von nun an ſitzt Hammonia
Dem Glück recht tief im Schooß,
Das Geld hakt klettenfeſt bei uns,
Und wir ſind alles Bangethuns,
Auch aller Sorgen los!

Von nun an ziehen wir zu Wall
Mit zehnfach höherm Muth,
Denn nun ſchreckt uns kein Krieges-Heer
Von unſern frohen Mahlen mehr,
Leicht kreiſt jetzt unſer Blut!

Der Rathswein ſchmeckt uns trefflich gut,
Da capo friſch chargiert!
Auf's Wohlſein unſ'rer theuren Stadt,
Die ſolche gute Weine hat
Und uns heut' regaliert.

Ihr Helden von Hammonia
Wohlan, ergreift's Gewehr!
Chargiert, ſchlagt an, gebt Feuer: Puff!
Das heißt: Füllt's Glas in einem Ruff
Und trinkt es muthig leer!"

Mit der im December 1810 erfolgten Einverleibung Hamburgs in das franzöſiſche Kaiſerreich verſchwand die alte Bürgerwache von der Bildfläche, um nach mehrfachen erfolgloſen Wiederbelebungsverſuchen und nachdem die alten Kapitaine abgekauft worden, im Januar 1815 neu verjüngt als Bürgermilitair wieder zu erſtehen.

9.

Von originellen Hamburgern.

Wie überall, ſo hat es auch von jeher in Hamburg verdiente und hochgeachtete Männer gegeben, welche ſich von ihren Mitbürgern durch gewiſſe Eigenthümlichkeiten in ihren Gewohnheiten, ihrem Ausſehen oder ihrer Kleidung unterſchieden und dadurch Aller Aufmerkſamkeit ſo ſehr auf ſich richteten, daß ſie beſtändig in Jedermanns Munde waren.

Ein ſolches Original war der im vorigen Jahrhundert lebende Bürgerkapitain Lattmann. Dieſer kurze und dicke Herr ſtellte ſich ſtets vor ſeine Kompagnie und rief im luſtigſten Ton: „Nun, wie iſt es meine Herren, marſchieren wir, oder laſſen wir es bleiben? Da kommt eine Querſtraße, was machen wir nun? Gehen wir gerade aus oder ſchwenken wir links? Na, man d'rauf losmarſchiert, wo wir hinkommen, finden wir doch was zu trinken!“

Eben ſo originell war der zur ſelben Zeit lebende Hamburger Kaufmann Jaſtram. Dieſer fröhliche Herr hatte ein großes Gefallen an einer Strophe gefunden, welche in dem damals ſehr beliebten Wenzel-Müller'ſchen Singſpiel „Das Sonnenfeſt der Braminen“ vorkommt und welche lautet: „Ach in meinen jungen Jahren ſoll ich ſchon zu Brama fahren!“ Seit dieſer Zeit führte Jaſtram zu jeder Zeit das Wort „zu Brama fahren“

im Munde, so daß er wegen dieser Eigenheit bald in der ganzen Stadt bekannt war. Als Jastram nun an einem schweren Leiden erkrankte und fühlte, daß es mit ihm zu Ende gehen würde, ließ er alle seine lustigsten Freunde zu sich laden und sagte: „Kinners sall ik Ju mal wat seggen? Ik glöv, dat ik hüüt noch na Brama faar; hüüt möt wi en gooden Punsch hebben!“ Die Freunde, welche glaubten, daß Jastram wieder seine Brama-Laune habe, sprachen lachend dem in großer Menge aufgetischten köstlichen Punsch zu, während der Kaufmann ihnen, je schwächer er sich zu fühlen begann, um so kräftiger Bescheid that. Plötzlich aber lallte er: „Up vergnögtes Wedderseyn bi Brama! Adjüs Kinners, nu faar ik na Brama!“ Damit entfloh seine heitere Seele ins Jenseits.

Ein gemüthliches Original ist auch der alte Vogt Klemens Konrad Fischer gewesen. In früherer Zeit stand die Gerichtsbarkeit des Hamburger Berges unter dem jedesmaligen drittältesten Senator, der zur Besorgung der nöthigen Geschäfte dort einen Sandvogt angestellt hatte. Den Namen Sandvogt führte dieser Beamte, weil er außer vielen anderen Aufgaben die Pflicht hatte, darauf zu achten, daß bei dem Graben von Sand auf der Sternschanze die dortige Fortifikation nicht beschädigt wurde. Nachdem im Jahre 1743 der Sandvogt Saul verstorben war, kam der erste Fischer (Jakob Klemens) zur Vogtstelle, dem 1778 durch Rath und Bürgerschluß sein Sohn, der oben genannte Klemens Konrad, im Amt beigegeben wurde. Dieser Vogt, allgemein nur „de ole Fischer“ genannt, besaß keine andere Hülfe, als seinen Hausknecht Johann, welcher neben den häuslichen Arbeiten die Pflicht hatte, den Vogt auf seinen Wanderungen durch St. Pauli zu begleiten und unter den am Spielbudenplatz zahlreich versammelten Menschen Ordnung zu halten. Später erst erhob Fischer einen Arbeiter an den Sand-

gruben Namens Schlorff zu ſeinen Aſſiſtenten, der ihm dann wacker bei ſeinen Arretierungen half. Der alte Fiſcher wußte auf eine originelle, praktiſche Weiſe mit den Arreſtaten umzuſpringen und erleichterte ſich ſo die Arbeit, die ſonſt die Kräfte eines Einzelnen weit überſtiegen hätte. War z. B. ein Herr ergriffen, der zu einer Geſellſchaft Uebermüthiger gehörte, die während der Nacht Unfug auf der Straße getrieben hatten, ſo beſuchte der Vogt ihn am andern Morgen auf der Wache und ſagte freundlich: „Süh da, gooden Morgen! Is de Herr all ut de School? Wenn de Herr de annern Jungens angiſt, ſo kann he gaan un dat Annere findt ſik. Sünſt marſch mit den Herrn na'n Grotneemarkt!“ Das Erſtere that denn „de Herr“ und konnte vorläufig gehen, durch welche originelle Art und Weiſe mit den Uebelthätern umzugehen, der Geſchäftsgang ſehr vereinfacht wurde. De oole Fiſcher war kein Freund von Weitläufigkeiten und ſtand ſich gut dabei. „Du betaalſt de Wach Swienegel un dann makſt Du, dat Du to Huus kummſt,“ war die ſtehende Entſcheidung bei geringen Vergehen.

„De oole Fiſcher“ iſt 1821 geſtorben, worauf ihm ſein Sohn, Franz Joachim Klemens, im Amt folgte.

Auch der berühmte Georg Philipp Telemann, der am 10. Juli 1721 zum neuen Kantor der Hamburger Johannis-Schule und Direktor der hieſigen Kirchen-Muſik erwählt wurde, war in mancher Beziehung ein origineller Mann. Hielt er einentheils, wenn es ihm paßte, trotz Widerſpruch der Oberalten in öffentlichen Häuſern, wie im Drillhauſe oder gar auf dem Baumhauſe ſeine geiſtlichen Konzerte ab, ſo weigerte er ſich anderntheils, wenn es ihm nicht genehm war, oftmals, die von ihm gewünſchte Leitung von muſikaliſchen Aufführungen zu übernehmen, oder wußte ſich doch, wenn er zu der verlangten Muſikleitung gezwungen wurde, auf

höchſt eigenthümliche Weiſe zu rächen. Als er einſt wieder gegen ſeinen Willen zu einer Mahlzeit der Oberalten eine Feſt-Kantate ſchreiben und zur Aufführung bringen laſſen mußte, ließ er ſeinen Chor die Strophe ſingen: „Und haben wir nun das Wohl der Stadt bedacht, und Alles, Alles wohl gemacht, dann eſſen wir Ochſenbraten!“ Die Kompoſition war aber ſo fugiert, daß man immer nur: „Dann eſſen wir Ochſen, dann eſſen wir Ochſen, wir Ochſen, wir Ochſen“ hörte und ganz zum Schluß erſt das Wort „Braten“ vernahm.

Sehr verhaßt war ihm die Servilität mancher Komponiſten gegenüber hohen Herren. In einem Feſtlied, das Telemann zur Einweihung der Orgel in der Ahrensburger Kirche leitete, perſiflierte er die Unterthänigkeit, welche andere Muſiker gegenüber dem dortigen Amtsherrn und Kirchenpatron Detlef Rantzau zeigten, indem er den in der Kantate auftretenden lieben Gott ſingen läßt: „Und Du Detlef Rantzau biſt mein Siegelring und Pittſchaft!“

Ein ſpäteres muſikaliſches Original war der Klavier-Virtuoſe Jakob Schmitt. Jakob Schmitt war am Kaiſerlichen Hofe in Petersburg Lehrer der Prinzen geweſen und kam Ende der zwanziger Jahre nach Hamburg um hier Privatunterricht zu ertheilen. Er war außerordentlich wähleriſch bei der Annahme von Schülern. So kam ein reicher Privatmann aus Kellinghuſen zu dem Muſiklehrer und bot ihm dreitauſend Mark, wenn er nur zwei Monate hindurch in ſeinem Hauſe wohnen und ſeiner Tochter Muſikunterricht ertheilen wollte. Dabei wurde ihm freie Station, ein Reitpferd, Equipage und jede ſonſtige Bequemlichkeit des Lebens zur Verfügung geſtellt. Schmitt reiſte denn auch mit, kehrte aber ſchon nach zwei Tagen wieder nach Hamburg zurück. Ganz

bestürzt folgte ihm der Kellinghusener auf dem Fuße nach und fragte den Künstler, was denn passiert wäre, daß der Lehrer sich so schnell wieder entfernt habe? „Passiert ist nichts“ entgegnete Schmitt kurz, „aber Ihre Tochter hat ein Talent für die Musik, das so groß ist, wie Kellinghusen unter den Weltstädten.“ Sprachs und ließ den verblüfften Vater, der vergebens das angebotene Honorar verdoppelte, stehen und über den Sinn seiner Worte nachdenken.

Hatte Schmitt ein wenig Geld in der Tasche, so ließ er seine Schüler sitzen und nahm den Unterricht erst wieder auf, wenn es ihm an Allem mangelte. Unter diesen Umständen konnte die Frau Wittorf am Klütjenstieg, die ihm zwei möblierte Zimmer vermiethet hatte, oft schwer zu ihrer Miethe und den gemachten Auslagen kommen. War die Schuld gar zu groß geworden, so schloß die resolute Frau den genialen Künstler einfach ein und befreite ihn nicht eher, bis Jakob Schmitt, der dann ruhig im Bett liegen blieb, irgend eine geniale Komposition niedergeschrieben hatte, durch deren Versilberung sie auf ihre Kosten kam. Auch der Verleger des Künstlers, welcher Jakob Schmitt einst auf eine noch fertig zu stellende Komposition einen ziemlich bedeutenden Vorschuß gegeben hatte, ohne trotz vielfacher Bitten das sehnlichst erwartete Werk zu erhalten, wußte sich in ähnlicher Weise zu helfen. Er lockte Schmitt, der ein großer Taubenliebhaber war, auf seinen Taubenboden und sperrte ihn daselbst ein. Ein Tisch mit Feder, Dinte und Notenpapier stand dort bereit, Nahrung wurde dem Komponisten durch eine Klappe gereicht und dem Künstler mitgetheilt, daß er nicht eher aus dem Bodenverschlag entlassen würde, bevor er nicht die bestellte und schon bezahlte Komposition niedergeschrieben hätte. Was sollte Jakob Schmitt

machen? Anfangs wüthete und ſchimpfte er zwar, aber bald machte er gute Miene zum böſen Spiel, ſetzte ſich an den Tiſch und lieferte bei ſeiner genialen Arbeitskraft in wenigen Stunden das verlangte Opus, worauf er ſeine Freiheit wieder erlangte.

In den letzten Lebensjahren gab Schmitt ſeine Stunden auf, zog ſich ſcheu von der ganzen Welt zurück und beſchäftigte ſich nur mit ſeinem Papagei. Als er Ende Mai 1853 im Alter von vierundfünfzig Jahren verſtarb, wurde er in feierlichſter Weiſe unter Betheiligung der St. Paulianer Liedertafel, deren Dirigent er geweſen war, auf dem St. Pauli-Begräbnißplatz begraben. Ein damaliger Nachruf lautete:

„Ein Künſtler iſt ins Grab geſenkt,
Wir wünſchen ſeinem Grabe Frieden,
Das Schickſal hat es ſo gelenkt,
Doch was er ſchuf, blieb uns hienieden.

Nun iſt's genug der Wehmuth-Thräne,
Die ihm am Grabe iſt geweiht,
Er ließ ja im Bereich der Töne
Ein Werk für uns in Freud' und Leid.

Und nicht im kalten Stein, in Erzen
Bleibt uns ſein Name eingraviert,
Nein, in der Tonkunſt, in den Herzen
Wird hoch geehrt er fort geführt."

Ein früherer hoch angeſehener viel beſchäftigter und allgemein bekannter Hausmakler hört auch zu den »public characters« Hamburgs. Dieſer Makler war ein wirklicher „Grand-Seigneur" in Auftreten und Kleidung. Im eleganten Frack, mit glänzend weißem Jabot und Manſchetten wandelte er mit einem großen Stoß Beſchwerungen, den er ſtets auf der Bruſt zwiſchen Rock und Weſte trug, zur Börſe, weshalb man auch ſcherz-

hafter Weiſe von ihm ſagte, dies iſt der Mann, dem Hamburgs Beſchwerden alle Zeit am Herzen liegen. Einſt gaben Spaßvögel einem Jungen einen Schilling und ſagten: „Jung loop den Mann da mal gau na un lat Di en Theaterzettel geven!“ Der Knabe wurde natürlich von dem Hausmakler barſch zurückgewieſen, worauf er eifrig ſagte: „Ik will em je nich umſünſt hebben, hier is en Schilling!“

Der alte Makler liebte es auf alle an ihn gerichtete Reden mit einem „Schön, ſchön“ zu antworten. Als er einſt einen Herrn an der Börſe fragte, wie es ihm ginge und dieſer betrübt entgegnete, daß ihm geſtern ſeine Ehefrau geſtorben wäre, ſagte der Zerſtreute wie immer: „ſchön, ſchön mein Lieber!“

Der einſt ſo anſehnliche Mann beſaß die kleine Schwäche, auch noch im hohen Alter jünger ſcheinen zu wollen, weshalb er ſich mit allen Mitteln jugendlich zu machen ſuchte. Der „Beau“, wie er allgemein genannt wurde, ſoll wie Eingeweihte berichten, zu dieſem Zweck eine ganze Reihe Perrücken beſeſſen haben, deren Haare verſchieden lang waren. Wurde es nun Sommer, ſo erſchien er mit einem ganz kurz gehaltenen Toupet auf der Börſe und erzählte überall, daß er ſich des warmen Wetters wegen das Haar habe ſchneiden laſſen. Von da ab ſetzte der originelle Herr dann allwöchentlich eine andere, mit immer längerem Haar verſehene Perrücke auf, um Jedermann glauben zu laſſen, daß ſein Haar wieder wachſe.

Eine ſeltſame Eigenthümlichkeit beſaß ein hier in unſerem Jahrhundert reſidierender Geſchäftsträger von Großbritannien. Dieſer Herr kam bei der Direktion der Preußiſchen Poſt darum ein, auf dem, Ecke Gänſemarkt und Valentinskamp belegenen Poſthof, weil ſich dort das an-

erkannt schlechteste Pflaster von ganz Hamburg befand, täglich zwei Stunden hindurch promenieren zu dürfen. Die Erlaubniß wurde natürlich gern gegeben und von nun ab sah man den Engländer täglich die festgesetzte Zeit hindurch über den genannten Hof hin und zurück humpeln, was eine ganz außergewöhnliche Tortur sein mußte. Nur bei sehr starkem Regen vertauschte der kuriose Herr seinen Promenadenplatz mit der dortigen Wagenremise, in welcher er aber, trotzdem dieselbe natürlich gedeckt war, nie anders, als mit aufgespanntem Regenschirm lustwandelte.

Eine hier allgemein bekannte Persönlichkeit war Markus Samson Hertz, der, weil er mit den in den zwanziger Jahren hier allgemein von der Damenwelt getragenen seidenen Wiener Locken handelte, die er in seinem Laden in der Düsternstraße feilbot, auch Locken-Hertz genannt wurde. Hertz war seit langen Jahren das enfant terrible der Theaterbesucher, da er ausnahmslos bei jeder Vorstellung mit einer schwarzen Sammtkappe auf dem Haupt, weshalb er auch „der schwarze Fleck" hieß, im Zuschauerraum dasaß und, indem er sich als Herr des Theaters geberdete, eine meistens ganz thörichte Kritik übte. Oft wurde die Direktion darum angegangen, den Allen höchst lästigen Hertz, den man auch den ewigen Juden nannte, wenigstens aus dem Parket zu verbannen. Als Baison 1847 in dem Stück „Eine Gastrolle" den schlimmen Theaterkrittler „Schlappfuß" in einer gelungenen Maske, die Hertz treffend kopierte, darstellte, entstand ein gräßlicher Tumult. Alles rief „Hertz hinaus," worauf der Mißliebige schnell das Haus verlassen mußte.

Opponierte Hertz auch meist gegen Direktion und Schauspieler, so protegierte er doch einige der letzteren,

darunter den beliebten Komiker „Gödemann“. Als Gödemann Hamburg verließ, rückte er eine Abschiedsrede in die Tagesblätter ein, in welcher es u. A. heißt: „Zwar muß ich das mir so theure Hamburg verlassen, aber mein „Herz“ bleibt hier!“

Markus Samson Hertz verstarb am 5. April 1849, dreiundsiebenzig Jahre alt.

Auch der Hamburger Antiquar Isaac Salomon Meyer, der zur Unterscheidung von seinem am alten Steinweg wohnenden Kollegen S. A. Meyer allgemein „Ismeyer“ genannt wurde, galt als Hamburgisches Original, welche Bezeichnung wohl daher stammen mochte, daß J. S. Meyer, im Gegensatz zu seinem kleinen, schwachen Körper, einen großen, starken Geist besaß. Die Rührigkeit dieses kleinen Mannes, der, nachdem er seine in der Schmiedestraße geführte Buchhandlung aufgegeben hatte, in der Rosenstraße und dann an Brandsende einem Bureau zur Anfertigung schriftlicher Arbeiten vorstand, war eine ganz außergewöhnliche. Neben zahlreichen Prozessen, die er trotz des geschicktesten Advokaten für seine Mandanten führte, beschäftigte er sich mit allen kommunalen Angelegenheiten, gründete eine Schillerbibliothek für die Stadtbibliothek, agitierte in unerreichbarer Vorzüglichkeit für Wahlzwecke, schuf die großartige März-Feier von 1863, sowie die Theodor Körner-Feier in Wöbbelin bei Ludwigslust, schrieb zahlreiche Brochuren und war ein fleißiger Mitarbeiter der Hamburgischen Presse. Wie der kluge Meyer die Scherze, die man in Wort und Bild auf ihn machte, aufnahm, zeigt ein von dem kleinen Agitator selbst herausgegebenes Heft der gesammelten Divisen, die zur März-Feier in Begleitung von Gaben in seine Wohlthätigkeitsurne fielen.

Es hieß da u. A.:

„Dies liebe kleine Meyerlein,
So groß kaum wie dies Dreyerlein,
Hoch soll es leben immerdar,
Und machen Bärm noch manches Jahr!"

(Anbei ein Dreiling).

Desgleichen in Begleitung eines Thalers:

„Noch schöner wär die Feier,
Wär schöner J. S. Meyer."

Ein Original im wahren Sinne des Wortes ist auch ein bekannter Ewerführer gewesen. Wie sein allgemein verehrter Kollege, von dem es hieß:

„Baas Snabel ist as Adjutant
Wol in de ganze Stadt bekannt,
Sin Snabel ruhet op en Steen,
Nu rabet mal, wen it wol meen?"

besaß auch der betreffende Herr ein sehr kräftiges Riechorgan, weshalb er allgemein nur „Baas-Näs" hieß. Näs war ein lustiger Herr, der, wo es einen Hauptspaß auszuführen gab, nicht fehlte. Hörte er z. B. von irgend einem biederen Bauer der Umgegend, der nach den Vorsetzen gekommen war, um seinen eben konfirmierten Sohn als Schiffsjunge anzubringen, so machte er sich sofort an den meist ein wenig einfältigen Mann hinan und verkündete ihm gravitätisch, daß er für seinen Schlingel von Sohn ein Schiff wüßte, dessen Kapitain sein Freund sei. Er fuhr dann mit dem Bäuerlein und dessen Jungen an Bord eines Schiffes, von dem er wußte, daß es abgemustert hatte und auf dem nur ein Wächter, ein sogenannter Ligger war, den man gewöhnlich aus alten, ausgedienten Seeleuten wählte. Dieser war schon vorher

von Näs eingeweiht worden, worauf der Bauerjunge feierlich dem angeblichen Kapitain vorgeſtellt und derſelbe mit den Wünſchen der linkiſch Daſtehenden bekannt gemacht wurde. Der Ligger donnerte nun den Jungen an und verkündete barſch, daß er erſt die Fähigkeiten des neuen Schiffsjungen prüfen müßte, worauf er demſelben befahl, ſich mit dem Bauch auf Deck zu legen und Schwimmverſuche zu machen. Nachdem dies von dem Jungen unter Zittern und Zagen verſucht worden war, wobei Näs den größten Ernſt bewahrte, ſchlang man dem jungen Menſchen einen Strick um den Leib und wand ihn in die Höhe, um zu prüfen, ob er auch leicht ſchwindelig würde. Hierauf erklärte der Pſeudokapitain, daß der Aſpirant nun über Bord gelaſſen werden müßte, um zu ſehen, ob er auch Waſſer vertragen könne, was der alte Bauer nur durch vieles Bitten zu verhindern wußte, worauf dem angehenden Seemann ſehr umſtändlich die Zähne auf deren Tüchtigkeit unterſucht wurden und man ihm ſchließlich ein fingerdickes Theertau in den Mund ſteckte, mit dem Befehl daſſelbe ſofort durch zu beißen. Natürlich gelang dies dem armen Jungen, trotz vielfacher Verſuche nicht, worauf der falſche Kapitain höchſt verächtlich erklärte, daß der Tölpel, wenn er dieſe, durchaus für das Geſchäft nöthige Aufgabe nicht zu löſen verſtände, niemals ein Seemann werden könne und den Untauglichen von Bord wies. Der alte Bauer aber war ſchließlich froh, mit ſeinem geliebten Söhnlein noch eben mit heiler Haut davon gekommen zu ſein und verließ Hamburg mit dem feſten Entſchluß, den von der Luſt Seemann zu werden, gründlich kurierten Klas künftig Miſt fahren zu laſſen.

Einen luſtigen Streich ſpielte Näs einſt einem Lauenburger Schiffer, welcher mit ſeinem Kahn am Kehrwieder hinter den dort angeſammelten Schuten lag und

mit dem er in einen Wortwechsel gerathen war. Als es dunkel wurde, schickte der Ewerführerbaas einige seiner Jungen ab, welche vorsichtig, um den schon in seine Koje gegangenen Schiffer nicht zu stören, eines der Taue, welche bis an die Spitze des Mastes laufen, unten lösen mußten, worauf an dasselbe ein langes Seil geknüpft wurde. Dieses Seil lief über alle Schuten hinweg, bis nach dem Kehrwieder und wurde spät in der Nacht unter Näs Anleitung erst sanft und dann immer stärker und stärker angezogen, bis der Lauenburgische Kahn immer mehr ins Schaukeln kam. Der Schiffer, der von dem ungewohnten Schwanken erwachte, stürzte eiligst auf Deck, konnte aber trotz allen Forschens die Ursache des von Minute zu Minute stärker werdenden Schaukelns nicht entdecken, weil es zu dunkel war, um das Tau zu gewahren. Das Wetter war ganz ruhig, was Wunder, daß dem armen Lauenburger der Schreck in die Glieder fuhr und er nachgerade an Hexerei zu glauben begann. Allmälig aber gab sich langsam das Schaukeln, um, als der Schiffer sich eben zur Ruhe begeben hatte, wieder zu beginnen, was denselben in neue Todesangst versetzte. Erst gegen Morgen ließ Näs das Tau wieder leise losknüpfen und heimlich Alles wieder in Ordnung bringen, so daß der Gefoppte, als es Tag ward nichts von der Ursache der nächtlichen Störung entdecken konnte und noch lange Zeit hindurch Stein und Bein schwur, daß er einen Besuch von dem leibhaftigen Gott-sei-bei-uns erhalten habe, bis endlich der ihm gespielte Streich verrathen wurde, wodurch sein Haß auf Näs ein sehr großer wurde.

Nicht immer liefen die von Baas-Näs ausgeübten Späße so glücklich ab. Eines Tages stand er als Bürgergardist Posten vor der Bank und lauerte auf irgend einen Ulk, den er ausführen konnte. Zufällig kam sein Freund

der Ewerführerbaas Schultz mit einem anderen Kollegen daher, worauf Näs die Beiden anrief und Schultz bat, einen Augenblick für ihn den Posten zu übernehmen, da er einen schrecklichen Durst habe, und ganz rasch mit dem Kollegen einen Seidel trinken wolle. Der gutmüthige Schultz ließ sich durch seines Freundes Versprechen, in spätestens fünf Minuten wieder zurück zu sein, auch richtig überreden dessen Mantel um zu nehmen, das Käppi auf zu setzen und das Gewehr zu schultern, worauf die Beiden sich eiligst entfernten. Wer aber nicht wieder kam war Näs. Schultz wartete in Todesangst eine Viertelstunde nach der andern, zitternd, daß die Verwechselung entdeckt werden würde. Plötzlich sah er die Ablösung heran kommen, was ihn, der ein Soldat gewesen, in solchen Schrecken versetzte, daß er eiligst Mantel, Käppi und Gewehr auf die Erde warf und spornstreichs entfloh. Die Ablösung war natürlich äußerst verblüfft, statt eines Gardisten nur dessen Uniform vorzufinden und meldete den Vorfall auf der Wache. Als bald darauf Näs, der dachte, daß sein Freund nun genug Angst ausgestanden habe, erschien, erfuhr er das Vorgefallene und hatte am nächsten Tage dann seinen Scherz mit drei Mal vierundzwanzig Stunden zu büßen, welche Strafe er denn auch mit gutem Humor bestand.

So gemüthlich der alte Baas auch im gewöhnlichen Leben war, so konnte er doch auch mitunter recht zornig werden. Eine Hauptveranlassung seines Zorns war das nächtliche Hochwasser-Schießen. Näs wohnte nämlich in der Nähe des Wilhelminenbades, wo die Lärmkanonen standen, in einem großen Hause, das mit zahlreichen Fenstern versehen war. Schon beim ersten Schuß pflegten durch den starken Luftdruck zahlreiche Scheiben zu zerspringen, da man meist, weil man keine Ahnung von der nahenden Hochfluth hatte, es unterließ, die

Fenſterflügel zu öffnen. Bei dem Klirren der zerbrochenen Scheiben ſprang dann Näs regelmäßig ſchleunigſt aus dem Bett, öffnete ein Fenſter und begann im weißen Nachtgewande, von welchem ſein durch den Zorn noch mehr geröthetes Geſicht, ſowie ſein rothes Haar gewaltig abſtach, eine donnernde Strafpredigt gegen die ſtaatlichen Einrichtungen und „de verdreite Scheeteree“ ins beſondere zu halten. Immer lauter und heftiger ward ſeine Rede, bis ſich alle Nachbarn, welche es liebten, dieſem „Theaterſpeel“, wie ſie es nannten, mit beizuwohnen, an den Fenſtern verſammelt hatten und jeden ſeiner Kraftausdrücke mit lautem Gelächter begleiteten, worauf ſich Näs' Zorn gegen die Zuſchauer wendete und er begann dieſelben mit Worten abzuſtrafen. Hatte er ſo ſeiner Erregung Luft gemacht, ſo zertrümmerte er zum Schluß noch eine Reihe heil gebliebener Scheiben mit eigener Hand, worauf er ſich beruhigt und erleichtert wieder ins Bett begab.

Eines Abends wurde Näs von ſeiner Frau gebeten, da das Dienſtmädchen ihren Ausgehtag hatte und kein anderer dienſtbarer Geiſt zur Hand war, ein Schwarzbrot vom Grobbäcker auf den Kajen zu holen, wobei ſie ihrem Ehemann einſchärfte, daß er ja kein friſches Brot von heute, ſondern eins vom Tag vorher bringen ſollte. Baas Näs begab ſich denn auch willig zum Bäcker, aber die Frau wartete und wartete ſtundenlang mit dem Abendbrot, ohne daß der Fortgeſchickte wieder zurückkehrte. Endlich gegen Morgen langte der Spaßvogel richtig mit einem Spintbrot unter dem Arm an und wurde von ſeiner ganz außer ſich vor Zorn gerathenen Ehefrau mit einer derben Gardinenpredigt über ſein nächtliches Herumſuitiſieren empfangen. Näs ließ ſeine erregte Ehefrau ſich ausſchelten, dann aber ſagte er ruhig: „Je min goode Deern, düt Mal deiſt Du mi doch Unrecht. Du wullſt ja doch partou en Brot von den

Dag vörher hebben un da wär doch keen anneres, as en ganz friſches un warmes. Da heff ik denn mit dat Spintbrot de ganze Nacht bi den Bäcker töövt, bit dat oold worden is. Süſt Du, hier is dat Brot von geſtern, genau ſo, as Du Di dat beſtellt heſt!“

Baas Näs iſt Ende der ſiebenziger Jahre verſtorben.

10.

Von Hamburger Schauſtellungen.

Wie in allen großen Städten, ſo haben ſich auch von alter Zeit her in Hamburg alljährlich mancherlei Menſchen eingefunden, welche ſich bemühten, die ſchauluſtige Menge durch allerlei aparte Kunſt- und Schauſtellungen zu verluſtieren. Schon von Hövelen ſchreibt um das Jahr 1668 „daß in Hamburg auf dem „Neuen Markt“ abſonderlich in den Jahrmarktszeiten die Gaukelbuden aufgeſchlagen wurden, drin die Luftſpringer, ſowohl von der Tramplin, als von hohen Gerüſten mit Wurbeten ein wunderkünſtliches Leibeswerfen ſehen ließ, dabei dann gemeiniglich das Seiltanzen auf geſpannter und beweglicher Leine mit allerhand Taſchen- und Poſſenſpielen fürginge. Wenn aber einige ſeltſame Wunder von Menſchen und Thieren, oder ſchöne Künſteleien, Kunſtſtücke und dergleichen ankämen, ſo würden ſolche, damit ſie beſchaut werden möchten, von der Obrigkeit zugelaſſen, welches zu loben, da Mancher die Zeit damit verkürzen wolle, auch hätten hier nicht nur Fremde, als unter anderen Herr Ehninger von Augsburg viele wunderſeltſame Kunſtwerke vorgeſtellt, ſondern auch Herr Landtrock aus Hamburg, der bewegliche Poſituren, Maſchinen, ſowie allerhand ſelbſtſpielende Inſtrumente gezeigt habe“.

Wenn in den nachfolgenden Zeilen eine Reihe von Schauſtellungen, die im Lauf der letzten hundert Jahre die Hamburger ergötzt haben, geſchildert werden ſollen, um eine nicht unerhebliche Anzahl von frohen Stunden, welche unſere Väter genoſſen haben, vor der Vergeſſenheit zu bewahren, ſo will dieſes Kapitel doch keineswegs eine vollſtändige Liſte aller jener Leute bringen, welche in Hamburg ihre Künſte produciert haben. Vielmehr ſollen nur jene Künſtler und Schauſteller hier verzeichnet werden, welche durch ihre ganz außerordentliche Geſchicklichkeit, oder durch ganz beſonders intereſſante Vorführungen ſeiner Zeit allgemeines Aufſehen erregten und ſich längere Jahre hindurch im Gedächtniß der Hamburger erhalten haben.

Um mit den Seiltänzern zu beginnen, ſo fand hier im Jahre 1798 eine Madame Franziskus große Theilnahme, wenn ſie ſich mit ihren Künſten in einer auf dem Großneumarkt erbauten Bude producierte. Dieſe Seiltänzerin machte nämlich ihre Luftſprünge mit einer unnachahmlichen Leichtigkeit und entwickelte dabei eine größere Gelenkigkeit der Glieder, als man ſie bei einem jungen ſiebenzehnjährigen Mädchen je geſehen hatte. Das aber, was ſie vor allen ihren Vorgängerinnen auszeichnete, war ihr Alter, denn wenn ſie daſſelbe ſchon ſelbſt auf ſiebenzig Jahre angab, ſo mußte es nach der bei dieſen Künſtlerinnen beliebten Rechenmethode ein ganz außerordentlich hohes ſein.

Im September 1802 ſchlug ein Herr Wambach ſein Gerüſt auf dem Hamburger Berg auf und wußte durch ſeine halsbrecheriſchen Künſte, er hing u. A. ſo lange mit den Fußſpitzen, den Kopf nach unten, an dem hohen Thurmſeil, bis ihm das Blut aus Mund und Naſe hervorſchoß, eine außerordentlich große Menſchenmenge nach dem Schauplatz hinaus zu locken. Die Völker-

wanderung wurde so bedeutend, daß sie den Zorn der Moralisten erweckte. In einer damaligen Flugschrift heißt es:

„Ach wie verkehrt ist diese Welt,
Daß sie weit mehr auf Thorheit hält,
Als auf die Weisheit und auf Wahrheit!
Im Angesicht der Sonnenklarheit
Macht sie ein eitles Gaukelspiel
Zu ihrer Wißbegierde Ziel.
Da rennet nach dem Gaukler Wambach
Ein ungeheures Publikum,
Doch sieht man sich in uns'rer Kirche um,
So hat selbst unser braver Pastor Rambach
Dagegen leer sein Auditorium.
Drum weg, weg mit dem Luft-Tanzmeister Wambach!"

Der berühmteste und beliebteste aller Seiltänzer aber war der hier 1822 aus Leipzig anlangende Seiltänzer Wilhelm Kolter. Er hatte ebenfalls vor dem Millernthor ein neunhundert Fuß langes Seil aufgespannt, das sich bis zu einer Höhe von zweihundert Fuß erhob und beschritt dasselbe in Gegenwart von vielen Tausenden von Zuschauern. Es zirkulierte damals die Erzählung, daß in Aachen ein berühmter fremdländischer Seiltänzer täglich ein Seil bestiegen, welches er von der Spitze eines der dortigen Kirchthürme bis zur Erde hinab geführt hatte, wobei er in öffentlichen Blättern ausposaunte, daß er der König aller Seiltänzer sei und kein anderer Künstler, besonders kein Deutscher es ihm gleich thun könnte. Dabei prahlte er damit, daß seine Herausforderungen bisher ohne Erfolg geblieben wären.

Als der Künstler nun eines Tages wiederum das Thurmseil bestieg und schon bis zur Mitte desselben gelangt war, öffnete sich plötzlich das Fenster des Thurms, worauf sich ein unbekannter Seiltänzer aufs Seil schwang und dem Emporklimmenden im raschen Lauf entgegen kam,

ſo daß er mit demſelben unfehlbar in der ſchwindelnden Höhe zuſammen ſtoßen mußte, wodurch beider Untergang beſiegelt ſchien. Wie vom Blitz getroffen ſtand der fremde Prahlhans, der nicht rückwärts konnte, da und ſah ängſtlich dem unvermeidlichen Schickſal entgegen. „Zurück, zurück" ertönte ſein Angſtruf, aber der das Seil herunter Kommende lief unaufhaltbar vorwärts. Bald ſtanden die beiden Seiltänzer ſich gegenüber, worauf der Neuankommende mit lauter, allen Zuſchauern verſtändlichen Stimme rief: „Elender Prahler, hier ſteht ein Deutſcher vor Dir, der alle Deine Renommiſtereien zu Schanden machen wird. Erniedrige Dich vor Deinem Beſieger, denn ſonſt biſt Du ein verlorener Mann, da ich in meinem Lauf nicht inne halten werde, wenn Du auch darüber zu Grunde gehſt!" Zitternd kniete der Erſchrockene nieder, während ſein Meiſter mit einem hohen Luftſprung über ihn weg ſetzte und darauf im raſchen Lauf glücklich, unter tauſendſtimmigem Beifall der Menge, welche athemlos der Entwicklung der Scene gefolgt war, die Erde erreichte, während der gedemüthigte fremde Künſtler im ſchwankenden Schritt die Höhe gewann und durch die Thurmluke verſchwand. Ein Hamburger Volksdichter, welcher dieſen Vorfall beſang, ſchloß ſein Lied mit folgender Strophe:

„Nu treckt de grote Künſtler ganz tofreden
Torüch von düſſe ſteile Siegesbahn,
Von den Balkons vernehm man ſchöne Reden
Un Allens lov un röhm den kühnen Mann.
Wölt Ji den Namen von den Sieger hören,
He is Wilhelm Kolter, holt em ſtets in Ehren!"

Im Mai des Jahres 1853 iſt der Direktor Kolter mit ſeiner Geſellſchaft abermals nach Hamburg gekommen, um, wie er in ſeiner Kunſt-Anzeige ſagte, nachdem er hier vor vielen Jahren das Glück gehabt habe, mit Wohlwollen aufgenommen zu werden, abermals ſeine Vorſtellungen in

einem eigens für ihn auf St. Pauli erbauten Zirkus zu eröffnen. Kolter war damals schon bei Jahren, aber so jugendlich rüstig, daß er auf dem Seil solche halsbrecherische Künste ausführte, daß die Zuschauer oftmals ein Schwindel ergriff. Uebertroffen aber wurde er noch von seinem Schwiegersohn Robert Weitzmann, der eine so herkulische Kraft besaß, daß er, obwohl mit tausend Pfund beschwert, die schwierigsten Künste ausführte, als ob ihn keine Last drückte. Großartig waren Weitzmann's Besteigungen des Thurmseils, auf welchem er bald als lustiger Taubenhändler, bald als kühner Karrenschieber, der seine Großmutter zu der schwindelnden Höhe hinauf transportierte, erschien. Am lautesten aber erscholl der Jubel, wenn Weitzmann in Begleitung einer ledigen Tochter Kolter's, beide in Pilgerkleidung, ohne Balancirstangen zwei nebeneinander aufgespannte Thurmseile beschritt.

Der enthusiastische Beifall, den die Kolter'sche Gesellschaft damals hier fand, sollte aber noch durch einen besonderen Vorfall erhöht werden. Am 3. Juni 1853 brach in der Helbing'schen Schiffsbrotbäckerei auf St. Pauli ein großes Feuer aus, das viele anstoßende Häuser ergriff. Durch die damals noch in der Vorstadt bestehenden ungenügenden Löschvorrichtungen, wobei es besonders an Rettungsleitern fehlte, hätte bald ein schreckliches Unglück stattgefunden, wenn nicht Robert Weitzmann auf der Brandstätte erschienen wäre und mit kühnem Muth seine Gewandtheit und Stärke der rathlos dastehenden Löschmannschaft zur Verfügung gestellt hätte. Der geschickte Seiltänzer erklomm die höchste Spitze eines in vollen Flammen stehenden Gebäudes und brachte von dort zwei schon verloren gegebene Kinder, die er sich um den Leib band, glücklich herunter. Lauter Jubelruf empfing den Braven, welcher aber ohne zu rasten sofort die dritte

Etage eines anderen Hauſes erklomm, deſſen Eingang durch brennende Balken unwegſam geworden war, ſo daß man eine dort zurückgebliebene Wöchnerin unrettbar dem Verderben Preis geben mußte. Alles zitterte für den muthigen Künſtler, aber Weitzmann erreichte glücklich mit der unverſehrten Frau im Arm die Erde. Noch immer gönnte ſich der tapfere Steiger keine Ruhe, ſondern wandte ſeine Herkuleskräfte an, um zahlreiche ſchwere Effekten auf die wunderbarſte, faſt ſpielende Weiſe dem wüthenden Element zu entreißen. Erſt, als es nichts mehr zu retten gab, hielt der Seiltänzer, der auch ſchon in anderen Städten ähnliche Heldenthaten vollbracht hatte, mit ſeiner verdienſtlichen Arbeit inne und entzog ſich beſcheiden dem Dank der Betheiligten. Am 24. Juni 1853, als am ſechszigſten Geburtstage des alten Kolter's, begaben ſich Herr Dr. Sutor und Herr A. C. von Halen nach Weitzmann's Wohnung in Wagner's Hôtel und überreichten dem edlen Künſtler im Namen der betheiligten Familien St. Pauli's einen reich verzierten ſilbernen Pokal, welcher die Inſchrift trug: „Herrn Weitzmann zur Erinnerung an den 3. Juni 1853 von mehreren Bürgern der Hamburger Vorſtadt St. Pauli", welches Ehrengeſchenk der gerührte Seiltänzer mit thränenden Augen in Empfang nahm.

Ungeheuer war der Andrang des Publikums zu Weitzmann's Benefiz, wie ſich denn auch eine freudige Theilnahme der St. Paulianer zeigte, als die Frau des Künſtlers, eine geborene Kolter, ihn hier am 26. Juni deſſelben Jahres mit einem Töchterlein beſchenkte. Des alten Kolter's aber hat man ſich noch lange in der Hamburger Bevölkerung erinnert, ſo daß man ſeiner, als er im Jahre 1879 in Leipzig ſeinen 86ſten Geburtstag feierte, hier lebhaft gedachte. Nachdem Kolter ſowie Weitzmann verſtorben, ziehen ihre Nachkommen vom Un-

glück verfolgt noch heute als Kolter-Weitzmann'sche Gesellschaft in den ärmlichsten Verhältnissen von Dorf zu Dorf.

Von zahlreichen anderen Seiltänzern, die sich hier producierten soll nur kurz der in unserer Stadt so beliebten Euphrosine Braatz gedacht werden, welche ebenso wie ihre Schwester Emmi im Jahre 1868 die Hamburger durch ihren Seiltanz entzückte, dann aber wollen wir uns zu einem Hamburger Kind, Karl Pötau wenden. Karl Pötau wohnte Anfang der funfziger Jahre bei seiner Mutter in dem Künstlerviertel, der Rothesoodstraße, wo dieselbe ein Logirhaus für Artisten hielt. Der stete Verkehr mit Leuten vom Bau bewog den jungen Mann das erlernte Glaser-Handwerk aufzugeben und sich, obschon er schon achtzehn Jahre alt war, was für die Erlernung des neuen halsbrecherischen Berufs ein wenig spät ist, der Kunst in die Arme zu werfen. Mit 22 Jahren ließ Pötau der Ruhm, den hier Kolter und Weitzmann geerntet hatten, nicht ruhen, so daß er am 16. April 1854 als Direktor einen, auf St. Pauli neben der Liphardt'schen Menagerie errichteten Zirkus National errichtete und dort mit einer Anzahl von zusammengebrachten Athleten und Gymnastikern seine Vorstellungen begann. Er selbst bestieg als Bauer gekleidet mit einer brennenden Zigarre im Mund das Thurmseil. In der Mitte desselben angelangt, entledigte er sich, ohne seine Zigarre ausgehen zu lassen, seiner schweren Landmanns Tracht und setzte dann im glänzenden Seiltänzerkleid leichtfüßig seine luftige Reise fort. Dieses Stück hat wohl großen Anklang gefunden, da Tausende von Hamburgern alltäglich bewundernd das Seil umstanden haben, aber das alte Sprichwort vom Propheten, der nichts in seinem Vaterlande gilt, bethätigte sich auch hier, was daraus zu erkennen war, daß, wenn der Einsammler mit der Büchse

erſchien, um einen kleinen Tribut für die wahrhaft im Schweiß ihres Angeſichts arbeitenden Künſtler einzufordern, Jeder verneinend mit dem Kopf ſchüttelte und den Schilling, welchen er einem Fremden willig geſpendet haben würde, nur noch feſter in ſeine Taſche gedrückt hat. So iſt es denn mit dem Zirkus National bald kläglich zu Ende gegangen. Herr Belli, Herr Kaſeloffski, Fräulein Spelterini und wie die mit klangvollem Namen verſehenen Mitglieder der Geſellſchaft alle heißen mochten, haben ſich in alle Winde zerſtreut, während der gute Pötau den Direktor-Titel ablegte und fortan allein den Spielbudenplatz und die Märkte bezog, um bald als Jongleur, bald als Athlet oder Profeſſor der Magie und Kopfabſchneider, denn ſein Glanzſtück war ſtets die Enthauptung eines lebenden Menſchen, ſein kärgliches Brot zu verdienen. Dieſe proteusartige Vielſeitigkeit aber hat dem in ſeinem Fach tüchtigen Mann eines Tags zum Verderben gereicht, ſo daß er ſich bei den Hamburgern für immer mißliebig gemacht hat. Am 25. Auguſt 1855 hatte nämlich der damalige Inhaber des „letzten Hellers“ angezeigt, daß am Abend dieſes Tages in ſeinem alten Park ein berühmter Pyrotechniker des Names Francois Ambroſio, der direkt aus ſeiner Vaterſtadt Paris hier angelangt ſei, ein nie geſehenes höheres Feuerwerk abbrennen werde. Auf dieſe Annonce hin ſind, weil das Fremdländiſche hier ſtets eine große Anziehungskraft gehabt hat, wohl 3000 Hamburger nach Horn hinausgezogen und haben an der Kaſſe des genannten Lokals für das zu erwartende große Schauſpiel willig zwölf Schillinge die Perſon erlegt. Als es nun dunkel geworden, iſt denn endlich der große Feuerwerker erſchienen und hat mit vieler Mühe und nach öfterem Verſagen einige jener kleinen Feuerwerks-Körper, welche in der Hamburger Sprache „en Putt vull Müs“, „Pietjemannjes“ und

„Swins-K....“ genannt werden, entzündet, worauf er mit einer Verbeugung wieder in der ihn umgebenden Dunkelheit verſchwinden wollte. Das über ſeine getäuſchten Erwartungen entrüſtete Publikum aber hat den vermeintlichen fremden Künſtler an das Licht der Laternen gezogen, worauf ſich zum allgemeinen Erſtaunen Herr Francois Ambroſio aus Paris als Kopfabſchneider Pötau vom Rothenſood entpuppt hat. Dieſe Entdeckung hat denn zu ſehr erregten Erörterungen in der Preſſe geführt und war das Publikum, unter dem ſich viele angeſehene Familien befanden, äußerſt erzürnt, weil es ſich von dem Wirthe Behrens übervortheilt hielt. Dieſer aber ſchob alle Schuld auf unſern Pötau, indem er behauptete, daß dieſer Mann ſich für etwas ausgegeben habe, was er nicht verſtände, worauf der arme Künſtler der Sündenbock blieb, obwohl er zu ſeiner Entſchuldigung vorbrachte, daß er für die wenigen Schillinge, welche man ihm für ſeine pyrotechniſche Kunſt verabfolgt habe, keine große Sonnenräder, ſondern nur die obgenannten kleinen Stücke liefern könnte.

Von den Seiltänzern zu den Athleten iſt nur ein Schritt. Zwei dieſer Künſtler, deren der Hamburger noch lange gedachte, waren Karl und Francois Rappo. Karl Rappo der Vater war ein Tiroler und erſchien zum erſten Mal um das Jahr 1826 in Hamburg, wo er auf den Jahrmärkten der Umgegend als einfacher Equilibriſt arbeitete. Am 20. November 1834 trat derſelbe Künſtler, welcher inzwiſchen einen Weltruf erworben hatte, abermals in unſerer Vaterſtadt auf, indem er in dem Stadttheater ſeine „athletiſche, olympiſche Akademie“ gab. Das Hergeben der Hamburger Bühne zu derartigen Vorſtellungen iſt oft bitter getadelt worden und mit Recht, da ein Schauſpielhaus kein Zirkus iſt. Darunter hatte aber Rappo nicht zu leiden, der in ſeinem „horizontalen

Athletenſtand an der hohen Säule", dem „Ballſpiel mit Kanonenkugeln", dem „Arbeiten mit der ſchweren Eiſenſtange", „den Darſtellungen antiker Statuen" etwas ſo Außerordentliches und bis dahin nie Geſehenes leiſtete, daß der Andrang zu dieſen Vorſtellungen ein ungeheurer war. Auch der Sohn des Künſtlers, Francois Rappo, welcher, nachdem ſein Vater Ende 1842 in Moskau verſtorben war, im Jahre 1850 nach Hamburg kam und hier auf den damals vereinigten Bühnen ſeine „japaniſch-plaſtiſchen Akademien" an 28 Abenden vorführte, erregte daſſelbe Aufſehen. Die größte Anziehung bildeten außer den akrobatiſchen Vorſtellungen die auf einer beweglichen Drehſcheibe geſtellten lebenden Bilder, da die ſchöngebauten Mitglieder in ihrer Nachbildung berühmter Statuen und Basreliefs wie z. B. des Bachuszug's etwas durchaus Künſtleriſches brachten. Ende März 1861 kam Francois Rappo abermals mit ſeiner Geſellſchaft nach Hamburg und eröffnete ſeine Vorſtellungen in einem vor dem Millernthor erbauten Zirkus. Der Beſuch war wiederum außerordentlich zahlreich, da der Direktor außer ſeinen beliebten Specialitäten eine große Pantomime, „Rappo's Reiſeabentheuer, oder der Räuber-Anfall im Simbirsker Walde" vorführte, in welcher außer 52 Perſonen, Wagen, Pferde und dreſſierte Hunde in der Arena erſchienen. Rappo der Vater war nämlich 1832 auf einer mit ſeiner Geſellſchaft unternommenen Kunſtreiſe von einer Räuberbande überfallen worden. Die zahlreichen Räuber, welche glaubten, eine gewöhnliche Reiſegeſellſchaft vor ſich zu haben, die leicht zu überwältigen ſei, erkannten zu ſpät, daß ſie Athleten vor ſich hatten, deren Kräfte ganz außergewöhnlich waren. Die Künſtler wandten ihre ſonſt nur im Spiel zur Geltung gelangende Stärke dieſes Mal im bitterſten Ernſt an. Karl Rappo erſchlug mit eigener Hand, nach heldenmüthigem Kampf ſechs Räuber, erlitt

aber den Schmerz, den Tod einer kleinen Tochter, eines fünfjährigen Adoptivkindes, sowie sechs Mitglieder seiner Gesellschaft zu beklagen. Kaiser Nikolas verlieh dem schwer geprüften Direktor ein ansehnliches Gnadengehalt, das derselbe bis zu seinem Ende bezog. Diese Schreckensscenen nun wurden von dem alten Rappo dramatisch-pantomimisch bearbeitet, während sein Sohn Francois, der als kleiner Knabe dem Ueberfall beigewohnt hatte, das Stück den schaulustigen Hamburgern vorführte.

Im Jahre 1874 ist Franz Rappo abermals nach Hamburg gekommen, wurde aber bald von einer Krankheit befallen die ihn zwang, das Freimaurer-Krankenhaus aufzusuchen. Trotz der ihm zu Theil gewordenen Pflege und ärztlichen Hülfe ist der beliebte Künstler daselbst am 31. Oktober 1874, 48 Jahre alt, verstorben.

Aehnliche Erfolge hatten hier 1852 Professor Keller's lebende Bilder, sowie 1853 Professor Cottrelys ikarische Spiele. Beide Künstler traten im Hamburger Stadt- und Thaliatheater auf, desgleichen gab der Letztere 1855 im Verein mit Crosso in der Tonhalle reich besuchte Vorstellungen.

Eine eigenartige Specialität des Akrobatenthums betrieb der Engländer Klischnik. Der junge, damals neunzehnjährige Künstler, zeigte sich zuerst im Jahre 1830 in Altona. In ein Affenfell genäht, wußte er auf das Natürlichste die Sprünge und Possen eines Affen nachzuahmen, so daß die Täuschung von der Wirklichkeit nicht zu unterscheiden war. Mit affenähnlicher Geschwindigkeit sprang er von Baum zu Baum, von Tisch zu Tisch, oder lief an den das Theater umgebenden Gallerien entlang, zum ungeheuren Jubel des Publikums, das in hellen Scharen nach Altona in's Theater strömte, so daß der Zuschauerraum die Menge nicht zu fassen vermochte. Allgemein wurde stürmisch gewünscht, daß Klischnik in

Hamburg ſelbſt aufträte, welchem Verlangen der Künſtler auch nachkam, indem er noch im ſelben Jahre ſeine Vorſtellungen in dem damaligen Apollotheater auf der großen Drehbahn begann. Der Affen-Darſteller kam ſpäter noch zu öfteren Malen in unſere Vaterſtadt und wurde hier immer wieder mit großem Jubel empfangen, obwohl ihm 1832 ein Konkurrent, der Thiermimiker Carelle den Vorrang abzulaufen verſuchte. Nachdem Kliſchnik ſich 1849 an funfzehn Abenden im Hamburger Stadttheater als Jocko im „braſilianiſchen Affen", ſowie als Mamock in „Affe und Bräutigam" gezeigt hatte, ſpielte er 1854 auf St. Pauli in dem damaligen Aktientheater, dem jetzigen Variété-Theater.

Einen außerordentlichen Anklang haben in Hamburg von jeher Kunſtreiter-Geſellſchaften gefunden, die hier denn auch oftmals erſchienen, um ſtets eine reiche Ernte zu halten. Im Jahre 1794 gefiel hier der engliſche Bereiter Balby, während 1798 eine Kunſtreiter-Geſellſchaft Luſter in ihrer Bude auf dem Großneumarkt viel Furore machte. Ihr Glanzſtück beſtand darin, daß ein Herr Denis auf ſeinem ſchwarzen Pferd über acht Fuß hohe und vier Fuß breite Tiſche hinwegſetzte.

Im Jahre 1827 producierte ſich der Kunſtreiter Charles Gautier im vergrößerten Tivoli auf St. Georg, während ſchon 1826 die Blondin'ſche Geſellſchaft im Zirkus des in der Mühlenſtraße belegenen Kaſinos große Erfolge errungen hatte. Bei der Blondin'ſchen Geſellſchaft befand ſich damals der junge Loiſſet, der im Jahre 1830, dieſes Mal als Direktor Baptiſt, mit dreißig Pferden in Hamburg anlangte und in einem eigens für ihn im „Deutſchen Luſtgarten" in der neuſtädter Fuhlentwiete erbauten Zirkus ſeine Vorſtellungen unter großem Zulauf eröffnete. Im Jahre 1831 finden wir Baptiſt Loiſſet als Stallmeiſter S. K. Hoheit des

Prinzen der Niederlande abermals im „Deutſchen Luſtgarten", da der hohe Herr ihm Urlaub gegeben hatte. Der Zirkus Loiſſets wurde nun immer berühmter, ſo daß, als deſſen Sohn Francois die Direktion übernahm, die genannte Geſellſchaft an der Spitze aller Kunſtreiter ſtand. Im Juli 1853 machte die Loiſſet'ſche Geſellſchaft hier im Zirkus-Gymnaſtikus glänzende Geſchäfte. Der Direktor ritt ſein herrliches Schulpferd Montroſe, ohne Sattel, Zügel oder Gebiß und nahm mit demſelben 5 Fuß hohe Barrieren, während ſein Bruder Baptiſt zu Pferde in einer Runde drei Mal rückwärts den Saltormortale ausführte und ſeine Schweſter, die damals dreizehnjährige Louiſe in drei Runden funfzehn mit Papier überzogene Tonnenreifen durchſprang. Im folgenden Jahr war die Loiſſet'ſche Reitergeſellſchaft wieder hier. Der Direktor ritt die Doppelſchule mit dem Montroſe und der Lady, während die ſchöne Frau Direktorin die von ihr ſelbſt dreſſierten Pferde in der eleganteſten Weiſe vorführte. Auch im Jahre 1855 erregte Loiſſet hier Aufſehen, obſchon die Wollſchläger'ſche Geſellſchaft das Feld ſchon im März abgegraſt hatte. Louiſe und Baptiſt Loiſſet, welche ſich eine Zeit hindurch von ihrem Bruder getrennt hatten, waren wieder mit demſelben vereinigt. Baptiſt ſprang von ſeinem gallopierenden Pferde auf eine zehn Fuß hohe Brücke und ſpäter wieder hinab auf das unter durchjagende Thier, während der Direktor die in Freiheit dreſſierten Pferde Lord und Lady zu gleicher Zeit vorführte und durch deren vollendete Ausbildung jubelnden Beifall errang. Dieſes Jahr ſollte uns übrigens noch weitere Kunſtreiter bringen. Im Oktober 1855 erſchien hier im Zirkus-Gymnaſtikus Miß Ella's Patent-Pallaſt-Zirkus, geleitet vom Direktor Wright, in welchem Miß Ella, genannt die Unübertreffliche, in einer Reihenfolge durch funfzig Reifen

vorwärts und zehn Reifen rückwärts ſprang und dadurch ganz Hamburg gradezu entzückte. Der Beſuch war ein ſo ſtarker, daß nach Beendigung der Vorſtellung der Andrang an der Thorſperre-Kaſſe am Millernthor ſo ſtark wurde, daß die Letzten der Menſchenmenge erſt nach halbſtündigem Warten eine Sperrmarke erlangen konnten und Hanſeaten beordert werden mußten, die Ordnung aufrecht zu halten. Miß Ella war in Folge ihrer angeblich wunderbaren Schickſale mit einer Art Nimbus umgeben. Sie ſollte die Tochter eines ſerbiſchen Fürſten ſein und das Gelübde abgelegt haben, nur in Weiß gekleidet, ohne jedes Abzeichen, ja ohne jegliche Schmuckſachen zu erſcheinen.

Inzwiſchen war ſämmtlichen deutſchen Kunſtreitergeſellſchaften ein gefährlicher Nebenbuhler in der Renz'ſchen Reitergeſellſchaft erwachſen. Ernſt Renz ein Adoptivſohn des berühmten Kunſtreiters und Seiltänzers Maxwell wurde 1815 in Karlsruhe geboren und hatte in der Brilloff'ſchen Geſellſchaft eine große Vollendung in der Pferde-Dreſſur und im Schulreiten erworben. Als Brilloff 1839 verſtarb, begann Renz mit ſechs Pferden und geringer Garderobe ſelbſt Direktion zu führen. Als er mit ſeiner Geſellſchaft in Naumburg einzog, konnte weder der Direktor, noch ſämmtliche Mitglieder das am Schlagbaum geforderte Chauſſeegeld, das zwanzig Silbergroſchen betrug, aufbringen, ſo daß Renz dem Chauſſeewärter ſeine Taſchenuhr laſſen mußte. Aber ſchon in dieſer Stadt, ſowie ſpäter in Breslau erwarb der Direktor ſo viel Geld, daß ſein Stall bald 25 Pferde zählte. München, Magdeburg, Dresden, Berlin und Hamburg vergrößerten ſeinen Beſitz, ſo daß, als er am 1. November 1855 hier mit ſeinem „Olympiſchen Zirkus“ anlangte, derſelbe außer ſiebzig Pferden und einem Rieſen-Elephanten, eine aus den erſten Künſtlern zuſammengeſetzte Geſellſchaft

von 110 Personen zählte. Unter den Mitgliedern zeichnete sich namentlich Käthchen Renz aus, welche in Ballonsprüngen der obengenanten Miß Ella fast gleich kam, dann aber die kühne Reiterin Adeline, die mit ihrem Jagdpferd die höchsten Hürden nahm, sowie die mit berühmten Namen gezierten Künstlerinnen Tourniaire und Blenow, sowie die Künstler Carré und der Sohn des berühmten Kunstreiters Frankoni aus Paris. Renz selbst führte an einem Abend neunzehn auf das herrlichste dressierte Pferde vor und bot somit etwas hier nie Gesehenes.

Mehr und mehr überflügelte Renz im Lauf der Jahre die übrigen früher so berühmten Gesellschaften, wie die Tourniair'sche und Ducrow'sche, die vom Schauplatz verschwanden, während auch die den Kampf aufnehmenden neueren Unternehmungen, wie Gautier-Blennow, Charles Hinné, William Carré, welche Letztere hier 1861 beide zu gleicher Zeit auftraten, auf die Länge nicht bestehen konnten. Sogar Loisset, der 1861 wieder in Hamburg erschien und als Stern das jetzt zur Frau Godfroy gewordene berühmte einstige Käthchen Renz an sich gefesselt hatte, vermochte sich gegen Renz auf die Länge nicht zu halten. Wie in den meisten großen Städten, so errichtete auch Renz in Hamburg seinen eigenen stehenden Zirkus, nachdem der Zirkus Gymnastikus zur Centralhalle geworden war und hat bis auf den heutigen Tag seit einer langen Reihe von Jahren hier das Terrain mit leichter Mühe behauptet. Erst in neuerer Zeit ist ihm in dem bei den Hamburgern festen Fuß fassenden Zirkus Schuhmann ein gefährlicher Nebenbuhler erwachsen, welcher den Kampf mit dem bisherigen König der Kunstreiter mit sehr vielen Chancen begonnen hat.

An den Beschauungen von Zwergen und Riesen hat der Hamburger von jeher großes Vergnügen gefunden.

Als im Jahre 1638 hier der erſte Elephant unter großem Zulauf gegen ein Eintrittsgeld von vier Schillingen gezeigt wurde, erregte ein kleiner Zwerg, der neben dem Koloß ausgeſtellt war, faſt dieſelbe Theilnahme wie das nie geſehene Thier. Im Sommer 1688 präſentierte ſich hier gegen zwei Schillinge Entree ein kleines Männchen aus der Schweiz, das Hans Worrenberg hieß und trotz ſeiner ſiebenunddreizig Jahre nur zwei Fuß ſieben Zoll maß. Er kam mit ſeinen Verwandten von Holland und pflegte in einem Kaſten zu ſitzen, wie ihn die mit ſchönen Raritäten umher ziehenden Welſchen auf dem Rücken trugen. Der Kaſten hatte aber vorn ein Luftloch und drinnen einen Sitz und kam das Männlein, wenn ſich genug Zuſchauer verſammelt hatten, aus demſelben hervor und ſpazierte unter den Leuten umher, angethan mit einem nach der neuſten franzöſiſchen Mode aus blauem Laken gefertigten und überall mit ſilbernen Poſamenten beſetzten Kleide. Er ließ dann ſeinen dicken Kopf, ſeinen nicht gerade ſchönen Wuchs und ſein ſehr langes, ſchwarzes Haar bewundern, grüßte höflich, ſang und tanzte und ging den Männern zwiſchen den Beinen durch. Als nun auch ein junger Monſieur auf den Saal geht, wo er ſich producierte, achtet er des dort auf dem Tiſche ſtehenden Kaſtens nicht, vermeinend der Zwerg würde wohl noch nicht anweſend ſein und läßt ſich einen Nöſſel Wein bringen, um ſich die Zeit des Wartens zu vertreiben. Nachdem er nun ſeinen gefüllten Römer auf den Tiſch vor den Kaſten hingeſtellt hat und im Saal umhergeht, um ſich die an den Wänden hängenden ſchönen Gemälde zu betrachten, öffnet das Männlein raſch die Thür ſeines Käſtchens, leert, da es ſich unbemerkt ſieht, raſch den Römer und begiebt ſich ſchnell wieder in ſein Häuschen zurück, deſſen Thür es eiligſt ſchließt. Wie der Fremde nun ſeinen Wein trinken will, findet er das Glas leer

und ist, da er Niemand im Saale sieht, äußerst bestürzt, worauf er stürmisch nach der Aufwärterin klingelt und Auskunft verlangt, was aus seinem Wein geworden. Dieselbe glaubt, der Fremde wolle sie foppen, sagt er müsse wohl selbst den Wein getrunken haben, worauf es ein großes Hin- und Herstreiten giebt und der Fremde fortwährend ruft: Wer hat meinen Wein getrunken? Da öffnet sich der Kasten, der Zwerg springt hervor, klopft sich auf die Brust und schreit zornig: Das habe ich gethan, vermeint Ihr, daß ich nicht auch Durst hätte? Worauf sich der Zank in ein großes Gelächter aufgelöst hat.

Im Jahre 1793 ist auf dem neuen Steinweg ein kleiner Mann von 54 Jahren, der nur achtzehn Zoll hoch war und welcher einst dem Kaiser Joseph in einer Pastete auf die Tafel gebracht worden, zu sehen gewesen.

Um 1810 aber zeigte sich im „vergoldeten Ochsen" auf dem Steinweg eine wunderbarlich kleine und unregelmäßig gebaute Zwergin die Stöckerin, welche zugleich eine geschickte Strickerin war und wurde dieselbe vielfach besucht.

In den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts lebten hier drei in Ottensen geborene Schwestern Namens Green, die alle Drei einen zwerghaften Wuchs besaßen. Sie warteten zu Anfang der funfziger Jahre in einem an der Reeperbahn belegenen Gasthause „zu den drei Zwergen" auf und übten eine große Anziehungskraft auf das Publikum aus. Als zwei der Geschwister verstorben waren, verliebte sich die überlebende Johanna Green, die 35 Zoll hoch war und damals ein Alter von 35 Jahren hatte, in ihren ansehnlichen, schlanken Impresario Namens Hawlischeck, welche Zuneigung sich der gewissenlose Mensch, weil er wußte, daß die Zwergin sich im Lauf der Jahre durch ihre Schaustellungen ein schönes Stück Geld erworben hatte, zu Nutzen machte und die kleine Johanna alsbald

heirathete. Die Zwergin hat für dieſe Regung ihres armen Herzens bitter büßen müſſen, denn ſie iſt 1863 auf dem Hamburger Ammenſaal, nachdem ihr Kind todt zur Welt gekommen, auf die jammervollſte Weiſe verſtorben. Der habgierige Impreſario aber hat ſpäter ſeinen Lohn bekommen.

Im Jahre 1850 ſpielte hier auch der berühmte Zwerg Admiral Tom Pouce auf dem Stadt- und Thaliatheater nnd gefiel beſonders in der Rolle des Max Großmann in „ein Stündchen aus der Schule", während 1858 drei Zwerge Jean Pikkolo, Jean Petit und Kiß Joszi auf dem Thaliatheater im „Lumpacivagabundes" und in „die Leiden eines Choriſten" Lorbeeren ernteten. Kiß Joszi trat in ſpäteren Jahren im St. Georger Tivoli als Sänger und Tänzer auf, bis er von einer Krankheit ergriffen wurde, an welcher er hier in Hamburg verſtarb.

Von dem außergewöhnlich großen Rieſen Kajetan Gilly, der ſich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts allhier auf dem Baumhauſe ſehen ließ, wurde noch lange geſprochen, wie denn auch ſein, auf einer rieſigen Holztafel dargeſtelltes Konterfey noch viele Jahre hindurch auf dem oberen Saal des genannten Wirthshauſes prangte. Derſelbe iſt ein koloſſales, hageres, aber ziemlich proportioniertes Menſchenkind geweſen, deſſen Kinn ein Mann von gewöhnlicher Größe nur eben mit ausgeſtrecktem Arm berühren konnte. Nur des Nachts durfte er ſich die ihm nöthige Bewegung auf der Straße machen. Bei einer dieſer Wanderungen ſteckte er ſich ſeine ausgegangene Pfeife an einer hohen Straßenlaterne an. Zwei Nachtwächter, die in einem nahen Kellerloch geruht hatten, glaubten mit ihren ſchlaftrunkenen Augen den Teufel zu erblicken. Aengſtlich ergriffen ſie die Flucht und verbreiteten am andern Tage in der ganzen Stadt

die vielfach geglaubte Mähr, daß der leibhafte Gottseibeiuns in Hamburg umginge.

Ein anderer, wegen seiner Schwere, er wog 476 Pfund, viel bewunderter Mann, der holsteinische Bauer Paul Botterbrod, ließ sich 1786 hier für Geld sehen. Als sein Beichtvater ihn einst vermahnte, daß er von seiner Unmäßigkeit im Essen und Trinken ablassen sollte, sagte er: „Herr Paster ik kann dat je laten!" Befriedigt und in dem Glauben, daß Botterbrod sich bessern wollte, verließ ihn der wackere Seelensorger, mußte aber bald zu seinem Schmerz bemerken, daß sein Beichtkind nach wie vor weiter schlemmte. Entrüstet suchte er den Menschen auf und sagte: „Ihr habt mir doch versprochen Eure Völlerei zu lassen, haltet Ihr so Euer Wort?" „So wär dat nicht meent Herr Paster", entgegnete der Vielfraß, „ik heff seggt, ik kann dat laten, dat heet averst nich nalaten, sondern dat ik dat veele Eten und Drinken in minen Buuk laten kann". Paul Botterbrod, der in Heiligenstädten in Holstein geboren war, maß fünf Fuß zehn Zoll. Als Graf Blome aus Heiligenstädten einst in Paris an der Königlichen Tafel speiste, wurde als Schaugericht ein Brotpudding aufgetragen, der 200 Pfund wog. Marie Antoinette sagte lächelnd: „Nicht war Herr Graf, ein solches kolossales Buttergebäck haben Sie in Ihrer Deutschen Heimath nie erblickt? So etwas kann man nur in Paris zu sehen bekommen!" — „Da kann ich Ihrer Majestät doch nicht unbedingt beipflichten", entgegnete Graf Blome, „Denn ich habe in Heiligenstädten ein Butterbrod bewundert, das wohl doppelt so schwer als dieser Pudding war und werde ich dasselbe kommen lassen, um Ihre Majestät von der Wahrheit meiner Erzählung zu überzeugen". Der Graf ließ wirklich Paul Botterbrod nach Paris kommen, wo derselbe von dem lachenden Hof angestaunt wurde.

Um 1793 wurde hier durch Herrn Alpy und Meyer in der Schiffergesellschaft gegen acht Schillinge Entree eine Riesin vorgeführt, welche eine Größe von sieben Fuß vier Zoll besaß und die 325 Pfund wog.

Der größte aller Riesen, den Hamburg je gesehen hat, war Murphy, der sich übrigens mehrere Male hier zeigte.

Zuletzt kam dieser Irländer im Jahre 1860 nach hier und war in den unteren Zimmern von Wörmer's Konventgarten zu besichtigen. Murphy maß acht Fuß und vier Zoll und war sehr proportioniert gebaut. Damals befand er sich auf seiner letzten Rundreise, nach deren Vollendung er sich endlich mit dem angesammelten Kapital in seiner Heimath zur Ruhe setzen wollte. Aus seinem Plan wurde aber nichts, da er schon 1862 in Marseille an den Blattern erkrankte und verstarb. Sein Körper soll dann einbalsamiert und in das naturhistorische Museum in Paris übergeführt worden sein.

Viel Aufsehen erregte auch der hier 1868 gezeigte Riese Anak, obschon er kleiner als sein Vorgänger war, sowie die im selben Jahre gegen sechs Schillinge Entree im Konventgarten ausgestellte achtzehnjährige Elsbeth, welche 7½ Fuß maß und in deren Begleitung sich eine zierliche Zwergin Sin Zhin befand.

Die in neueren Jahren durch Hagenbeck veranstalteten Ausstellungen fremder Völker haben auch in früheren Zeiten, wenn auch im kleineren Maßstabe hier stattgefunden. Im Jahre 1796 zeigte sich die Chinesin Fayche in einer Tabagie des alten Steinwegs. Zulukaffern traten 1854 in St. Pauli auf dem Aktien-Theater auf, während sich eine aus drei Personen bestehende Buschmänner-Familie im selben Jahre in der Tonhalle sehen ließ.

Eine große Anziehungskraft haben für die Hamburger stets die Taschenspieler gehabt. Einer der berühmtesten war der Zauberer Pinetti, welcher hier im Jahre 1789 im Drillhause auftrat, nachdem ihm Degabriel und Philadelphia Meyer vorausgegangen waren. Im Jahre 1796 kehrte Pinetti abermals nach Hamburg zurück und begann seine Vorstellungen im französischen Schauspielhause auf der Drehbahn. Sehr beklatscht wurde sein musikalischer Fasan, während ein anderes viel bewundertes Hauptstück darin bestand, daß der Magier einen, von einer Zuschauerin entliehenen Ring aus einer Pistole schoß, worauf eine Taube denselben im Schnabel zurückbrachte. Das niedliche Thier schüttelte vor jeder Dame, welcher der Ring nicht gehörte, verneinend das Köpfchen, bis es zu der Eigenthümerin des Schmuckstückes gelangte, der es den Reif dann freiwillig auslieferte. Ein damaliges Impromptu auf Pinetti lautete.

„Daß Gott den Menschen nicht zum Dummkopf hat erschaffen,
Das kann man sonnenklar an Herrn Pinetti seh'n,
D'rum Menschen liegt's an Euch, wenn Ihr als rauhe Affen
Einst wollt zum lieben Gott von dieser Erde gehn.
Gebrauchet die Vernunft, lernt denken und dann handeln,
So werdet ihr als Mensch und nicht als Vieh 'rum wandeln".

Bosko ist hier zuerst 1830 erschienen und hat damals schon großen Beifall geerntet. An einem Abend ist ihm jedoch eine Piece, bei welcher ein von ihm zerrissenes Taschentuch wieder hergestellt werden sollte, gänzlich mißlungen, worauf der Komiker Hechner dieses Vorkommniß auf dem St. Georger Tivoli in höchst drolliger Weise parodiert hat. Dies hat den sehr reizbaren Bosko außerordentlich geärgert und ihn bewogen, den Ertrag einer Vorstellung, bei welcher er das gedachte Stück wiederholte und nun in der tadellosesten Weise ausführte,

an die Armen Hamburgs auszukehren. In den vierziger Jahren ist Bosko dann noch einmal nach Hamburg zurückgekehrt, um auf dem Stadttheater Vorstellungen zu geben.

Groß in seinem Fach war Robin aus Paris, der 1854 seine Zauberſoireen in der, am Ende des neuen Jungfernstiegs belegenen, Wallhalla gab. Dieſer Künſtler brachte damals ganz unbekannte, neue Stücke mit, wie das Hellſehen, der Blumen und Früchte hervorbringende Baum, ſowie als Glanzſtück das Verſchwinden eines lebenden Menſchen unter einer denſelben überdeckenden Stürze. Unter zahlreichen ähnlichen Künſtlern ſei hier noch kurz des früh verſtorbenen Hamburgers, Profeſſor Liebholz, gedacht, welcher zu Anfang der ſechsziger Jahre alle, welche die natürliche Zauberei liebten, ſowohl durch ſeine Vorführungen, wie auch durch den Kampf, welchen er beſtändig mit Dativ und Accuſativ führte, erheiterte.

Zwiſchen Taſchenſpielern und Feuerkünſtlern beſteht eine gewiſſe Verwandtſchaft. In Hamburg war der „Füerfreter", der Heede in ſeinem Mund verbrennen ließ, eine ſtehende Figur der Märkte. Ein himmelweiter Unterſchied aber beſtand zwiſchen ihm und Künſtlern wie Herr und Demoiſelle Chabert, die hier am 26. März 1826, auf ihrer Durchreiſe nach London, im Krameramthauſe in der großen Johannisſtraße ihre Vorſtellungen begannen, in welchen ſie bewieſen, daß ſie dem Feuer und Gift zu widerſtehen vermochten. Dieſe Geſchwiſter brachten unter zahlreichen anderen Atteſten auch beglaubigte Zeugniſſe der vornehmſten Aerzte und Apotheker Braunſchweig's bei, daß Herr Chabert in ihrer Gegenwart vierzig Gramm Phosphor verſchluckt habe und, daß, nach ihrer völligen Ueberzeugung, bei dieſen Experimenten kein Betrug ſtattfände.

Hier in Hamburg ließ Demoiſelle Chabert ſich ein brennendes Licht mehrere Minuten hindurch unter die Füße halten, Siegellack auf die Zunge träufeln und

ein Siegel darauf drücken. Darauf ſtrich ſie eine rothglühende Schaufel über ihre Zunge, bis das Roth verſchwunden war, trank Oel, das ſiebzig Grad heißer als kochendes Waſſer und ſteckte dann, wahrſcheinlich zur Abkühlung, mit den Fingern geſchmolzenes Blei in den Mund. Als ſie ihren Appetit in dieſer Weiſe gereizt hatte, genoß ſie vierzig Gramm Phosphor, welches die anweſenden, hieſigen Aerzte ſelbſt mitgebracht hatten, löſte darauf ein Stück Kupfer in der Hand auf und ſetzte die nackten Füße in reines Scheidewaſſer. Nachdem ſie nun noch eine Menge Vitriolöl und Arſenik auf das Feuer geſchüttet, hielt ſie ihren Kopf über die Kohlen und athmete die aufſteigenden tödtlichen Dämpfe ein, worauf ſie vergnügt die innere, zarteſte Seite der Arme mit glühenden Schaufeln beſtreichen ließ. Zum Beſchluß der Vorſtellung nahm dann noch Herr Chabert ein Fußbad von geſchmolzenem Blei. Dieſe, trotz der größten Aufmerkſamkeit, nicht zu erklärenden Schauſtellungen erregten hier ein ganz außerordentliches Aufſehen, ſo daß ſogar ein hieſiger Arzt ein Buch über dieſe Wunder verfaßte und man den Eintrittspreis zu den Vorſtellungen, der zwei Mark Kourant betrug, nicht zu hoch fand. Von hier aus reiſten die Chabert's nach London, wo ſie ſich ſo lange in einen glühenden Backofen einſchließen ließen, bis eine mitgenommene rohe Hammelkeule vollſtändig gar gebraten war.

Auf den im Jahre 1807 hier auftretenden Feuerkünſtler Royer geht folgendes Impromptu:

„An Herrn R. J. Royer".

„Sie möchten gern Dich brennbar machen
Die Neider und die Spötter allzumal,
Doch keiner, dem Du Deinem Glühestrahl
Zum Anbiß holſt und keiner, deſſen Rachen
Des Glühöls Löffel-Koſt Du darbotſt auf halb Part,
Dein Gaſt, Dein Mitgenoß, Dein Ueberwinder ward?"

Ein anderer berühmter Feuerkönig, Namens Schwarzenberg producierte sich im Juni 1831 im St. Georger Tivoli. Dieser Herr zerbiß glühendes Eisen mit den Zähnen, frisierte sich die Haare mit im Feuer rothglühend gewordenen Stangen, röstete die Fußsohlen auf einer Kohlenpfanne, tanzte gar lustig mit nackten Füßen auf glühenden Eisenplatten und verzehrte zum Schluß, um sich für seine heiße Arbeit zu belohnen, brennendes Harz und Pech.

Die Wachsfiguren-Sammlungen des vorigen Jahrhunderts scheinen nicht sehr großartig gewesen zu sein. Es wird erzählt, daß im Jahre 1792 der Besitzer eines derartigen Kabinets nach Hamburg gekommen ist, um dasselbe auf dem alten Steinweg gegen ein Eintrittsgeld von vier Schillingen auszustellen. Unter den gezeigten Wachsfiguren sind nun als Hauptschaustücke zwei damals sehr berühmte Persönlichkeiten gewesen, der durch sein Gefängnißleben bekannte Freiherr von Trenk, sowie der berühmte Luftschiffer Blanchard. Der Besitzer des Wachsfigurenkabinets aber versicherte alle Besucher, daß gerade die genannten Persönlichkeiten sprechend ähnlich wären, was er bei seiner ewigen Seeligkeit beschwören könne. Darauf hin sind denn viele gute Hamburger in die Bude geströmt und haben sich an den Konterfeyen der beiden großen Leute nicht satt sehen können. Nun aber hat es sich zugetragen, daß plötzlich der berühmte Trenk in Hamburg anlangte und bei Kuhberg im schwarzen Adler in der großen Johannisstraße abgestiegen ist, während zu gleicher Zeit der nicht minder angesehene Blanchard daselbst eintraf. Diese beiden Leute sind bald mit einander bekannt geworden, worauf sie gemeinschaftlich die Sehenswürdigkeiten Hamburg's, darunter auch die genannte Wachsfigurenbude besucht haben. Der Besitzer hat denn die ihm Unbekannten auch sofort zu seinen beiden

Haupt-Wachsbildern geführt und, wie er es täglich that, die Aehnlichkeit derselben mit den Originalen hoch und theuer beschworen, worauf sich die beiden Fremden dem versammelten Publikum zu erkennen gaben und Jeder erkannte, daß die Figuren denen, welche sie darstellen sollten, auch nicht im mindesten glichen, sondern daß der gute Besitzer des Kabinets die treuherzigen Hamburger auf das Schmäligste betrogen hatte. Darauf hin hat der elende Geselle denn unsere gute Vaterstadt mit Schimpf und Schande bedeckt schleunigst verlassen müssen.

Einen verdienten Zulauf hat der Besitzer eines späteren Wachsfigurenkabinets Georg Tietz gehabt. Derselbe hatte seine Figuren in der Mitte der funfziger Jahre in dem früheren Kuffner'schen Bierhause am neuen Steinweg ausgestellt, während er 1860 den Zirkus-Gymnastikus für seine Schaustellungen miethete. Außer vielen naturgetreu gearbeiteten Wachsfiguren, wie der sterbende Krieger, der Taschenspieler, der Eremit, die Spieler u. s. w. führte er auch einen von Martinet zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts angefertigten Elephanten vor, auf dessen Rücken der Großmogul seinen Einzug in seine Hauptstadt hielt. Der Künstler hatte zehn Jahre an diesem Meisterstück der Mechanik gearbeitet. Drückte man auf eine Feder, so bewegte der Elephant Augen, Ohren und Schwanz und bekämpfte mit seinem Rüssel, der mit Juwelen besetzt war, einen ihn angreifenden Löwen. Der auf dem Rücken des Elephanten befindliche goldene Thurm barg in seinem Inneren den Großmogul, bewacht von den sich geschäftig bewegenden Leibpagen. Zu den Füßen des Thiers aber wandelten zahlreiche Personen in den Gärten des Moguls zwischen Blumen, die ihre verschiedenfarbigen, aus edlen Steinen gefertigten, blitzenden Kelche öffneten und schlossen, während rothfunkelnde Schlangen einander zwischen rotierenden, aus

Brillanten gefertigten Sternenblumen verfolgten. Dazu ertönten feine Silberglöckchen, die eine zarte, liebliche Muſik erzeugten, was den zauberiſchen Eindruck vollendete.

Auch die 1852 in der Tonhalle gezeigten Wachsfiguren des Herrn Charles Demarie, ſowie eine im folgenden Jahre in demſelben Lokale ausgeſtellte Sammlung eines anderen akademiſchen Künſtlers, welche die außerordentlich naturgetreu ausgeführten Bildniſſe der Lola Montez, ſowie der Reichsgräfin Danner den Hamburgern vorführte, erregten große Theilnahme.

Unter den hier gezeigten anatomiſchen Muſeen ragte die Präuſcher'ſche, ſowie die einem Hamburger Reimers gehörende Sammlung hervor, welche beide hier zuerſt 1854 gezeigt wurden.

Auch Automaten kamen vielfach nach unſerer Vaterſtadt, wie Herrn Thevenet's zwei Flötenſpieler, welche verſchiedene Stücke bliesen und die Töne nicht etwa durch Orgelwerk, ſondern durch die Bewegungen ihrer Finger hervorrieſen. Dieſelben wurden 1799 in einer Bude auf dem Großneumarkt gezeigt, während ſich noch im ſelben Jahre auf dem Valentinskamp ein mechaniſcher Luftſpringer producierte. Die Vakauſon'ſche künſtliche Ente, welche fraß, ſoff und verdaute, die berühmten Droz'ſchen Automaten, welche zeichneten, ſchrieben und Klavier ſpielten, ſind hier ebenfalls zu ſehen geweſen, wie auch die ſeiner Zeit angeſtaunte Faber'ſche Sprechmaſchine, welche 1843 in Hamburg vorgeführt wurde. In der Höhlung eines Kaſtens erblickte man einen Fiſchkopf mit einem breiten Maul und einer ebenſolchen Zunge. Während das Maul, wenn der Beſitzer des Inſtrumentes auf einer Klaviatur ſpielte, ſich öffnete und ſchloß, legte ſich die Zunge, je nachdem die Laute gewünſcht

wurden, hoch und niedrig an. Wörter und kurze Phrasen kamen ganz deutlich, wenn auch im singenden Ton zum Vorschein.

An die Automaten schließt sich das Theatrum Mundi, oder „die Welt im Kleinen", wie es in Hamburg seit alten Zeiten bis auf den heutigen Tag häufig gezeigt wurde. Schon vor zweihundert Jahren war in dem, am Ende der Steinstraße belegenen alten Schützenhause eine tyroler Gebirgsgegend mit sich drehenden Windmühlen ausgestellt, desgleichen Schloß Friedrichsburg. Um 1774 befand sich ein solches Welttheater auf dem Großneumarkt, auf welchem der Seehafen von Genua mit seinen Kriegsschiffen sich präsentierte. Um 1793 stellten die aus Paris hier anlangenden Künstler Pierre und Degabriel auf demselben Schauplatz ein Theater auf, wie man es hier noch nicht gesehen hatte. Ganz Hamburg war berauscht von diesem Schauspiel. Städte, Häfen, Straßen, darunter der Jungfernstieg mit dem Alsterbassin, Menschen, Schiffe, Gewitter, Regen, Sturm, sowie die verschiedenen Beleuchtungen der Tageszeiten waren so naturgetreu nachgeahmt, daß es wie die damaligen Zeitungen schreiben, an die Allmacht Gottes gränzte und es einen Mann, der viele, viele Meilen reisen müsse, um dieses Wunder zu sehen, nicht gereuen würde.

Im Jahre 1827 zeigte Herr Laidslaw aus London im ehemaligen Schimmelmann'schen Palais in der Mühlenstraße das Bombardement von Algier aus dem Jahre 1816, während 1832 im Saal des Herrn Cranz in der großen Reichenstraße ein solches Theatrum aufgestellt war, welches der geschickte Wiener Mechaniker Meyerhofer angefertigt hatte. Es waren lauter idyllische Scenerien, welche der Künstler sich zum Vorwurf genommen hatte. Ob die Leute in einer deutschen Gebirgsgegend über Brücken und Berge dahinzogen, ob sie sich in Kähnen

auf Seen und Flüſſen ſchaukelten, oder ob der türkiſche Großherr in ſeinen Gärten ſpazieren fuhr, überall leuchtete die Sonne ſo heiter und ging Alles ſo friedlich und luſtig zu, als ob nur eitel Wonne und Freude auf der Welt herrſchte.

In ſpäteren Jahren haben die Nebelbilder mehr und mehr das Theatrum-Mundi verdrängt. Enslen hatte ſchon bei ſeinen um 1796 auf dem Großneumarkt gezeigten Geiſtererſcheinungen, die Laterna magika benutzt. Die Effekte, welche die doppelte Laterne hervorbringt, haben die Hamburger aber erſt ſpäter kennen gelernt. Im Jahre 1846 führte Profeſſor Julius Laſchott im Thaliatheater Nebelbilder vor, dem 1850 die berühmten Brill und Siegmund mit ihren Welt-Tableaux auf demſelben Schauplatz folgten. Im Oktober 1853 zeigte Profeſſor Meyer ſeine optiſchen Darſtellungen der urweltlichen Formationen in der Tonhalle, während 1853 Siegmund und Rohde ihre viel bewunderten Naturbilder, verbunden mit glänzenden Farbenſpielen in demſelben Lokal zur Anſchauung brachten.

Die älteſten Panoramen, die hier zur Anſicht ausgeſtellt waren, beſtanden in den jetzt wieder in Mode gekommenen Rundgemälden, welche ohne Gläſer betrachtet wurden. So war 1799 in einer auf dem Großneumarkt erbauten achteckigen Bude eine perſpektiviſche Darſtellung der Stadt London zu beſehen. In der Mitte des Lokals ſtand eine ebenfalls achteckige, mit Spiegeln belegte Säule, in welcher der Zuſchauer den Proſpekt bewundern konnte. Die Darſtellung der Stadt ſoll eine ſo überaus naturgetreue geweſen ſein, daß ein mitgebrachter Hund ſich täuſchen ließ und laut bellend über die Balluſtrade ſprang, um einen am Ufer der Themſe wandelnden Kollegen nach Hunde-Art zu begrüßen.

Auch jenes im Jahre 1807 hier in Hamburg gezeigte Panorama der Kaiserstadt Wien scheint bedeutend gewesen zu sein, wenn man dem folgenden Epigramm glauben darf. Es lautet:

„Wiens Panorama".

(Auch ich bin in Arkadien gewesen).

Du darfst mein Wanderer hier nicht vorüberzieh'n,
Warst oder warst Du nie in Wien.
Gleichviel, kehr ein, schau, überschau, durchschaue,
Das schöne All von Stadt und Land und Aue,
Und sag' dann keck der Welt: „Auch ich war einst in Wien!"

Eine lange Reihe von Jahren hindurch haben die hier ansässigen Gebrüder Suhr in Hamburg ihre Panoramen ausgestellt. Die durch Gläser zu betrachtenden Ansichten wurden von dem Professor Christopher Suhr erfunden und von dessen Bruder Kornelius aufgenommen und ausgeführt. Das erste Panoramenbild, das er um 1806 malte, stellte Hamburg dar, dem bald London, Paris, Petersburg, Moskau, sowie Darstellungen berühmter Gebäude, wie die Stephanskirche in Wien, der unter der Themse hergestellte Tunnel u. s. w. folgten. Die Panoramen waren in der Königstraße 243 aufgestellt und wurden anfänglich nur in den Wintermonaten und lediglich am Abend gezeigt. Erst später waren sie auch im Sommer und bei Tage zu sehen. Als Professor Chr. Suhr am 13. Mai 1842 verstarb, vereinigte sich Kornelius Suhr mit seinem Bruder Peter, um die Ausstellung in der Königstraße fortzusetzen. Sie besaßen damals schon eine große Sammlung von Gemälden, die noch beständig vermehrt wurde, wodurch die Bilder alle vierzehn Tage gewechselt werden konnten. Der Eintrittspreis betrug acht Schillinge, während das Abonnement für den Winter nur vier Mark kostete. Anfang der funfziger Jahre trennten sich die beiden Brüder, Kornelius zeigte seine

Rundgemälde unter dem Namen „die Reiſe um die Welt“ im Bazar, während Peter ſeine „Optiſchen Panoramen“ in der großen Reichenſtraße 48 bei Gasbeleuchtung aufſtellte. Der Eintrittspreis wurde auf vier Schillinge heruntergeſetzt.

In den funfziger Jahren kamen die wandelnden Panoramen, unter dem Namen Dioramen oder Cykloramen auf. Nachdem J. R. Smith mit einer Fahrt auf den Miſſiſſippi den Anfang gemacht hatte, führte er 1852 in der Tonhalle vor den Augen der entzückten Zuſchauer eine Reiſe durch Europa vorüber. Im Jahre 1853 konnte man in demſelben Lokal den Rhein mit ſeinen herrlichen Ufern an ſich vorüber gleiten laſſen, während 1855 der Maler Henry Deſſort in einer auf dem Großneumarkt errichteten Bude bewegliche Bilder, die durch Gläſer betrachtet wurden, aufſtellte und ſo den Beſchauer entweder eine Ballonfahrt über Amerika mit machen ließ, oder ihn von Wien nach Regensburg führte, ihm einer Nordpol-Expedition beizuwohnen möglich machte, desgleichen ihm Gelegenheit bot, in der Krim an den Schlachten von Inkermann und an der Alma, ſowie an der Erſtürmung des Malakoff-Thurms Theil zu nehmen.

Ein wundervolles Diorama war auch die 1862 auf St. Pauli in einem Schweizerhauſe aufgeſtellte plaſtiſche Darſtellung der Ausſicht vom Rigi. Das Diorama drehte ſich vier Mal, ſo daß man wähnte nach vier verſchiedenen Seiten von der Rigiſpitze über die Gebirge und Thäler hinwegzuſehen, wobei die Beleuchtung kunſtvoll wechſelte. Dieſes hier viel bewunderte Kunſtwerk wurde ſpäter am Fuß des Rigi's aufgeſtellt und verlor ſelbſt dort, inmitten der großartigen Natur, die es nachbildete, nichts von ſeinem Reiz.

Zum Schluß der in dieſem Abſchnitt chronologiſch aufgezählten Schauſtellungen, welche die Hamburger ergötzt haben, wollen wir noch einiger abſonderlicher Künſtler gedenken.

Um das Jahr 1799 langte hier der Waſſerkünſtler Johann George Männecke mit ſeiner ſehr ſchönen Frau und einem Bajazzo an. Männecke ſprang von dem ſechszig Fuß hohen Maſtbaum eines Schiffes ins Waſſer. Sobald ſein Fuß die Waſſerfläche berührte, ſchoß er zu gleicher Zeit zwei Flinten los. Desgleichen führte er zwei Degen bei ſich, auf welche er beim Wiederauftauchen zwei Zitronen geſpießt hatte. Auch tauchte er als alte Frau verkleidet mit einer Kiepe unter, aus welcher er beim Wiederemporkommen zwei Tauben emporſteigen ließ.

Iſt ſomit das Schauſpiel, welches dieſer Künſtler den Hamburgern bot, recht ergötzlich geweſen, ſo hat jener Menſch weniger Beifall gefunden, welcher ſich hier 1797 auf dem Zeughausmarkt ausſtellte und die Zuſchauer dadurch zu vergnügen ſuchte, daß er unaufhörlich Steine fraß und dieſelben dann ebenſo unermüdlich durch zahlreiche Gläſer Branntwein, die er hinterdrein goß, anzufeuchten ſuchte. Da der wackere Künſtler ſomit wohl täglich mehr als ſechs Hamburger Maß Spirituoſen vertilgte, iſt er, wie der alte Hamburger Berichterſtatter erzählt, beſtändig außerordentlich fröhlich geſtimmt geweſen, welche Heiterkeit aber die ob ſolcher Unfläthereі ſehr erboſten Zuſchauer nicht getheilt haben, ſo daß der Geſelle gar bald zum Thor hinauslaufen mußte.

Ein noch wunderlicherer Kauz aber iſt jener Mann geweſen, der im Oktober 1827 in den hieſigen Blättern ankündigte, daß er hierſelbſt aus Itzehoe angelangt ſei, um den Hamburgern ein nie geſehenes Kalabriſches-Honig-Mohn-Semmel-Eſſen vorzuführen. Als nun zahlreiche Neugierige nach dem zum Schauplatz der

Vorſtellung erwählten Gartenlokal hinausgewandert ſind, hat der ſeltſame Künſtler einen großen ausgehöhlten Klöben, den er mit Honig vollgefüllt hatte, mittelſt eines Bindfadens an der Decke des Saales aufgehängt, worauf er die Anweſenden aufgefordert hat, unter dem Brot durchzutanzen und ſolche Sprünge zu machen, daß ſie in den für ſie bereiteten Leckerbiſſen hineinbeißen könnten. Als nun einige Dumme dieſem Erſuchen nachgekommen ſind, iſt ihnen natürlich der Honig über die Geſichter gefloſſen, worüber ſie denn außerordentlich erregt geworden ſind und dem Erfinder dieſer amüſanten Kunſt ein ſchönes Honorar auf den Rücken gezählt haben, welches dem Betreffenden ſo wenig gefallen hat, daß er ſchleunigſt wieder nach Itzehoe abgereiſt iſt und die Hamburger künftig mit ſeinen kalabriſchen Schauſtellungen verſchont hat.

12.

Von den Vorſetzen.

Wenn mein Buch einem Fremden in die Hände kommt, ſo muß er glauben, daß bei der Ueberſchrift dieſes Kapitels wieder einmal der leidige Druckfehler-Teufel ſeine Hand im Spiel gehabt hat, da er nicht anders vermeinen kann, als daß ich hier von den guten Vorſätzen ſprechen will. Der Hamburger aber weiß, daß ich von jener Straße plaudern möchte, die ihren Namen von den Deichen oder Vorſetzen erhalten, mit denen wir in unſerer waſſerreichen Stadt unſeren Grund und Boden gegen das andrängende naſſe Element zu ſchützen haben.

Schon auf den alten dreihundertjährigen Hamburgiſchen Plänen, welche unſeren Hafen noch zwiſchen Kajen und Kehrwieder verzeichnen, finden wir die damals noch nicht zur Stadt gehörenden, vor dem alten Schaarthor liegenden Vorſetzen bereits mit Häuſern bebaut, während die Waſſerſeite mit zahlreichen holländiſchen Winden beſetzt iſt, ein Beweis, daß dort ſchon Kaufleute wohnten, die ihre Waaren zu Waſſer anbrachten und abſetzten. Als nun zwiſchen 1600 und 1640 der als Michaeliskirchſpiel zur Stadt gezogene Vorort immer mehr bebaut wurde, iſt auch der alte Hafen weiter nach den Vorſetzen hinaus gelegt worden, ſo daß die Kajen und der Kehrwieder mehr und mehr verödeten und ſich dafür die Vorſetzen mit allen jenen Leuten bevölkerten, welche von dem Verkehr mit den

Schiffen lebten. Von Tag zu Tag hat ſich dann immer mehr jenes eigenthümliche Leben und Treiben entwickelt, welches in Hafenſtädten allen am Waſſer liegenden, von Seeleuten beſuchten Straßen eigen iſt. Das Menſchengewühl aber wurde dort bei dem zunehmenden Handel bald ein ſo ſtarkes, daß man ſchon in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts gegenüber dem, um 1621 angelegten Neuenweg die Wolfgangswache erbauen mußte, worauf man dieſelbe mit Stadtſoldaten belegte, damit ſie den allzu großen Zügelloſigkeiten der am Lande ſich austobenden Seeleute ſteuern ſollte. Der Poſten iſt bald ein ſehr geſuchter geworden, da manches gute Trinkgeld abzufallen pflegte, wofür die Soldaten gern durch die Finger ſahen, ſo daß noch weit in das vorige Jahrhundert hinein die Beſatzung der Wolfgangswache in keinem guten Ruf ſtand. Man klagte, daß die dort ſtehenden Soldaten, in Folge des ihnen ſo leicht zufließenden Geldes, beſtändig bezecht wären und dann bei den häufig vorfallenden Unordnungen Gott einen guten Mann ſein ließen. Deshalb kontrollierte man auch von Oben herab fleißig den dortigen Poſten, was aber nicht allzuviel genützt hat, da alle daſelbſt herumlungernden Arbeiter, Jollenführer und Torfſchiffer mit der Wache im Bunde ſtanden und jeden herankommenden Officier ſchon, wenn er ſich in der Ferne zeigte, ankündigten, worauf denn die Wachmannſchaft ſchnell alles in Ordnung brachte, ſo daß jede Unregelmäßigkeit für den Augenblick verſchwunden war und die Viſitation zwecklos wurde. Noch zu Anfang unſeres Jahrhunderts ging, wenn der inſpicierende Officier herannahte, der Warnungsruf „He kummt, he kummt" von Mund zu Mund. Fragte nun die höhere Militairperſon die Warner, was der Ruf bedeuten ſollte und ob ſie etwa mit zu der Mannſchaft gehörten, ſo ſtellten die Leute ſich einfach taub und ſagten: „Wat meent de

Herr? Sall ik em översetten?“ Als einst aber ein Inspicient, gedeckt von einem vorüberfahrenden Wagen, unbemerkt heranschlich, um die Wache zu überraschen, geriethen die Aufpasser gar in Zorn und schrien wüthend: „He is achtern Wagen rumkamen, dat gelt nich!“

Nach der Franzosenzeit bezog unsere neue Garnison die Wache, welche dann um 1821 wegen Baufälligkeit abgebrochen werden mußte. Man errichtete darauf dort ein neues Gebäude und besetzte dasselbe in späterer Zeit mit Officianten der Hafenrunde, denen man aber noch längere Zeit hindurch einen Hanseaten beigab, damit er bei Feuersbrünsten die üblichen drei Alarmschüsse abgeben konnte. Im November 1873 ist die Wolfgangwache endgültig beseitigt worden.

Die Häuser der Vorsetzen waren bis auf das Roosen'sche Haus, das mit seinem kleinen Thurm aus der Sonnin'schen Periode stammte, wenig interessante Gebäude, die mit ihren halbdunklen Winkeln, Kellern und Höfen wohl den praktischen Bedürfnissen ihrer Bewohner sehr dienlich waren, aber dem Schönheitssinn nicht die geringste Konzession machten. Dabei mögen sie auch nicht allzu solide hergestellt gewesen sein, so daß sie in späterer Zeit recht baufällig erschienen. Im März 1825 ist Hamburg, wie schon früher und später zu öfteren geschah, von einer schlimmen Sturmfluth heimgesucht worden. Nun wohnte damals im dritten Stock des Hauses No. 149 der zweiten Vorsetzen ein Kommissionär Jahncke. Derselbe erwachte mitten in der Nacht und als er sich, um nach dem Wetter zu sehen, erhob und an das Fenster begab, gewahrte er bei dem hellen Mondschein, wie der ganze Mastenwald der dort ankernden Schiffe auf der Seite lag. Eiligst weckte er seine Frau, um ihr die so merkwürdige Erscheinung zu zeigen, aber die gute Dame,

die sehr müde war, weigerte sich nicht nur aufzustehen, sondern forderte auch ihren Mann energisch auf, sich sofort wieder zur Ruhe zu begeben. Kaum aber war Herr Jahncke wieder im Bett, als sich die eine Seite des Zimmers so stark senkte, daß alle Mobilien sammt den Bettstellen nach den Fenstern hinunter rutschten, worauf natürlich die Eheleute nebst ihren Kindern voll Angst aus den Betten sprangen und die schiefe Ebene, welche der Fußboden bildete, mit großer Anstrengung hinanklimmten. Das Haus aber schwankte im Sturm wie ein Schiffchen hin und her und als die bedrängte Familie durch die Stubenthür schleunigst entrinnen wollte, ließ sich dieselbe nicht mehr öffnen. Trotz der drohenden, furchtbaren Gefahr verlor Jahncke den Kopf nicht, sondern holte das Küchenbeil und schlug ein Loch in die Wand, durch welches er mit seiner Familie in das Nebenhaus flüchtete. Kaum aber waren die Aermsten in Sicherheit, als auch unter lautem Krachen das ganze Haus zusammenfiel, so daß durch die Gewalt des Sturzes sämmtliche Mobilien in die kleinsten Atome zerschlagen wurden.

Wenn in diesem Falle Gott sei Dank keine Menschenleben zu beklagen waren, so knüpft sich an ein anderes von dem Lumpenhändler Soldien bewohntes Haus der Vorsetzen eine traurige Erinnerung. Am 14. Januar 1830 brach in dem genannten Hause ein großes Feuer aus. Bei der Löscharbeit, die unser bewährter Oberspritzenmeister J. G. Repsold persönlich leitete, traf den braven, in seinem Beruf keine Gefahr scheuenden Mann ein brennender Balken und erschlug den Wackersten der Wackeren. Die Leiche des überaus beliebten Mannes wurde nach der Wolfgangwache gebracht und dort niedergelegt. Wie ein Lauffeuer durchlief die Kunde von dem Allen unersetzlich erscheinenden Verlust die Stadt. Jeder

war voll Trauer und bei der Beerdigung des Verunglückten zeigte sich eine Theilnahme, wie sie Hamburg bis dahin nicht gesehen hatte. Außer hundert Kutschen folgten zahllose Fußgänger dem Sarge. In allen Straßen, welche der Leichenzug passierte, bildete das Volk Spalier. Auf dem Wall bei der Sternwarte, welche die schönen von Repsold selbst verfertigten und ihm gehörenden optischen Instrumente barg, wurde am 5. August 1833 das von Chateauneuf entworfene Denkmal des Verstorbenen enthüllt.

An der Wasserseite der Vorsetzen führten kleine Treppen zu den Anlegeplätzen der Jollen hinab. Die dort liegenden, schon genannten, alten Winden wurden nach und nach zu Buden ausgebaut. Hier machten Cigarrenhändler und andere Gewerbtreibende gute Geschäfte. In einer derselben betrieb der bekannte Amts-Wundarzt Straus in den zwanziger Jahren ein Barbiergeschäft. In dieser Barbierstube rasierte die Madame Straus allmorgenlich in gewandter Weise und mit eigener Hand zahlreiche Kapitaine. Nachdem dieses Geschäft besorgt war, bestieg die thätige Frau, die auch eine in ganz Hamburg äußerst beliebte Zahnärztin war, ihr mit Ponies bespanntes Wägelein und kutschierte durch die Straßen von einem Kunden zum anderen.

Nach und nach sind diese kleinen Buden von der Bildfläche verschwunden. Die letzte derselben, welche bis zur Verbreiterung der Vorsetzen noch stand, lag dem Stubbenhuk gegenüber und wurde von dem Cigarrenhändler Sopp bewohnt. Als in früheren Jahren die Seeleute, vom Kapitain bis zum Schiffsjungen, nebenbei für eigene Rechnung Handel trieben, mochte manche mitgebrachte, duftige Havannacigarre in diese unscheinbare Bude gewandert sein. Als nun aber dieser Handel von den Rhedern streng verboten worden, führte auch

Sopp nur noch eine grimmige Sorte, die jeden Qualitätsraucher längſt in die Flucht geſchlagen hatte. Nur ein hoher Herr, der pietätvoll an der alten, guten Zeit hing, ein nun ſchon verſtorbener vielverehrter Bürgermeiſter blieb dem kleinen Laden treu. Jedesmal, wenn er aus dem Rathhauſe in der Admiralitätsſtraße kam, wanderte der würdige, alte Herr den Stubbenhuk hinunter, um ſich bei Sopp für den Heimweg mit ein Paar Halbſtarken zu verſehen.

Neben der obengenannten Bude ſtand das einzige größere an der Waſſerſeite der Vorſetzen belegene Gebäude, das ſogenannte ſchiefe Haus. Hier reſidierte einſt der berühmte Rathschirurg Herr Hauptfleiſch, aus deſſen Amtsthätigkeit das geflügelte Wort ſtammt: „Herr Hauptfleiſch, wi hefft een!“ Später führte Georg Lewens im Parterre eine vielbeſuchte Wirthſchaft, während er in den oberen Stockwerken Kapitainen board and lodging gewährte. Das ſchiefe Haus ruhte nach hinten auf Pfählen, weshalb es bei unruhigem Waſſer lebhaft hin und her ſchwankte, was denn den ſeebefahrenen Leuten, die dort logierten, ſehr behagte, da es ſie an ihr Schiff erinnerte.

Die Vorſetzen ſind vor ihrer, in der neueſten Zeit entſtandenen Verbreiterung nur eine ſchmale Straße geweſen. Um ſo ſtärker war dort an den Vormittagen das Gedränge. Da ſtanden beſtändig Gruppen von Kapitainen, die ſich nach Jahre langer Trennung wieder zuſammenfanden und ſich viel von ihren Reiſen zu erzählen hatten. Daneben ſperrten Haufen von Matroſen aller Herren Länder die Paſſage, indem ſie vor einem Hauſe auf die Abmuſterung warteten, oder von Schenkkeller zu Schenkkeller zogen, um dort den ſauer verdienten Lohn zu verjubeln. Wehe dem Unerfahrenen,

der sie bei ihrem, so lange entbehrten Vergnügen zu stören versuchte, ihm erging es sicher wie jenem fremden Mäßigkeitsapostel, der einst beim Passieren der Vorsetzen auf eine solche Truppe stieß und dieselbe für einen passenden Gegenstand hielt, an dem er Bekehrungsversuche machen konnte. Mit einer donnernden Strafrede mengte er sich unter den Haufen, schalt die lustigen Brüder der Völlerei Ergebene, sowie Sündenkinder und verlangte, daß sie ihm das Versprechen geben sollten, künftig alle geistigen Getränke wie die Pest zu fliehen und es dafür mit dem Wasser zu halten. Darauf zog der Gute in dem Glauben, daß die Angeredeten jetzt eingeschüchtert seien, ein Packet mit Mäßigkeitstraktätchen aus der Tasche, um Jedem zur Auffrischung des Gehörten eine gedruckte Strafpredigt in die Hand zu drücken, als die anscheinend ganz zerknirscht dastehende Versammlung sich plötzlich ermunterte, um den wackern Apostel einen Kreis bildete und eines jener schönen Lieder anstimmte, die beim Aufhissen des Vollsegels angestimmt werden und das beginnt:

„Jk gung mal övern Mönkedamm
Rulandee, rulandaa!"

Nachdem der Gesang beendigt war, nahmen die Uebermüthigen dem Apostel sämmtliche Traktätchen, von denen er noch eine erkleckliche Menge in der Rocktasche trug, ab, warfen dieselben auf einen Haufen und zwangen den ganz erstarrt dastehenden Besitzer derselben, die köstlichen Druckwerke eigenhändig mittels eines Schwefelholzes in Brand zu setzen. Darauf aber zog die Horde unter lautem Triumphgeschrei in einen der dortigen Trinkkeller, um sich an der Bar von ihrer Heldenthat zu erholen. Der gekränkte Moralprediger starrte noch eine Weile entsetzt das Häufchen Asche an, in welches sich seine herrlichen Geisteserzeugnisse verwandelt hatten.

Nicht ſo gnädig wie dieſe Frevler kam jener rieſenſtarke, engliſche Kapitain weg, dem ſeine Herkulesskraft ſo ſehr zu Kopf ſtieg, daß er ſich eines Tages in die Gaſtſtube des an der Ecke der Vorſetzen und des Stubbenhuk belegenen Commercial-Hotels begab und dem erſten, beſten Gaſt eine Ohrfeige verſetzte, daß demſelben Hören und Sehen verging. Als die übrigen Anweſenden erzürnt auf den rohen Patron eindrangen, um Wiedervergeltung zu üben, erhielten auch ſie alsbald ſolche Backpfeifen, daß ihnen die Luſt zur Rache verging und der auf ſeine ungeheure Kraft Trotzende bald triumphierend und unbehelligt im Zimmer ſtand, während ringsumher Wehklagende und ſich die Köpfe Haltende rathlos daſaßen. In dieſem Augenblick trat der Hamburger Ewerführer Müttel in das Gaſtzimmer und fragte, erſtaunt über die allgemeine Verſtörtheit, nach der Urſache derſelben. Jetzt war der Bann gelöſt und einſtimmig erhoben Alle Beſchwerde über den fremden Kapitain, der ihnen eine ſolche ſchlimme Behandlung hatte zu Theil werden laſſen. Der Ewerführer Müttel war ein kleiner, gedrungener Mann, der eine unglaubliche Stärke beſaß. Ruhig hörte er die Erzählung an. Als nun aber der koloſſale Engländer auf ihn zutrat und ausholte, um dem Hinzukommenden vor Augen zu führen, was ſich hier begeben hatte, faßte Müttel den Rieſen um die Taille und drückte ihm dieſelbe ſo zuſammen, daß dem Mann zugleich mit der Luſt auch die Luſt zum Zuſchlagen verging. Dann aber warf er den Koloß, als ob er einen Spielball vor ſich hätte, hoch in die Luſt, daß der ſchwere Körper krachend auf das Billard fiel, worauf der ſtarke Ewerführer die Rückſeite des Engländers eine geraume Zeit lang mit einem Billard-Queue auf das Ausgiebigſte bearbeitete. Nach vollzogener Abſtrafung hat ſich der fremde Kapitain unter Jammern und Fluchen ſchleunigſt entfernt, auch ſo lange er hier mit ſeinem Schiff

im Hafen lag, daſſelbe nicht mehr verlaſſen, da die Kraftprobe eines Hamburger Kindes ihm den Beſuch der Vorſetzen für immer verleidet hat.

Da war der ſtarke norwegiſche Kapitain Kinzel ein anderer Mann. Als einſt ein gewaltthätiger Stauerbaas von den Vorſetzen an Bord kam und über eine ihm nicht paſſende Arbeit mit dem Kapitain einen Streit vom Zaun brechen wollte, ja dem Norweger gar Schläge anbot, ſagte dieſer anſcheinend äußerſt zaghaft, daß er wohl den Fauſtkampf aufnehmen wolle, ſich aber einem ſo mächtigen Gegner gegenüber erſt Muth trinken müſſe. Sprach's, ergriff eine volle große Weintonne, hob dieſelbe ſpielend bis über den Kopf in die Höhe und begann nun mit ſeiner ungeheuren Laſt einen Jankeedoodle zu tanzen, worauf er das Spundloch der Tonne an ſeinen Mund brachte und einen tüchtigen Schluck auf das Wohl des über ſolche Stärke ganz verblüfften Stauers trank. Als der Herkules nun das Faß niederſetzte, um den Kampf zu beginnen, kletterte der Stauer, der einzuſehen begann, daß er trotz ſeiner eigenen Kraft die Schläge merken würde, grade eiligſt über Bord unter lautem Hohngelächter der an Deck befindlichen Mannſchaft.

Außer den an den Vorſetzen verkehrenden Seemännern haben viele zu dem Schiffsleben in Beziehung ſtehende Leute, wie Segelmacher, Leichterſchiffer, Baggerbaaſe und Waterklerks das fröhliche Treiben auf den Vorſetzen vermehren helfen. Die Waterklerks ſind mit Sprachkenntniſſen, Gewandtheit und angenehmem Weſen ausgerüſtete Männer, deren Aufgabe darin beſteht, daß ſie die nach Hamburg kommenden Kapitaine abfangen und dann zu beſtimmen ſuchen, die Kunden ihrer reſpektiven Prinzipäle zu werden. Daß dies bei der großen Konkurrenz kein leichtes Geſchäft iſt, läßt ſich denken. Hier gilt es, um den Andern den Rang

abzulaufen, den Schiffen möglichſt weit entgegen zu fahren, nach dem, wie überall in der Welt, ſo auch in Hamburg geltenden Sprichwort: „Wer zuerſt kommt mahlt zuerſt“. Oft lagen dieſe Klerks in Cuxhaven, um dort auf ein aufkommendes Schiff zu lauern. Dann ſuchte Einer dem Andern allerlei Schabernack zu ſpielen, nur um der Erſte an Bord zu ſein, wie Jener, der ſeinem Mitkonkurrenten am Abend die Stiefel voll Sirop goß, damit derſelbe am folgenden Morgen, als der erwartete Spanier ankam, nicht ſo ſchnell in ſeine Kleider kommen konnte wie er.

Waren die Klerks in Hamburg, ſo machten ſie die Vorſetzen unſicher, wo ſie in ſtets fröhlicher Laune ihren Mitmenſchen allerlei Poſſen ſpielten. Da ſuchten ſie ſich z. B. eine harmloſe Perſon aus, die dann von zwei Klerks in die Mitte genommen und in ein Geſpräch verwickelt wurde, ſo daß ſie nicht bemerkte, wie man ſie plötzlich in einen tiefen Rinnſtein hineinführte, und ſie dort ſo lange durch die Unterhaltung feſthielt, bis von den blank gewichſten Stiefeln nichts mehr zu erkennen war. Desgleichen ſchmierten ſie Denjenigen, welcher in der Weinſtube in Folge zu ſcharfen Pokulierens einſchlief, mit rother Farbe ein, worauf ſie den ſanft Ruhenden durch ein entſetzliches Geſchrei aufweckten, indem ſie ihm zuriefen, daß er verblute. Der noch Schlaftrunkene pflegte dann, wenn er die verdächtige rothe Farbe an ſeinem Körper bemerkte, auf das höchſte zu erſchrecken und zum großen Gaudium der loſen Geſellen mit in das Zetergeſchrei einzuſtimmen.

Eine der Perſönlichkeiten, welche in den dreißiger und vierziger Jahren von dieſen leichtſinnigen Herren vielfach aufgezogen wurde, war ein bekannter Schifferalte. Derſelbe hörte einer alten Hamburgiſchen Familie

an, die ſchon vor vielen Jahren unter den Englandfahrern eine Rolle geſpielt hatte und war bei ſeinem bedeutenden Vermögen ein äußerſt ſparſamer Mann. Dieſen Charakterzug benutzten die lockeren Zeiſige von den Vorſetzen. Der würdige Schifferalte, der es liebte, jede Gelegenheit, die ihm unentgeltliche Genüſſe bot, auszunutzen, hatte die Gewohnheit, wenn er zu einem Eſſen geladen war, in einem Augenblick, wenn er ſich unbemerkt glaubte, aus der auf dem Tiſche ſtehenden Platmenage ſo viel Salatöl wie nur irgend möglich in ſeine Hand zu gießen und daſſelbe dann raſch in ſeine Perrücke zu reiben, wodurch er die Pomade ſparte. Eines Tages, es war im heißen Sommer, übte der alte Herr bei einer auf den Vorſetzen abgehaltenen Mahlzeit abermals dieſe Procedur aus, ohne zu ahnen, daß die Spaßvögel das Oel mit vielem Zucker vermiſcht hatten. In Folge deſſen ſammelten ſich bald große Schaaren von Fliegen, die durch die Süßigkeit angezogen wurden, auf dem Kopf des Verdutzten, der die zudringlichen Inſekten vergeblich unter allgemeinem Jubel zu verſcheuchen ſuchte. Bei einem anderen Mahl hatte man ſich des Schifferalten Gewohnheit, nach beendigtem Eſſen, wenn Alle an den Spieltiſchen ſaßen, nochmals heimlich in das Speiſezimmer zu ſchleichen, und, weil es nichts koſtete, die in den Flaſchen übrig gebliebenen Weinreſte auszutrinken, zu Nutzen gemacht, indem man eine angebrochene Flaſche Haut-Sauternes mit einer Flaſche Arrak vertauſchte. Der Gierige, dem es nicht entging, daß noch ein bedeutender Weinreſt zurückgeblieben war, eilte wie gewöhnlich nach aufgehobenem Mahl an die Tafel zurück, ſetzte die Arrakflaſche an den Mund und nahm einen tüchtigen Schluck, aber wie ward es ihm zu Muthe, als er ſtatt des ſüßen Weingeſchmacks ein ſchreckliches Brennen im Schlund verſpürte. „Water, Water“, ſchrie der Unglückliche aus Leibeskräften und ſank zu Boden! Als Alle

herbeistürzten, wies er sprachlos auf die Flasche und blickte ängstlich auf die ihn Umringenden. „Mensch, Unseliger“, riefen die Spaßvögel, „Du hast doch nicht von dem Scheidewasser, das dort gestanden hat, getrunken?“ „Ja, ja“, brüllte der Schifferalte, „ik bün verloren!“ Jetzt brach die ganze Gesellschaft in ein lautes Gelächter aus, woraus der Erschrockene, der sich schon dem Tode verfallen glaubte, erkannte, daß man mit ihm ein Spiel getrieben hatte.

Zahlreiche ähnliche Streiche sind dem guten Schifferalten gespielt worden, aber sie haben ihn nicht von seiner Sparsamkeit abbringen können. Als einst seine allgemein beliebte Frau schwer erkrankte, ließ er seinen Tischler kommen und fragte: „Na Meister, wat is de genaufte Pries von en Sarg för min Fro?“ — „Mein Gott, is Ihr Fro dod?“ fragte bestürzt der Tischler. „Dat deit mi averst leed, de goode, goode Fro, wie is denn dat so gau kamen?“ — „Dummes Tüg“, antwortete der Schifferalte eifrig, „noch is se nich dod, averst ik will nich so lang töven, bit da würklich wat passiert. Denn geit dat hulter de pulter, dat kenn ik all un denn haut Se mi ävert Ohr!“

Der alte Herr hat es nicht nöthig gehabt, die Beerdigung für seine Frau zu bezahlen, denn er ist noch früher gestorben als sie, die den von ihr sehr geliebten Mann nur wenige Tage überlebte. Im auffallenden Gegensatz zu seiner im Leben geübten Sparsamkeit fand man im Testament des Schifferalten eine Anordnung, die seinen Kindern eine überaus prunkvolle Beerdigung des Testators anbefahl. Das ist denn auch geschehen und seiner Frau dieselbe Ehre erwiesen, so daß zahllose Menschen, welche die beiden allgemein bekannten, biederen, alten Leute auf dem letzten Wege begleiteten, sich keiner so glänzenden

Bestattung zu erinnern wußten. Desgleichen hat der sparsame Herr, was Niemand bei dessen Lebzeiten für möglich gehalten hätte, der Armenanstalt, dem Krankenhause, sowie anderen wohlthätigen Anstalten insgesammt 20,000 Mark vermacht und so das bei Lebzeiten zusammengehaltene Geld auf die allerwürdigste Weise verwandt.

Unter den an den Vorsetzen ihre Station habenden Jollenführern, die sich meist aus alten, weit in der Welt herumgekommenen Seeleuten rekrutierten, sind manche komische Käuze gewesen. Einer derselben war der alte Piter Boothsmann. Derselbe trug eine furchtbare Kopf-Schmarre zur Schau, die er während seiner langjährigen Sklaverei in den Barbareskenstaaten erhalten hatte und besaß eine so große Gelenkigkeit, daß er, obwohl er schon über achtzig Jahre zählte, noch täglich an den Vorsetzen mitten auf der Straße die schwierigsten Tänze aufführte, zum Ergötzen und Erstaunen der ihn bei solchen Aufführungen stets umringenden Menge.

Eine andere sehr bekannte Persönlichkeit unter den Jollenführern war der alte Karl Kophal, der den Spitznamen „Puuh" führte. Kophal war nämlich stocktaub und verstand nur noch das Wort „Puuh", wenn dasselbe überlaut und sehr scharf hervorgestoßen wurde. Sobald er mit seiner Jolle im Hafen in Sicht kam, rief Alles „Puuh", was Kophal jedes Mal Veranlassung gab, sehr erregt und energisch gegen dieses Anrufen zu protestieren. Besonders ärgerlich aber wurde er, wenn man die Bewegung des Gewehranschlagens machte, um so den genannten Ruf pantomimisch auszudrücken. Als „Puuh" einst einen Fremden an Bord bringen wollte und mit seiner Jolle unter der Kette eines Schiffes durchzufahren hatte, rief er seinem Passagier ein kurzes „Warscho" zu.

Der Hochdeutsche, welcher nicht wußte, daß dieser Ruf bedeutet, daß man vor sich zu sehen und Achtung zu geben habe, fühlte plötzlich die Kette vor seiner Brust, welche er beherzt ergriff und sich daran festhielt, während Puuh, der im Stehen ruderte und dem Passagier so den Rücken zuwandte, ruhig weiter fuhr. Endlich langte der Jollenführer, der wegen seiner Taubheit nicht bemerkt hatte, daß er den Fremden unterwegs verloren hatte, an dem Schiffe an und wollte nun seine Bezahlung in Empfang nehmen, als er zu seinem Schreck gewahrte, daß Niemand mehr im Boot war. Der Fremde aber schwebte unter angstvollem Hülfegeschrei an der Kette zwischen Himmel und Wasser, bis er endlich von hinzueilenden Böten aus seiner unangenehmen Lage befreit wurde. An diesem Tage war das Gelächter über „Puuh" im Hafen besonders groß.

Ein anderer alter Jollenführer hatte eines Tages einen Fremden im Hafen umhergerudert und verlangte nun, nach beendigter Fahrt den eine Mark und acht Schillinge betragenden Fährlohn. Dem Fremden erschien das geforderte Geld zu viel. Er remonstrierte lebhaft und betonte beständig, daß er nach Bädeker nur eine Mark zu zahlen habe. Der alte Seebär wußte nichts von Bädeker, weshalb er phlegmatisch antwortete: „Je min goode Mann, dat kann all nicks helpen, ik krieg een Mark und acht Schilling un wenn Bädeker dat billiger deit, denn möten Se sick en anner Mal von düssen Minschen faaren laten!"

Die Verlängerung der Vorsetzen nach Westen zu heißt von der Zeit her, wo Hamburg noch Festung war, das Johannisbollwerk. Auf dem Platz, wo seit 1826 die englische-reformierte Kirche steht, lag früher die um 1621 erbaute Bastion Johannes, so genannt nach dem ehemaligen Hamburgischen Rathsherrn Johann Roden-

borg. Von dort aus lief der Wall längs der Elbe bis zu der Baſtion Albertus, welche dieſen Namen zu Ehren des Rathsherrn Albertus von Eitzen trug, im Volksmund aber der Stintfang genannt wurde. Als Hamburg nach der Franzoſenzeit endgültig aufhörte, Feſtung zu ſein, blieb die Anhöhe, auf welcher die Baſtion Johannes gelegen hatte, beſtehen. Dieſelbe wurde nun vom Volk „de Katt“ genannt. Auch die ſich bis zum Eichholz erſtreckenden Ueberreſte des alten Walls waren ſo hoch geblieben, daß man von ihnen aus den Leuten, welche die Häuſer an der Straße Johannisbollwerk bewohnten, in die Fenſter der erſten Etagen hineinſehen konnte. Unterhalb des Walls an der Elbe befand ſich damals ein breiter Sumpf, der von dem Hafen durch eine Palliſadenwand abgetrennt war. Gegenüber dem Kuhberg aber lag das Waſſerthor, unter welchem man auf einen mit Bohlen bedeckten Platz hinaustreten konnte, in deſſen Mitte ſich eine zum Waſſerholen dienende Oeffnung befand. Weiter konnte man damals längs der Elbe nicht gelangen, ſondern mußte ſich rechts wenden, um über dem Wall nach dem Millernthor, oder durch die Straße Eichholz nach dem Schaarmarkt zu kommen. Im Jahre 1838 und 39 wurde, nachdem das Johannisbollwerk abgetragen worden, die längs des Hafens führende, bis zum Jonas reichende Quaimauer erbaut und ſomit ein nach St. Pauli durchgehender Weg geſchaffen, der nur zur Thorſperrezeit durch das neue Hafenthor abgeſchloſſen wurde.

Im Hafen, gegenüber den Vorſetzen, erhob ſich das um 1655 erbaute Blockhaus Neptunus, das mit der am weſtlichen Grasbrook liegenden Baſtion, das hölzerne Wams, durch eine lange, aus Brettern gefertigte Laufbrücke in Verbindung ſtand. Neptunus war ein kleines,

hoch auf Pfählen ſtehendes, mit einem Thürmchen geſchmücktes Gebäude, welches ſich umgeben von den zahlreichen Schiffen, beſonders bei Mondbeleuchtung höchſt romantiſch ausnahm. Im Jahre 1852 iſt auch dieſes Stück aus dem alten Hamburg der Umgeſtaltung des Hafens zum Opfer gefallen. Fuhr man mit einer Jolle an Neptunus vorüber, längs der öſtlichen Fortſetzung der Vorſetzen, die ja Baumwall genannt wird, was freilich noch im vorigen Jahrhundert in Damenbegleitung nicht räthlich war, da die Matroſen nach einem alten Herkommen, beim Erſcheinen einer Frau im Hafen die Schiffsglocken zu läuten begannen und die weiblichen Beſucher mit ſchlimmen Schimpfworten und ärgerlichen Liedern begrüßten, ſo kam man zu dem an der Ecke des Baumwalls und Steinhöfts liegenden Baumhauſe. Daſſelbe war, nachdem man ein ſchon früher daſelbſt ſtehendes älteres, kleines Gebäude abgeriſſen hatte, im Frühjahr 1662 von dem Baumeiſter Hans Hamelow erbaut worden. Der Hamburger Rath hatte Hamelow zuvor Holland bereiſen laſſen, damit er dort ein paſſendes Modell zu einem ſolchen Hauſe ſuchen konnte. Der Baumeiſter war denn auch bald zurückgekehrt und hatte mehrere Riſſe von ähnlichen Gebäuden mitgebracht, worauf ſogleich der Bau in Angriff genommen wurde. Der Grund mußte aus dem Waſſer heraus mit großen Steinen, unter vielen Koſten aufgemauert werden, während man das Gebäude ſelbſt auf große Pfeiler ſtellte. Das ſechzig Fuß lange und vierzig Fuß breite Baumhaus enthielt unten ein großes Gaſtzimmer unter deſſen Decke Krokodile und andere abentheuerliche Ungeheuer, ſowie ein Kanoe mit einem ausgeſtopften Grönländer hingen, während ſich im erſten Stock außer vielen kleineren Zimmern ein großer für zweihundert Perſonen reichender Speiſeſaal befand, deſſen Decke mit einem ſchönen See-

treffen bemalt war. Oben auf dem Dach ſtand noch eine große, nach draußen mit Gallerien verſehene Stube, von der man eine herrliche Ausſicht über Hafen und Stadt genoß. Im Jahre 1837 errichtete Schmidt aus Altona auf dem Dach des Baumhauſes einen optiſchen Telegraphen, der im Volksmunde der lange Konrad hieß und welcher Hamburg mit Cuxhaven über die Stationen Altona, Köſterberg in Blankeneſe, Stade, Klintberg bei Hechthauſen und Dobrock verband.

Die Wirthe, welche das Baumhaus von der Kammer in Pacht hatten, ſchenkten dort Wein, ſowie viele fremde, beſonders engliſche Biere und hielten nebenbei einen lebhaften Handel mit appretierten Stockfiſchen. An den Mittwochen im November ließ der Wirth zwei Ochſen ausſpielen, wobei jeder Theilnehmer einen Thaler einzuſetzen hatte. Nach Beendigung des Spiels wurde den Betheiligten ohne weitere Bezahlung ein Eſſen, die ſogenannte Ochſenmahlzeit gegeben, wobei ein Gericht Stockfiſche, die in dieſem Hauſe ſtets vorzüglich zubereitet wurden, eine ſtehende Schüſſel bildete, wie ſich denn die Gaſtwirthe der Hafengegend von jeher in der Herſtellung von allerlei Schiffsſpeiſen, als „Pannenfiſch," der ja der alten Sage nach von den Schiffsköchen erſt durchgekaut wurde, um der Mühe des Gräten-Ausſuchens überhoben zu ſein, dann „Labskauſch" (ein Eſſen aus gehacktem Pöckelfleiſch, Kartoffeln und Zwiebeln) und was dergleichen ſeemänniſche Gerichte ſonſt ſein mochten, beſonders auszeichneten. Der erſte Wirth des Baumhauſes hieß Hinrich Böſt, die letzten dort am Ende des vorigen und Anfang dieſes Jahrhunderts wirkenden Pächter aber Wiedemann, Haſtedt und William Peterſen. Das Baumhaus iſt um 1857 abgebrochen worden.

Am Baumhauſe befand ſich früher die Landungstreppe, an welcher alle Fremden, die von jenſeits der Elbe kamen,

den ersten Fuß auf Hamburger Boden setzten. Am 4. Oktober 1797 Abends 5 Uhr ließ sich der seit vier Jahren in österreichischer Gefangenschaft gehaltene, berühmte ehemalige Feldherr Marquis de la Fayette an dieser Treppe ansetzen und ging dann mit seiner Frau und seinen zwei Töchtern den Baumwall entlang bis zur Ecke des Stubbenhuks, wo sie nebst ihrer Begleitung, die aus den Generälen Mauburg und Bureau de Bucy nebst Gefolge bestand, in Kutschen stiegen, um nach des Herrn Parish Haus in der Deichstraße zu fahren. Hier befand sich schon Sr. Excellenz der Kaiserliche Minister nebst dem Major Auerheimer, die hier schon am Tage vorher eingetroffen waren, um de la Fayette, der auf seiner Reise nach Holland in Kaiserliche Gefangenschaft gerathen war, seine gänzliche Freiheit zurück zu geben, wofür er sein Ehrenwort abzugeben hatte, nach Amerika abreisen zu wollen.

Der Baumwall bildete zur Zeit, als das Michaeliskirchspiel noch nicht zur Stadt gehörte, das äußerste Ende der Befestigungswerke, welche unsere Stadt nach der Elbe zu schützen. Da, wo jetzt das Haus von Canel und Sohn steht, wurde 1557 zur Verstärkung des Walles eine mit Schießscharten versehene Mauer errichtet. Der damalige Stadtgraben, das jetzige Fleet hinter dem Stubbenhuk, war daselbst durch eine befestigte Wehr von der Elbe abgeschlossen. Eine gedeckte Brücke lief nach den Vorsetzen hinüber. Als später mit dem neuen Michaeliskirchspiel auch die Vorsetzen zur Stadt kamen und dieselben nun innerhalb der neuen, um 1620 erbauten, weithin ausgerückten Festungswälle und Stadtgräben lagen, ist die gedeckte Brücke, nachdem sie noch eine Reihe von Jahren bestanden hatte, endlich doch eingegangen, so daß Mancher, der schnell von den Vorsetzen nach dem seit 1712 abgetragenen und bebauten Baumwall eilen wollte,

erſt den Stubbenhuk hinunter, über Schaarthorsbrücke und Steinhöft, wie der nach dem Schaarthor zu belegene Theil des Walles nun genannt wurde, gehen mußte, welcher Umweg denn ſehr verdrießlich geweſen iſt.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wohnte in dem ſchon oben erwähnten Thurmhauſe der Vorſetzen der angeſehene Kaufmann und große Rheder Berend Rooſen. Rooſen war ein Mitglied jener Religionsſekte, die ſich die Menoniten-Gemeinde nannte und deren Anhänger, weil ſie außerordentlich zuſammenhingen, von dem Volk, das ja draſtiſche Vergleiche liebt, mit aneinanderklebenden Klöſen verglichen wurden. Man rief deshalb die Menoniten Klütjen, wie man auch den an der Nordſeite der Reeperbahn laufenden Weg, auf dem die Hamburger Mitglieder dieſer Gemeinde nach ihrer auf der Freiheit in Altona belegenen Kirche gingen, Klütjenſtieg taufte. Auch ſchalt man die im gemeinſamen, ſummenden Geſpräch nach ihrem Gotteshauſe Wandelnden wohl Hummeln, weshalb auch die am Ende des Klütjenſtiegs in die Nachbarſtadt hineinführende Einfahrt das Hummelthor genannt wurde und die daneben liegenden zwei Wirthshäuſer große und kleine Hummel hießen.

Zu dem genannten würdigen Herrn Berend Rooſen iſt nun eines Abends, nachdem das Geſchäft geſchloſſen worden, der Küper des Hauſes ins Kontor getreten. Hat den Herrn Berend nun ſchon die feierliche Miene, welche ſein Arbeiter aufgeſetzt hatte, befremdet, ſo hat er mit noch größerem Erſtaunen die feſttägliche Kleidung betrachtet, welche der biedere Mann angelegt hatte. Als der Kaufmann nun den ängſtlich vor ihm Stehenden, der unabläſſig aus Verlegenheit die Kappe, welche er in der Hand trug, ſich um ſich ſelbſt drehen ließ, in freundlichſter Weiſe, wie es ſeine Art war, fragte, was denn ſein Begehr ſei, faßte der arme Menſch ſich

ein Herz und ſagte: „Herr Rooſen, ik kumm mit ne grote Bitte to Ihnen, ik will nämlich um de Hand von den Herrn ſin Dochter anholen“. Bei dieſer Rede iſt es dem großen Rheder denn doch zu Muthe geworden, als ob ihn ein Donnerſchlag getroffen hätte. Das Blut ſtieg ihm gewaltig zu Kopf und er hat grade dem Menſchen ob ſeiner unglaublichen Dreiſtigkeit eine nicht allzuſanfte Antwort ertheilen wollen, als ihm plötzlich der Gedanke ins Herz gezogen iſt, daß die wahre Liebe ja weder Armuth, Reichthum, noch Standesunterſchied kennt, weshalb ſie auch alle Hinderniſſe beſiegt. Im weichen, wenn auch bekümmerten Ton hat Herr Rooſen dann den ihm als braven Mann bekannten Küper gefragt, an welche ſeiner beiden Töchter er denn ſein Herz verloren habe?

Ob dieſes unerwartet ſchnellen Entgegenkommens hat ſich das Gram umſchleierte Auge des wackeren Freiwerbers plötzlich aufgehellt und mit friſchem Muth hat er geantwortet: „Ne min leeve Herr Rooſen, dat wär denn doch en bitten to utverſchamt, wenn ik mi ook noch een von de Beiden utſöken will. Ne welke de Herr mi von ſin Döchters gewen will, ſall mi recht ſin!“

Ob dieſer Antwort iſt dem Herrn Berend denn ein Stein vom Herzen gefallen und er hat geſagt: „Na Hinrich de Leew ſitt doch noch bi Di nich ſo recht faſt, denn ſlaa Di de Heirathsgedanken man ut'n Kopp“, was der ehrliche Arbeiter denn auch mit einem zufriedenen „ganz wol Herr Rooſen“ ſofort gethan hat.

Bald darauf aber hat eine der Rooſen'ſchen Töchter eine denn doch etwas beſſere Parthie gemacht, als es die Ehe mit dem Hausküper geweſen wäre und iſt mit ihrem Gemahl nach dem Steinhöft gezogen. Da hat es denn den alten Herrn Berend oft verdroſſen, wenn er den jungen Leuten raſch eine Stippviſite machen wollte und nun bei ſeiner karg bemeſſenen Zeit

erſt den langen Umweg über den Stubbenhuk machen ſollte. Kurz entſchloſſen, wie er war, hat er eines Tages zu Rath ſupplicirt, ob man es ihm erlauben wolle, auf ſeine Koſten eine Laufbrücke von den Barſetzen nach dem Baumwall hinüberzulegen und ſo das Michaelis- mit dem Nikolaikirchſpiel zu verbinden. Zu damaliger Zeit hat der Rath, wenn es kein Geld gekoſtet hat, ſolche Verbeſſerung der Verkehrswege mit freundlichen Augen angeſehen und deshalb auch ſofort gern ſeine Erlaubniß ertheilt, worauf der Rheder um 1773 die Brücke, welche von ihm den Namen Rooſenbrücke erhielt, aus Holz erbauen ließ. Dieſe Brücke aber iſt, da das Wehr am Ende des Baumwalls längſt fortgenommen war und man den ehemaligen Stadtgraben nunmehr als Herrengrabenfleet dem Verkehr übergeben hatte, ſo eingerichtet worden, daß die, ihre Waaren in das Herz der Stadt führenden Ewer auch wenn ſie mit Maſten verſehen waren, die nicht niedergelegt werden konnten, unter derſelben durchpaſſieren konnten. Zu dieſem Zweck war die Rooſenbrücke mit einem Mechanismus verſehen, durch welchen der mittlere Theil derſelben bei dem Durchfahren eines bemaſteten Schiffes in die Höhe gewunden werden konnte. Unſere alten Kunſtſchloſſer aber hatten in dieſem Windewerk grade kein Meiſterſtück geliefert. Wollte ein Schiffer unter die Brücke durchfahren, ſo hatte er zuvor die Hafenrunde auf der Wolfgangwache zu verſtändigen, und deren Kapitain vier Schillinge zu bezahlen, desgleichen dem alten, abgedankten, für dieſes Amt beſtimmten Officianten zwei Schillinge auszukehren, worauf das zu dem Mechanismus gehörende ſchwere Rad nach der Brücke geſchleppt wurde. Nunmehr begann das große Werk. Langſam, ganz langſam ſtieg nach zahlreichen Umdrehungen des Rades der mittlere Theil der Brücke in die Höhe, ſo daß die Durchfahrt für das Schiff frei

wurde. Setzte ſich der Ewer nun aber in Bewegung, um die Einfahrt zu paſſieren, ſo raſſelte durch das Abgleiten der Kette plötzlich die Brücke wieder nieder und die Siſyphosarbeit begann von Neuem, um erſt nach vielen gleichen Fehlverſuchen endlich zu gelingen. Während der langen Zeit, den dieſer ſo oft unterbrochene Prozeß in Anſpruch nahm, hatten ſich ſowohl auf der Seite des Baumwalls, wie der Vorſetzen eine große Zahl Leute angeſammelt, welche die Brücke paſſieren wollten und nun ungeduldig auf die endliche Erledigung dieſes Spieles warteten. Vergebens waren die im Lauf der Jahre vielfach unternommenen Verbeſſerungsverſuche. Die Mechanik blieb fehlerhaft, weil etwas am Grund verſehen war. Erſt die um 1875 erbaute neue, eiſerne Brücke, die im Gegenſatz zu der alten auch von Wagen benutzt werden konnte, machte den Verdrießlichkeiten ein Ende.

Der Verkehr an den Vorſetzen hat durch die in Folge des Zollanſchluſſes nothwendig gewordene Verlegung des Hafens ſehr gelitten. Die Lage der Straße an der Hauptader Hamburgs bürgt aber dafür, daß ſie dereinſt wieder eine noch jetzt ungeahnte Bedeutung gewinnen wird.

12.

Vom Hamburger Taback-, Kaffe- und Theetrinken.

Als die Europäer angefangen haben, ſich nicht nur der bisher benutzten ſpirituöſen Anregungsmittel, ſondern auch der in andern Welttheilen üblichen Reizmittel, als der Tabacks-pflanze, des Kaffes und Thees zu bedienen, haben dieſe Waaren auf ihrem Siegeszug durch die Welt zuerſt mit in Hamburg feſten Fuß gefaßt, da unſere Stadt ſchon früh vermöge ihrer Lage und Bedeutung mit zu den Etappen der großen Heerſtraße gehörte, auf welcher die neuen Eroberer in das Herz Europas hineinmarſchierten.

Der Taback iſt bei uns ſchon in der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts allgemein beliebt geworden, ſo daß ſein Gebrauch ſelbſt unter den geringen Leuten einen derartigen Umfang annahm, daß die Geiſtlichkeit gegen das neue Laſter, wenn auch vergeblich geeifert hat. Man hat das neue Kraut damals einentheils aus Pfeifen geraucht, was man auch in Hamburg allgemein „Taback trinken“ nannte, wie denn noch 1663 E. E. Rath in einem Mandat gegen die Entheiligung des Sonntags von dem „Ueberſaufen“ in Toback ſpricht, anderntheils aber hat man die Blätter gekaut, was beſonders bei den Schiffs-

leuten großen Anklang gefunden hat. Auch der Schnupftaback hat sich von Jahr zu Jahr mehr Freunde erworben und sich besonders bei der Damenwelt eingeführt, so daß die Zeitschrift „Der Patriot“ vom Jahre 1725 berichtet, daß man hier damals über fünfzig verschiedene Arten von Schnupftaback kannte und täglich neue Sorten auftauchten, um dem verschiedenen Geschmack der Hamburger Nasen zu genügen.

Von Tabacksorten suchte hier in der Mitte des vorigen Jahrhunderts am meisten der virginische Taback gerauchte, der nach der Güte zwischen zwei und vier Schillingen das Pfund kostete, während Feinschmecker den Kanaster wählten, dessen Preis zwischen vierundzwanzig und vierzig Schillingen schwankte. Daneben führte man auch schon deutsche Sorten, wie Frankfurter, Hessischen und Pfälzer, wie auch billige Fabrikate, die unter bestimmten Marken gingen, wie Hahn-Toback, Lux-Toback und vor allem den noch heute bekannten »Petum optimum supter Solem« (das beste Kraut unter der Sonne,) welchen man scherzweise „Peter optimum“ nannte, vielfach verbraucht wurden.

Die Hamburger Tabackskaufleute, welche Deutschland mit den importierten, überseeischen Sorten versorgten, haben schon frühzeitig große Umsätze gehabt, wie denn von dem Tabackshändler Hinrich Bartels aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts berichtet wird, daß er jährlich für über 100,000 Mark Waare umsetze, was ihm den schönen Reingewinn von durchschnittlich 25 000 Mark pro Anno abwarf. Noch heute blüht eins dieser alten Tabacksgeschäfte, die Firma Justus, welche am 29. September 1723 gegründet wurde und deren Specialität „Justus-Kanaster“ schon im vorigen Jahrhundert in ganz Deutschland sehr geschätzt wurde.

Als Tabackspfeifen liebte man früher allgemein die holländiſchen Thonpfeifen, von denen das Dutzend der längſten, die ſogenannten Kontorpfeifen, mit 8 Schillingen bezahlt wurde. Eine ſolche mit Kanaſter geſtopfte Pfeife aber koſtete vor hundert Jahren in den Hamburger Kaffehäuſern einen Schilling.

Das Rauchen auf offener Straße war im vorigen Jahrhundert bei uns unter den geringeren Leuten recht gebräuchlich, ſo daß man auf dem Jungfernſtieg nicht nur ſtets zahlreiche Männer, ſondern ſogar Frauen mit brennenden Pfeifen antreffen konnte. Nur die Thore durfte man, ſo lange Hamburg noch Feſtung war, nicht mit brennender Pfeife paſſieren, wie denn die übermüthigen Handwerksburſchen, wenn ſie eingehüllt in Tabacksqualm auf Stuhlwagen zum Thor hinausjagten, häufig Anlaß zu Beſchwerden gaben. War ſo das Tabacksrauchen auf der Straße ſtets erlaubt, ſo läßt ſich die Entrüſtung der Hamburger denken, als im Jahre 1802 der Polizeimeiſter von Axen verbot, auf den Straßen Altonas mit brennenden Tabackspfeifen zu gehen und unnachſichtlich jedem Hamburger der beim Beſuch der Nachbarſtadt gegen dieſes Mandat ſündigte, die Pfeife wegnehmen ließ. Dieſes geſchah ohne Anſehen der Perſon, ſo daß ſogar eines Tages einem angeſehenen Hamburger, dem Bürger an der Gaſſenordnung, Herrn Kaſpar Knoop, als er im offenen Wagen rauchend durch Altona fuhr, die werthvolle mit Silber beſchlagene Meerſchaum-Pfeife konfiſciert wurde. Vergebens bat der allgemein bekannte Mann perſönlich den Polizeimeiſter, ihm ſein Eigenthum zurückzugeben. Als Alles umſonſt war, beſchloß Knoop ſich zu rächen. Es beſtand ein Gebot, daß in Hamburg, um Stockungen zu vermeiden, die Wagen nicht lange ſtillſtehen durften, ſondern hin und her zu fahren hatten. Nun aber ließen die reichen Altonaer Kaufleute, wenn ſie die Hamburger Börſe beſuchten, ihre

Equipagen bisher unbeanstandet auf dem Marien-Magdalenen-Kirchhof halten. Als Vorgesetzter der Gassenordnung benutzte unser Kaspar Knoop das oben erwähnte Mandat und ließ sämmtliche Altonaer Wagen wegen Uebertretung der Gesetze mit Beschlag belegen, zum größten Verdruß der von der Börse kommenden Herren, welche nun zu Fuß nach ihrer Heimathsstadt hinaus wandern mußten. Das half. Sofort gingen die großen Altonaer Kaufleute zu Herrn von Axen und machten ihm die Hölle so heiß, daß er schleunigst Kaspar Knoops Lieblingspfeife wieder heraus gab, worauf die Equipagen wieder frei gegeben wurden und nun auch ferner zur Börsenzeit auf ihrem alten Standplatz halten durften. Das Verbot des öffentlichen Tabackrauchens wurde dann ebenfalls aufgehoben und man durfte wieder auf Altonas Straßen mit brennender Pfeife gehen, wenn dieselbe schon zur Verhütung von Feuersgefahr mit einem Deckel versehen sein mußte. Man sang damals:

„Viktoria wir haben wieder
Das Straßenrauchen frei,
Hoch leb' der Chef, hoch alle Glieder
Der braven Polizei!"

Und in einem anderen Liede hieß es:

„Raucher laßt laut ein Loblied ertönen,
Frei dampf' man wieder in Altona Tabak,
Hamburgs und Altonas wackeren Söhnen
Tanzen vor Freuden die Species im Sack."

Desgleichen nach der Melodie: „Gesundheit Herr Nachbar".

Neuer Willkommen.

„Willkommen auf's neue aus Hamburg Ihr Herr'n!
Ihr wißt ja, es seh'n Euch in Altona gern
Die Bäcker, der Wurstler, der Krüger, der Brauer!
Die Wurst ward uns stinkend, das Bier ward uns sauer,
Das Brot ward uns schimmlig, Ihr kamt ja nicht her,
Und machtet uns Tonnen und Vorrath nicht leer,
Gott Lob! Ihr kommt wieder, das freut uns recht sehr!"

Dank ſei es dem Himmel, Madam Polizei
Giebt wieder das Rauchen auf Straßen uns frei!
(Verſteht ſich, mit lauter gedeckelten Pfeifen,
Denn Ordnung muß herrſchen, das läßt ſich begreifen!)
Friſch Bier, friſcher Schnaps, friſche Wurſt, wie bisher,
Auch Brot genug! eßt und trinkt alles leer!

Die Hamburger.

Da ſind wir nun wieder in Alt'na bei Euch,
Zu eſſen, zu trinken, was immer das Zeug
Mag halten. Wir können Euch doch nicht ganz laſſen,
Wir wiſſen, Ihr pflegt unſer Geld nicht zu haſſen;
Und darum uns auch nicht, nun gebt nur brav her,
Gern ſchlürfen und ſchlucken wir alles Euch leer.
Kommt nur einſt nicht wieder ein Querſtrich daher.
Nun luſtig, wir jubeln: Wenns immer ſo wär!"

Nachdem ſpaniſche Häuſer ſchon hin und wieder ihren Hamburger Geſchäftsfreunden der Kurioſität halber Cigarren zum Präſent gemacht hatten, wurde in Hamburg ſelbſt erſt um das Jahr 1788 die erſte Cigarrenfabrik angelegt, welche zugleich das erſte derartige Geſchäft in Deutſchland war. Etwas ſpäter that ſich das neue Gewerbe auch in Bremen auf. Der erſte Hamburger Cigarrenfabrikant war der Bürgerkapitain Hans Hinrich Schlottmann, der ſein Geſchäft im Rademachergang Nr. 134 betrieb. Anfangs fand die neue Art des Rauchens wenig Freunde, aber gegen Schluß des Jahrhunderts begann ſie mehr und mehr in Mode zu kommen, ſo daß Alles auf den Straßen Cigarren zu rauchen begann, wie es denn in einem zu Anfang dieſes Jahrhunderts erſchienenen Liede heißt:

„Oft ſchmaucht mit Fleiß ein Straßenbengel
Den ſcharfen Tabacksdampf
Ins Angeſicht dem zart'ſten Engel,
Vor Schreck kriegt ſie den Krampf.

Mit den Cigarros wars noch ſchlimmer!
Wo Volkes Menge war,
Flog mancher Brand dem Frauenzimmer
Ins Zeug und in das Haar".

Die hier damals erzeugten Cigarren waren hauptſächlich aus Maryland-Taback angefertigt und koſteten im Jahre 1809 bei den damals ſchon ſehr zahlreichen hieſigen Fabrikanten das Dutzend zwei bis acht Schillinge.

Mit den billigen guten Tabacken ſollte es hier aber bald ein jähes Ende nehmen, denn laut Dekret Napoleons vom 29. December 1810 iſt die Tabacksfabrikation fortan unter franzöſiſche Regie genommen worden. Die verwendeten Tabacke mußten auf franzöſiſchem Boden gezogen ſein, mit Ausnahme eines Funfzehntels, der aus fremden Blättern beſtehen durfte. Vom 1. Juli 1811 an ſollten in Hamburg von eigens dazu beſtellten Regie-Agenten nur Taback und Cigarren verkauft werden, welche aus den Kaiſerlichen Manufakturen ſtammten, bei Strafe von tauſend Franks und Konfiscierung der betreffenden Waare. Die Sache verzögerte ſich jedoch durch die viele Zeit beanſpruchenden Vorbereitungen. Erſt im Winter 1811—12 legten die Franzoſen Beſchlag auf alle Tabackswaaren und brachten dieſelben verſiegelt nach dem großen Duncker'ſchen Speicher, wo ſie von der Regierung angekauft wurden. Bis die geplanten Regie-Einrichtungen fertig geſtellt waren, überließ man den bisherigen Verkäufern einige Pfunde Taback, welche in Tüten gethan wurden, die mit einem blauen Zettel beklebt waren, welcher anzeigte, daß der Inhalt nationaliſierter Taback ſei. Der Tabackshändler wußte ſich zu helfen. War eine ſolche Tüte leer, ſo klebte er den vorſichtig losgelöſten blauen Zettel auf ein anderes Packet mit Taback, welches er aus Altona hereingeſchmuggelt hatte. Dieſen Manipulationen wurde

durch die, Mitte Mai 1812 eingetretene vollständige Tabacksregie ein Ende gemacht. Von jetzt an wurden öffentlich nur jene schlechten und theuren Cigarren verkauft, welche für Hamburg in den Kaiserlichen Fabriken in Bremen fabriciert wurden, während Feinschmecker sich heimlich auf dem Wege des Schmuggels das schwer vermißte, geliebte, echte Kraut zu verschaffen wußten, natürlich nur gegen Zahlung außerordentlich hoher Preise.

Manches blühende, hiesige Tabacksgeschäft ging in Folge der Regie für immer ein, andere Kaufleute, die es aushalten konnten, sistierten ihr Geschäft, oder bissen in den sauren Apfel, indem sie von selbstständigen Fabrikanten zu Tabacks-Debitanten der Regie hinabstiegen, wie der obengenannte Schlottmann, der fortan den Regierungstaback vertrieb und vom Bürgerkapitain zum Kommissair der Polizei des achten Arrondissements überging.

Nach Beendigung der Fremdherrschaft begann bald das so einträgliche Tabacksgeschäft in Hamburg wieder aufzuleben. Schon am 25. Juni 1814 kündigte Justus an, daß er seine, unter der Firma Jochim Christian Justus bekannte Tabacks-Fabrik wieder im Hopfensack 72 eröffnet hätte und im Juli machte der bisherige Tabacksdebitant der Regie Rosenhauer, in der kleinen Johannisstraße 14, bekannt, daß er von jetzt ab wieder Kanaster das Pfund für sechs Mark, Barinas und Orinokko für drei Mark acht Schillinge, leichten Petit Kanaster für 16—28 Schillinge, feinen Portorito für 24 Schillinge, Louisiana für 16—20 Schillinge, feinen Petum für 10—20 Schillinge, feinen Rappe für 12—40 Schillinge verkaufe und Havanna-Cigarren für 24 Schillinge, Maryland Cigarren aber für 4—12 Schillinge das Dutzend abgeben werde.

Der Kaffe iſt Ende des funfzehnten Jahrhunderts vom äthiopiſchen Hochlande nach Arabien gekommen, aber erſt 1554 errichtete man in Konſtantinopel die erſte Bude, wo Kahwa, wie dies Getränk urſprünglich hieß, ausgeſchenkt wurde. Um das Jahr 1652 eröffnete man das erſte noch jetzt beſtehende Kaffeehaus in London. War aber erſt der Kaffe in der engliſchen Hauptſtadt eingeführt, ſo mußte er auch bald nach Hamburg kommen, dafür ſorgten ſchon die hier anſäſſigen Herren vom engliſchen Kourt, die jeden neuen Luxus, der in ihrem Vaterlande aufkam, ſofort in der Fremde mitmachten. Deshalb kann es uns nicht wundern, wenn wir ſchon bei von Hövelen in ſeinem um 1668 erſchienenen Buch „der uralten Stadt Hamburg Hoheit“ leſen, daß man damals auf dem Einbeckiſchen Hauſe Kawa ſchenke. Das erſte Kaffehaus aber wurde in Hamburg ebenfalls durch einen Engländer und zwar im Jahre 1677 gegründet, während ein Holländer hier bald darauf eine gleiche Schenke aufthat. Ihm folgten mehrere Unternehmer, die wohl alle ihre Häuſer im Umkreis der alten Börſe hatten. Dieſe Kaffehäuſer ſchenkten gleichzeitig Thee und bald wurde es unter der hieſigen, vornehmen Männerwelt Sitte in einer ſolchen Schenke, wie z. B. in dem, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ſehr beliebten „Alcenſoſchen Hauſe“ Nachmittags eine Taſſe Thee zu trinken und dazu beim Rauchen einer Pfeife Taback die Zeitung zu leſen, oder zu konverſieren. Aber auch in Privathäuſern fanden die neuen Getränke Eingang, da die Frauenwelt dem Kaffe und Thee ſchnell Geſchmack abzugewinnen wußte. Schon um 1713 wird uns in einer hier erſcheinenden Wochenſchrift berichtet, daß in allen wohleingerichteten Hamburger Haushaltungen die Morgenſtunde von zehn bis elf Uhr dazu verwandt würde, um Bohea-Thee zu trinken und „der Patriot“

vom Jahre 1724 macht ſich darüber luſtig, daß nach den Mahlzeiten ein Paar Stunden mit Kaffe- und Theetrinken zugebracht würden. In Nummer 26 derſelben Zeitſchrift erzählt ein Schriftſteller, daß er eines Morgens einen Freund auf deſſen Garten beſucht habe und nachdem er den Luſtgarten ſattſam beſehen und bewundert hätte, in eine Laube geführt worden ſei, wo die Töchter des Hauſes mit einem Theetiſch, nebſt allem Zubehör auf die Herren warteten. Der Beſitzer des Gartens fragte nun ſeinen Gaſt, ob er lieber mit ſeinen Töchtern Thee, oder mit ihm etliche teutſche Kräuter verſuchen wolle. Er tränke Thee von Salbey, Meliſſe und Ehrenpreis, die er bald gemiſcht, bald einzeln zur Herſtellung ſeines Getränkes benutze. Augenſcheinlich aus Höflichkeit gegen den Gaſtgeber wählte der Beſucher für dieſes Mal den Meliſſenthee, deſſen lieblicher, der Citrone ähnlicher Geſchmack ihm denn auch recht wohl gefiel. Man ſprach dann noch über die Verachtung alles Inländiſchen gegenüber dem Fremden und, daß ſo Viele keinen Tag ohne Thee, Kaffe und Schnupftaback zubringen könnten.

Die Idee, die neuen Getränke durch einheimiſche Gewächſe zu erſetzen, welche ja natürlich unfruchtbar bleiben mußte, weil unſere Kräuter nicht die wirkſamen Beſtandtheile jener ausländiſchen Erregungsmittel, das Koffein und Thein enthalten, entſprang aus dem damaligen hohen Preiſe des Kaffes und Thees, von dem der erſtere hier zu Anfang des vorigen Jahrhunderts mit drei Mark acht Schillingen, der letztere gar mit zwölf Mark zwölf Schillingen bezahlt wurde. Der Theekeſſel hieß deshalb in alten Zeiten im Volksmunde nur „de Bankruttenketel,“ weil das theure Theetrinken und ein ſchwelgeriſcher Lebenswandel, der zum Falliſſement führte, identiſch waren, wie denn noch ein ſpäteres Hamburgiſches

Räthſel auf dieſe ehemalige Anſicht Rückſicht nimmt, indem es vom Theekeſſel ſagt:

„Geſelle mancher ſtiller Freuden,
Genoſſe der Geſelligkeit,
Dich mögen alle Frauen leiden,
Du Sprößling der modernen Zeit.
Zwar früher war Dein Ruf hier übel,
Als führteſt Du Bank'rott herbei,
Doch heute ſteht die große Zwiebel
Bei Reich und Arm, ganz einerlei.
Nun wirſt Du mich gewiß doch leicht erkennen,
Sonſt muß man Dich mit meinem Namen nennen!"

Im Laufe des vergangenen Jahrhunderts iſt der Preis für Kaffe und Thee mehr und mehr geſunken, da immer zahlreichere Kaufleute das gewinnreiche Geſchäft unternahmen, die begehrten Waaren zu importieren und Hamburg und das Inland damit zu verſorgen. Viele Wirthſchaften begannen jetzt auch dem Geſchmack der Hamburger Rechnung zu tragen und neben geiſtigen Getränken, Thee, Kaffe und Chokolade zu ſchenken, ſo daß E. E. Rath daran erinnern mußte, daß nach dem Artikel 37 der Akciſe-Ordnung bei 100 Thalern Strafe dieſe Getränke nur in den Kaffehäuſern verkauft werden dürften, welche das Privilegium hierzu erworben hätten. Auch gab die hieſige Obrigkeit um 1743 ein Mandat heraus, daß ſich in den Kaffe- und Theeſchenken an Sonn- und Feiertagen erſt von 4 Uhr ab, alſo nach der Kirche die Gäſte niederlaſſen durften, bei 15 Thalern Strafe für Gäſte und Wirth.

Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts koſtete in den Kaffehäuſern die Taſſe „Coffee", wie es damals hieß zwei Schillinge, ein Glas warmer Thee mit Zuſatz von ſogenanntem Kapillair-Syrop, der ſchon damals nicht mehr aus der Pflanze Frauenhaar verfertigt wurde,

ſondern aus Nachlauf und Orangeblüthenwaſſer beſtand, zwei bis drei Schillinge, eine Taſſe Chokolade aber vier Schillinge.

Auch in den Privathäuſern wurde der Thee von den Frauen in außerordentlich großen Quantitäten getrunken, ſo daß der Keſſel mit Waſſer auf dem, in der Stube ſtehenden, mit ausgebrannten Kohlen angefüllten Konfort faſt nie mehr aus dem Kochen kam, da man es liebte immer wieder den Theetopf friſch aufzuſchenken. Der Thee wurde nämlich hier keineswegs ſo ſtark wie in England getrunken, ſondern mehr nach holländiſcher Mode immer wieder friſches Waſſer über die ſchon ausgenutzten Blätter gegoßen, wobei denn die Quantität die Qualität erſetzen mußte. Vergebens warnten die Hamburger Aerzte vor dem hier üblichen übermäßigen Theegenuß, da derſelbe leicht Nervenſchwäche und Blutarmuth hervorriefe, die hieſige Frauenwelt hielt es mit den holländiſchen Doktoren, welche wie Doktor Bontekoe, der angeblich von der Oſtindiſchen-Kompagnie beſtochen, den Thee als wahre Panacee für alle Leiden empfahl, oder mit Dr. Valentin, der gar ein lateiniſches Lobgedicht auf den Thee verfertigte, deſſen Ueberſetzung in deutſche Verſe, welche eine Hamburger Wochenſchrift des vorigen Jahrhunderts brachte, allgemeinen Beifall fand. Es hieß da u. A.:

„Willſt Du der Geſundheit pflegen,
Und vor Krankheit mancher Art
Bis ins Alter ſein verwahrt,
Laß Dir dies ſein angelegen:
Recipe
Edlen Thee,
Der verſchafft durch ſeine Tugend,
Daß wir werden wie die Jugend.

Wo der Magen iſt geſchwächet,
Wo Dein Blut entzündet iſt,
Und Du krank im Haupte biſt,
Wenn Du auch zu viel gezechet,
Recipe
Edlen Thee,
Der befreiet Haupt und Magen
Gar geſchwind von allen Plagen.

Will Dich Gicht und Scharbock quälen,
Greift das Zipperlein Dich an,
Daß kein Arzt Dir helfen kann,
Dieſes Mittel wird nicht fehlen,
Recipe
Edlen Thee,
Der wird Deinen lahmen Füßen
Ihre Schmerzen bald verſüßen.

Summa alles, was da kränket
Unſer Leib und Glieder all,
Deren beiden ohne Zahl,
Und was nur zur Krankheit lenket,
Nimmt ohn' Weh
Weg der Thee,
Drum ſo preiſe ſeine Kräfte
Höher, als die Lebensſäfte!"

Der Thee war im Anfang unſeres Jahrhunderts noch ſo ſehr Modegetränk, daß damals ſelbſt in jenen Wirthſchaften, wo ſpäter Wein und Porter die Loſung war, nur Thee gefordert wurde.

Auch vom Kaffe wurden im vorigen Jahrhundert von den Hamburger Damen täglich zahlreiche Taſſen vertilgt. Immer wieder wurde der Freundin, welcher man bei der Einladung an's Herz gelegt hatte: „Aber komm' zum Kaffe" die Taſſe wieder gefüllt, bis auch die unerſättlichſte Kaffeeſchweſter zuletzt nicht mehr dagegen ankonnte und zum Zeichen, daß alles weitere Nöthigen [illegible]lich ſei, die Taſſe umſtülpte, gegen welches ſymboliſche

Zeichen es denn keinerlei Einrede mehr gab. Zum Kaffe goß man Rahm, oder wie es bei uns heißt „Room", während man das zum Versüßen dienende Stück Kandiszucker gern beim Trinken in den Mund nahm.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts stieg der Kaffe in Folge der allgemeinen Theuerung sehr im Preise und wurde am Schluß des Jahres 1806 noch kostspieliger, weil, nach voraufgegangener Besetzung Hamburgs durch die Franzosen, die Douanen das Hereinbringen von englisch-indischen Waaren zu verhindern suchten. Als aber 1810 der Tarif von Trianon erschien, welcher durch die auf den Kaffe gelegte Abgabe den Preis desselben noch höher trieb, war derselbe für die meisten Hamburger nicht mehr zu erschwingen. Unsere heutigen enormen Kaffepreise werden uns erträglicher erscheinen, wenn wir hören, daß im Herbst 1812 ein allerdings feiner, gebrannter Kaffe das Pfund mit zweiundsiebenzig Schillingen bezahlt wurde. Die meisten Hamburger nahmen nun ihre Zuflucht zu Surrogaten. Man trank „deutschen Kaffe" das Pfund zu 6 Schillingen, „neuen Kaffe," der obschon hiesigen Ursprungs doch dem indischen ganz gleich an Geruch und Geschmack sein sollte und doch nur eine Mark kostete, ferner „aufrichtigen Gelbewurzelkaffe", das Pfund neun Schillinge, „Graupenkaffe" das Pfund sechs Schillinge u. s. w.

Die ungeheure Preissteigerung des Kaffes und Zuckers bewirkten, daß in der verdienstlosen Zeit eine Menge von Leuten es als Geschäft betrachteten, die verbotenen Waaren durch die gebildete Douanenkette nach Hamburg hineinzuschmuggeln. Diese Schmuggler hießen Kaffeträger, Schuckelmeier oder Schuckler, von dem Wort Schochermain, das in der Gaunersprache schwarzes Wasser bedeutet. Das Thor, durch welches man die Waaren einschmuggelte, war in erster Linie das Millernthor,

da zu den anderen Eingängen der Stadt, wegen der in der Umgegend lagernden Douanen-Pikets, ſchwer hin zu gelangen war. Jenſeits des Stadtgrabens hatte man übrigens das Millernthor durch Palliſaden ſo eingeengt, daß Jeder, der es paſſieren wollte, an einem kleinen, mit Douanen belegten Wachthäuschen vorbei gehen mußte. Erſchien der in die Stadt Wollende verdächtig, ſo wurde er ſofort von den Grünröcken ins Haus geführt und durchſucht, was bei weiblichen Perſonen von den Frauen der Douanen geſchah. Die Waaren wurden von den Schmugglern aus Altona eingebracht, da Dänemark ja bis 1807 mit England im Frieden lebte, ſo daß dort alle Kolonialwaaren zu den früheren, mäßigen Preiſen zu haben waren. Als aber ſpäter der König von Dänemark England den Krieg erklärt hatte, blieb Altona dennoch die Hauptbezugsquelle der Schuckler, da von Helgoland aus, das eine wahre Niederlage aller engliſchen Waaren bildete, ein ungeheurer Schleichhandel mit den Küſten der Herzogthümer getrieben wurde.

Die Hamburger Kaffeträger arbeiteten nicht für eigene Rechnung, ſondern für gewiſſe Hamburger Geſchäfte, von deren Beſitzern ſie hohes Gehalt erhielten und außerdem Procente von dem glücklich Durchgeſchuckelten bezogen.

Ein ſolcher Hamburger Krämer, von dem man ſich zuflüſterte: „he lett drägen“, hatte übrigens bedeutende Beſtechungsgelder an die Douanen ſpringen zu laſſen, damit ſie die Augen zudrückten. Man erzählt, daß ein bekannter hieſiger Hauptſchuckler während der franzöſiſchen Herrſchaft nach und nach eine halbe Million Mark an Trinkgeldern den Zollwächtern auszahlte. Aber trotz dieſer ungeheuren Speſen, welche auf der geſchmuggelten Waare ruhten, lieferten die Händler, welche „drägen“ ließen, wie z. B. Breit am Krayenkamp, Kaffe und

Zucker unendlich viel billiger, als jene Geschäfte, welche den gesetzmäßigen Zoll entrichteten. Betrug dieser doch z. B. für ein Pfund Vanille sechszig Thaler.

Die Schuckler verbargen die Waaren, welche sie durch das Thor schmuggeln wollten, an ihrem Körper und machten ihre Toilette theils in Altona, theils auf St. Pauli in den leer stehenden ehemaligen großen Ställen der spanischen Truppen. Mittelst des Kaffes, Zuckers und Tabacks stopfte man sich künstlich Brüste, Waden, Lenden oder Höcker aus und schüttete auch wohl den Kaffe in die Schuhe, den Sirop in die Stiefel. Auch in den Equipagen verbarg man die Waaren, wie denn der Kutscher des bekannten Hamburger Arztes Moldenhawer in der Höhlung seines Kutschbockes lange ohne Wissen seines Herrn glücklich zollpflichtige Dinge in die Stadt hineinschuckelte, bis die Sache verrathen wurde und es seinem Herrn bald sehr schlecht gegangen wäre. Ja, es sind sogar Leichenbegängnisse damals arrangiert worden, bei welchen die Träger anstatt der Leiche einen mit Kaffe gefüllten Sarg durch das Thor brachten.

Nach Beendigung der Fremdherrschaft sank der Kaffe plötzlich außerordentlich im Preise, ja wie bei jedem Rückschlag unterschätzte man jetzt sogar den Werth desselben, so daß die ersten Kaffeauktionen im März 1814 keinen Erfolg hatten, da die Käufer gar zu gering boten. Nach und nach ordnete sich die Sache aber und bald konnte auch der geringe Mann wieder seinen Lieblingstrank schlürfen. In den folgenden Jahren kam mehr und mehr die Mode auf, daß die Familien, welche im Sommer eine Landparthie machten, in den Wirthschaften der Umgegend ihren Kaffe selbst kochten. Man nahm den gemahlenen Kaffe in einer Tüte mit und suchte ein Lokal, welches, wie z. B. Peter Lübbe auf der hohen Luft, einen Zettel ausgehängt hatte mit der Inschrift: „Heißes Wasser

zum Kaffekochen!“ Nachdem dann die größte, braune Kaffekanne, welche die Wirthshausküche aufzuweiſen hatte, ausgeſucht worden war, trichterte man den Kaffe eigenhändig, wofür man eine Kleinigkeit zu zahlen hatte. Brot, Zucker und Kuchen wurden ebenfalls vom Hauſe mitgebracht, ſo daß der Wirth nur den „Room“ zu liefern hatte. Bis hierher war der Verdienſt des Gaſtwirthes alſo nur ein äußerſt ſchmaler. Sein Weizen blühte erſt, wenn die Männerwelt an dem Kaffe kein Vergnügen mehr fand und Grog oder Punſch verlangte. Ein Lied von Julius Völcker vom Jahre 1853 „De vole Hamborger“ beſingt dieſe Mode folgendermaßen:

„Gung ſünſt een Borger Sündags ut
Mit ſine Fro un Göhren,
Harr he den Kaffe in de Tut,
Se drög den Sucker geern.
Se kofft denn bi den Bäcker Groth
För 3—4 Schilling Kaffe-Brot
Un buten up de hooge Luft
Eu Ketel kakend Water,
De koſt veer Schilling, dat' ſo pufft,
De Göhrn, de ſpeelt denn Bader,
So'n Sündag koſt, genau bedacht,
Den Dolen en Schilling föben bit acht.“

Die Theetrinkerinnen Hamburgs aber, welche ſelbſt keinen Garten beſaßen, mietheten ſich für den Sommer in einer Wirthſchaft vor dem Thor eine ſogenannte Theelaube. Außer einer Laube, welche ſtändig für ſie freigehalten wurde, erhielt die Mietherin einen kleinen Schrank drinnen im Gaſthauſe, in welchem ſie unter Verſchluß ihren Thee, ſowie das nöthige Geſchirr und Gedeck aufbewahren konnte. Der Wirth lieferte nur Theewaſſer und den Rahm. Solche Theelauben befanden ſich vor allen Thoren, ſo bei Berdien, an der Alſter 36, vor dem

Dammthor, bei Hagedorn, oben Borgfelde 16, bei Meyer, ſpäter Thege, am Steindamm 175, wo der Garten an die große Allee ſtieß und an andren Orten mehr.

Kaffe und Thee werden heutigen Tags ſowohl in den Privathäuſern, wie in zahlreichen Kaffehäuſern und neumodiſchen Wiener-Kaffes in angemeſſener und mäßiger Weiſe genoſſen. Auch die Volkskaffehallen haben ihre zahlreichen Beſucher, obſchon die Hoffnung, daß der Alkoholgenuß durch den Kaffe verdrängt werden wird, eine eitele iſt. Mit dem Cigarrenrauchen aber wird leider ein großer Mißbrauch getrieben, da daſſelbe hier einen ungeheuerlichen Umfang angenommen hat. Der am Stabe einherwankende Greis, wie der kleinſte Junge, der Laufburſche, der Schlachtergeſelle, Brotträger und Lieferant anderer Lebensmittel, desgleichen der allerärmſte Arbeiter dampft jetzt von früh bis ſpät auf der Straße ſeine Cigarre, ohne Rückſicht darauf zu nehmen, ob er die zu überbringenden Waaren in unappetitlichſter Weiſe durch Cigarrendampf und Tabacksſaft beſudelt. Dieſe kleine Unbequemlichkeit iſt aber gegenüber dem erhebenden Bewußtſein, daß das goldene Zeitalter angebrochen ſei, leicht zu ertragen. Daß dem aber ſo ſein muß, wird uns klar, wenn wir ſehen, daß trotz der faſt unerſchwinglichen Preiſe der Lebensmittel auch der Geringſte beſtändig Geld in der Taſche hat, das er Tag ein Tag aus in Cigarrendampf verwandeln kann.

13.

Vom Hamburger Dom.

Etwa da, wo jetzt unſer Johanneum liegt, ſtand bis zum Jahre 1806, wo der Abbruch vollendet wurde, die alte, ehrwürdige Domkirche. Vor derſelben, nach dem Speersort zu, befand ſich ein Platz, an welchen Kreuzgänge ſtießen, von denen der mit der Längsſeite nach der Schmiedeſtraße hinaus ſehende ein 132 Fuß langes und 45 Fuß breites von Granitſäulen getragenes Gewölbe bildete, das man die Domhalle nannte. Auf dieſem Platz vor dem Dom wurden ſchon zu von Hövelen's Zeit, alſo um 1668, Tag ein Tag aus allerhand Waaren ausgeboten, welcher Handel ſich mit den Jahren ſo vergrößerte, daß gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zahlreiche Verkäufer und Trödler hier einen Stand errichtet hatten. Beſonders blühte dort das Geſchäft mit alten Kleidern, aber auch allerhand Bücher, beſonders Pamphlete, deren Verkauf vom Hamburgiſchen Rath ſtreng unterſagt war, lagen hier jederzeit offen aus, da das Domkapitel einen Staat im Staate bildete, der ſeine eigene Gerichtsbarkeit hatte, ſomit auf ſeinem Gebiet alles Das geſtatten konnte, was in den übrigen, unter Hamburgiſcher Herrſchaft ſtehenden Straßen verboten war.

Als ſich nach der Reformation auch hier der Gottesdienſt vereinfacht hatte, ſo daß das Schiff des Doms für denſelben genügte, hat die oben genannte, zur katholiſchen

Zeit als Kapelle dienende Domhalle unbenutzt dageſtanden. Alsbald iſt dieſelbe denn auch von den Tiſchlern in Anſpruch genommen worden, indem dieſelben dort eine Mobilien-Niederlage aufthaten und anfingen, daſelbſt Betten, Tiſche und vor Allem Schränke oder Schappen auszubieten, weshalb man die Halle auch Schappendom nannte.

Wenn ſo ſchon alltäglich in der Umgebung des Doms eine kleine Meſſe vorhanden war, ſo iſt daſelbſt, weil das Domkapitel auch die Marktgerechtigkeit beſaß, ein Mal im Jahre ein größerer Jahrmarkt abgehalten worden. Die Hamburgiſchen Kalender des vorigen Jahrhunderts geben einſtimmig an, daß Hamburg nur drei Märkte habe und mit Recht, denn der vierte Jahrmarkt, der Chriſtmarkt, wurde ja nicht auf dem Gebiet der Stadt, ſondern auf dem Grund und Boden des Domkapitels abgehalten, weshalb man ihn auch den Dommarkt oder abgekürzt den Dom nannte. Somit hieß dieſer Chriſtmarkt nicht etwa der Dom, weil er in der Domkirche abgehalten wurde, ſondern weil er gegenüber den Hamburger Märkten der Markt des Domkapitels war.

Alljährlich, acht Tage vor dem Weihnachtsfeſt, ſind zahlreiche Budeninhaber nach der Domkirche gezogen, um in der nächſten Nähe derſelben ihren Stand aufzuſchlagen. Dabei haben ſie es denn ſchon zur katholiſchen Zeit nicht allzu genau mit den ihnen vor der Kirche angewieſenen Plätzen genommen, ſondern ſind mit ihren Verkaufsſtellen weit in die Kirche hineingerückt, ſo daß man zu öfteren Malen die Hülfe des Erzbiſchofs anrufen mußte, um die Zudringlichen zu verjagen. Nach der Reformation aber hat das Domkapitel geſtattet, daß die Kreuzgänge und ſomit auch der Schappendom zum Weihnachtsmarkt benutzt wurden. Zur gedachten Zeit mußten dann die

Tiſchler nach alter Satzung die Domhalle räumen, worauf ſich zwiſchen den Pfeilern derſelben zahlreiche Buden anſiedelten. Vor Allen waren es Zuckerbäcker und Galanteriewaarenhändler, welche dort ihre Waaren ausſtellten, außerdem aber auch die Verkäufer von Hamburger und Nürnberger Puppen, den ſogenannten „Dompoppen“, ſowie die Buchbinder mit ihren Kalendern und Wünſchen. Dieſe Buden beengten die ſchmalen Gänge zwiſchen den Pfeilern ſo ſehr, daß höchſtens zwei Menſchen neben einander gehen konnten, weshalb das Gedränge dort ein ſehr ſchlimmes war, obſchon an allen Ecken Stadtſoldaten ſtanden, welche darauf achteten, daß die Kommenden auf der einen, die Gehenden auf der anderen Seite hinter einander herwandeln mußten. In den erſten Abendſtunden erſchienen dort die Kinder, jungen Mädchen und Herren. Die Kinder lachten, freuten ſich und verſpeiſten die für ſie gekauften Süßigkeiten, während die Erwachſenen pouſſierten oder ſich pouſſieren ließen, einander unter manchen Schäkereien Domgeſchenke machten und endlich in den Rathskeller ſtrömten, um ſo den Abend angenehm zu beſchließen. Hatte die erſte Klaſſe der Dombeſucher die Halle verlaſſen, ſo folgten in ſpäterer Abendſtunde zahlreiche geringere Leute. Zugleich mit einfachen aber ehrbaren Hamburgern zog dann aber eine Menge Geſindel beiderlei Geſchlechts in die Hallen. Die Letzteren hielten ſich nicht lange in dem erhellten Schappendom auf, ſondern ſuchten für ihr lichtſcheues Treiben die dunklen Räume der Kirche ſelbſt auf. Dort hockten auf den Grabſteinen der alten Mönche und Ritter Verkäufer von heißen Würſten, oder Schankwirthe, welche Grog und Punſch brauten und durch die Verabreichung der berauſchenden Getränke die Roheit der Menge nur noch mehr anfachten. Am Grabmal des Grafen von Schauenburg, das im Mittelpunkt der Domkirche lag und vom

Volk „der breite Stein“ genannt wurde, trafen dann in dieſen Abendſtunden die verſchiedenen Zünfte, wie Brauerburſchen, Schlachter und Zuckerbäckerknechte, die oft unter einander in Streit lagen, zuſammen, nachdem ſie ſich ſchon am Tage vorher regelrechte Fehdebriefe zugeſandt hatten. Da begannen denn an dem geheiligten Ort furchtbare Schlägereien. Hin und her wogte der mit Knütteln ausgefochtene Kampf durch die ganze Kirche. Zahlreiche Verwundungen fielen vor und manches Blut floß, bis es der einſchreitenden Soldateska endlich gelungen war, die Erbitterten zu trennen. In dem dabei ſtattfindenden Gedränge aber machten gewiſſe Menſchen regelmäßig ein gutes Geſchäft, nämlich die Taſchendiebe. Ueber die Dom-Ernte dieſer Leute berichtet ein Lied des vorigen Jahrhunderts, welches ſeiner Zeit viel beachtet wurde und früher in Aller Munde war. Es heißt:

Niklas und ſin Dom.

Niklas und ſin Dom
De gungen beid' in den Dom,
Um ſik wat to köpen.
Niklas wurd ropen:
Muſchü blief he ſtaan!
Will he wieder gaan,
Un den Dom dörſlieken,
Will he nich eens kieken?
Seh he, wat hier is!
Glöv he man gewiß,
Dat hier düſſe Waar,
De hier openbar
För ſin Angeſicht
Hell vör Augen ligt,
Em ward't wol gefallen.
Günn he doch vör allen,
Uns ſin Geld Muſchü!
Sin Dom ſeggt: Beſüh!
Wat ſünd denn de Prieſen?

Lat et Di erſt wieſen!
Is't denn as he ſeggt,
So betaal wat recht!
Niklas wär bald eenig,
Et dünkt em man wenig,
Wat he hebben will,
Sin Wunſch is bald ſtill,
Nun ſall Geld ook klingen,
Un de Büdel ſpringen,
Man, wo ſchrock he ſik,
Als ſe em de Fick
Weggeſneden harren,
O, wo deb he blarren,
Denn mit düſſem Snitt,
Gung ſin Geld ook mit.
Oom ſeggt: Heff Geduld,
Ik will Dine Schuld
Wol för Di betaalen,
Is Din Geld Di ſtaalen,
So heff ik noch wat;
Tein mal mehr als dat
Heff ik bi mi ſteken.
Oom vergung dat Spreken,
Denn ook Oom ſin Geld
Wär in alle Welt.
He wär ganz verſchrocken,
Dat he ſo betrocken.
Oom ſeggt: Leewe Klas,
Dat is mal en Spaß!
Harr ik den det ſtaalen,
Ik wul em betaalen.
Niklas ſeggt to Oom:
Lat uns ut den Dom
Nu to Huuſe petten,
Hier is nicks to retten,
Un dran dä'n ſe klook.
Dat ſeggt Mutter ook,
As to Huus ſe keeren,
Un Trien, de narrſche Deeren,
Lach Klas darto wat ut,
Se wär ſin vole Brut.

Ne Trientje, seggt de Dom,
Dat will'k nich webber boon,
Dat ik mi lat wat steelen,
Niklas Din oole Dom
Geit nich noch mal na'n Dom!

Während in den auf Viti und Feliciani abgehaltenen, vierzehn Tage dauernden, Hamburgischen Jahrmärkten auch Fremde wie die Altonaer und Bergedorfer hier mit ihren Handswerkserzeugnissen, oder Brot und Eßwaaren ausstehen durften, wurden die Buden im Dom nur an Hamburger Bürger und Einwohner vermiethet, wie sich auch das löbliche Krameramt stets regte, wenn um diese Zeit Fremde mit ihren Waaren hier anlangten, um dieselben in ihren Absteigequartieren auszubieten und die Eindringlinge kraft ihres Rechtes gar bald wieder zu vertreiben wußte.

Laut Reichsdeputationsbeschluß vom Jahre 1802 wurden die Besitzungen des Domcapitals an den Hamburger Staat übertragen, während die dem Dom gehörenden Dörfer Poppenbüttel und Spitzersdorf dem König von Dänemark zu Theil wurden. Der von da ab Hamburgisch gewordene Christmarkt, ward nunmehr in den Kalendern unter den hiesigen Märkten aufgeführt und hat derselbe, nachdem er um Weihnachten 1804 nach dem Gänsemarkt verlegt worden, aus alter Gewohnheit den Namen „Dom" behalten.

Wenn schon im vorigen Jahrhundert einzelne Geschäfte keinen Stand im Schappendom hatten, sondern einen Weihnachtsverkauf in ihrem Laden in der Stadt veranstalteten, was man den Dom in seinem Hause abhalten nannte, so begann von nun an diese Sitte allgemeiner zu werden. Viele bessere Geschäfte errichteten zu dieser Zeit in ihren Häusern Ausstellungen, während diejenigen Händler, welche Waaren von geringerem Werth feilhielten,

ihre Buden auf dem Gänſemarkt aufſchlugen. Auch fremde Handelsleute kamen nunmehr zur Weihnachtszeit hier an, da ſie von jetzt ab ihre Waaren auf dem ja Hamburgiſch gewordenen Dommarkt ausſtellen durften. Zu ihnen gehörte der hier eine Reihe von Jahren hindurch allgemein beliebte und bekannte Kaufmann Muſtapha, welcher die damals bei unſern Damen ſo beliebten, lange Zeit ihren Wohlgeruch behaltenden, echten Roſen- und Ambraperlen führte und dieſelben nebſt andern fremdländiſchen Bijouterien während der Domzeit in ſeinem Logis in der großen Reichenſtraße im Hanſeatiſchen Hotel beim Gaſtwirth Marr ausſtellte.

Während der franzöſiſchen Fremdherrſchaft hat der Dom von Jahr zu Jahr mehr an Bedeutung verloren, bis er in der furchtbaren Weihnachtszeit des Jahres 1813 ganz erloſch. Aber ſchon 1814 begann er wieder aufzuleben. Die Buchhandlungen von Perthes und Beſſer am Jungfernſtieg, Vollmer ſowie Gundermann in der Bohnenſtraße, und Reßler auf den großen Bleichen zeigen zum Chriſtfeſt dieſes Jahres Weihnachtsbücher an. Als Specialität bietet G. Ruſche an der Ecke des Reß unter Hotel Kaiſerhof eine Sammlung der wichtigſten Zerrbilder aus, welche von Rosmäsler junior zu Ehren des Herrn „Noch Jemand und Conſorten“ (Napoleon, Davouſt u. ſ. w.) erſchienen. Rickheim am Jungfernſtieg gegenüber der Kunſt hat eine Ausſtellung von Induſtriewaaren, desgleichen Friedericke Borſch am Alſterthor, Hans Hanſen Pors aus Jütland auf der Conſtantinsbrücke bietet Wollwaaren an, Schildt am Schaarſteinweg Spielwaaren, ſowie Joh. Hauvels in der großen Johannisſtraße und Dobſon ebendaſelbſt, gegenüber dem Krameramthauſe, die beliebten engliſchen hölzernen Puppen, während Gaetano Govi aus Volterra in Toskana ſeine in der Bohnenſtraße ausgeſtellten Alabaſterwaaren empfiehlt.

Auch am Gänſemarkt ſind wieder Buden errichtet. Gleich rechts von der Kunſt ſteht die berühmte Vierſchillingsbude, daneben der bekannte Kuchen-Burmeſter mit Bremer und Braunſchweiger Honig-, Zucker- und Pfefferkuchen, wie Orangenäſſen auf Oblaten, Bonjes, Hirſchhorn- und Pflaumentorten. Der alten Stadt London am Jungfernſtieg gegenüber hat Peter Laban ſeine Schirme aufgeſtellt, während die Bude Lieffering, welche in derſelben Straße gegenüber dem Poſthauſe ihren Stand hat, die feinſten böhmiſchen Perlen, Herzen und Kränze in den verſchiedenſten Kouleuren aufweiſt.

Für die Unterhaltung der Domwanderer ſorgte der Mechaniker Lewiſon, welcher bei Cordes im König von Dänemark an der Ellernthorsbrücke mechaniſche, pyſiſche und magnetiſche Vorſtellungen gab, während ſeine Schweſter Mademoiſelle Lewiſon die Zuſchauer durch gymnaſtiſche Leiſtungen zu vergnügen ſuchte. Auch Profeſſor Suhr hatte ſeine optiſchen Panoramen durch die Darſtellung des Zuges der Hanſeaten über die lange Brücke nach Harburg, das abgebrannte Blankeneſe u. ſ. w. vervollſtändigt, während der Konditor J. D. Wilm am Berge gegen 8 Schillinge Entree eine Kunſtarbeit aus Traganth ausſtellte.

Von nun an nahm der Straßendom von Jahr zu Jahr einen größeren Umfang an. Anfang der zwanziger Jahre beſchränkte er ſich nicht nur auf den Gänſemarkt, ſondern erſtreckte ſich von der Konſtantinsbrücke bis zum Ende des alten Steinwegs und ſchon 1823 wurden Kuchenbuden auf dem Großneumarkt ſelbſt errichtet. Der Ausruf im Steinwegs-Dom war „Kuddelmuddel,“ worunter man allerlei kleine Spiel- und Kurzwaaren verſtand, wie z. B. das in Wachs hergeſtellte Bild der „ſchainen Marjanne“ das 1824 für vier Schillinge das Stück auf dem Steinweg ausgerufen wurde, oder die ſich lange Zeit hindurch in der Kinderwelt einer großen

Beliebtheit erfreuenden Rosinenmänner, kleine aus Rosinen und getrockneten Pflaumen, hergestellte Puppen, denen man einen Kragen von Papier um den Hals gebunden hatte, wodurch sie Hamburgischen Würdenträgern ähnlich sein sollten. Der verschämte Ausruf, der sein Bedauern aussprach, daß man den, einen Oberalten oder Senator darstellenden Rosinenmann für so geringes Geld ausbot, lautete:

„So'n Mann mit'n Kragen
Ich derf es kaum sagen,
Kost man een Schilling!"

Statt der Tannenbäume brachte man in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts vielfach sogenannte Pyramiden auf den Weihnachtstisch. Dieselben bestanden aus vier in ein Brett gesteckten, sich oben zu einer Spitze vereinigenden Stöcken, die man mit Tannenreisern umwickelt hatte. Die Spitze schmückte eine mit Schaumgold überzogene Lehmkugel, über welcher eine Fahne aus Flittergold prangte, während die Pyramide selbst mit bunten Papierschnitzeln verziert war. Unten auf dem mit Moos bedeckten Fußbrett aber lag eine roh aus Thon geformte Figur, meist Genovefa mit der Hirschkuh. Die Eltern, welche solche Pyramide erstanden, hängten, zum Entzücken der damals noch weit genügsameren Kinderwelt einige mit Schaumgold überzogene sogenannte „Suckerdaler" sowie ein Paar „Benitkringel" hinein, befestigten an der Pyramide kleine blecherne Leuchter, die von den zur Weihnachtszeit in den Ecken hockenden armen Kindern erstanden waren, welche dieselben unter dem monotonen Ruf „twolv blickerne Wihnachtslichter förn Schilling" ausboten und waren, wenn sie die darauf gesteckten dünnen Wachskerzen angezündet hatten sicher, daß die Jugend entzückt und sprachlos die ihr

beſcheerte Herrlichkeit anſtaunen und beſonders den ehrfurchtsvollen Blick nicht von der im geheimnißvollen Halbdunkel ruhenden Genoveſa abwenden würde.

In den zwanziger und dreißiger Jahren wurde es immer mehr Sitte, daß die Konditoreien zur Weihnachtszeit Kunſtwerke aus Zucker und Traganth anfertigten. Man ſtellte das Paradies, Jannacks Wintergarten oder irgend ein Tagesereigniß dar. So hatte um Weihnachten 1826 der Konditor Gericke, auf den Bleichen die furchtbare Schlacht zwiſchen den Türken und Griechen bei Miſſolunghi aus Mehl und Waſſer nachgebildet. Man ſchwärmte damals hier ſchon lange für die Griechen, welche Vorliebe man dadurch äußerlich kund gab, indem man Ypſilanti-Pfeffernüſſe aß und Ypſilanti-Hoſen trug, weshalb auch Gericke's „Miſſolunghi“ bald zum Tagesgeſpräch wurde. Alles ſtrömte nach den Bleichen und der kunſtfertige Konditor ſtand ſich gut dabei. Noch Anfang der ſechsziger Jahre fanden ſolche Weihnachtsausſtellungen bei dem Konditor Waitz am Alſterdamm ſtatt, die gegen ein Eintrittsgeld von zwölf Schillingen zu beſichtigen waren.

In höchſter Blüte ſtand der Gänſemarktsdom in den funfziger Jahren. Ich erinnere, wie ich als Knabe zur beginnenden Domzeit ſtundenlang auf dem Gänſemarkt ſtand und der Errichtung der einzelnen Buden mit hohem Intereſſe zuſah. Ob es regnete oder ſchneite, ob ein eiſiger Wind über den Platz fegte, berührte mich und meine Kameraden wenig. Wir wankten und wichen nicht, damit uns ja nichts von dem erhabenen Schauſpiel verloren ginge.

Allen Domausſtellern voran erſchien, unfehlbar wie die Schwalbe im Frühjahr, mit jedem neuen Weihnachten Friederike Möller aus Braunſchweig. Eins, zwei, drei war ihre elegante Bude aufgeſchlagen und ſchon nach

wenigen Stunden ſtand Friederike ſauber gekleidet hinter ihrem Kuchentiſch und forderte mit weitſchallender, im Braunſchweigiſchen Dialekt ertönender Anſprache die Vorübergehenden auf, ſich mit Honigkuchen, Pariſer Pflaſterſteinen, Sprungfedern, Roſennüſſen, gefülltem Kaiſerkuchen, ja mit Kanonenkugeln aus Sebaſtopol zu verſorgen. Ihr folgte in bedächtiger holländiſcher Langſamkeit der berühmte Jan de Bruin aus Amſterdam, von den Kindern allgemein Janje Prünje genannt. Ebenſo feſt und gediegen wie Janje Prünje ſelbſt war ſeine aus Holz hergeſtellte Bude. Mit großer Sorgfalt und Ruhe, als ob das Gebäude Generationen überdauern ſollte, wurde Brett an Brett gefügt und das Häuschen mit einem Schornſtein und Ofen verſehen. Endlich war alles fertig, worauf Janje ſich in Weiß kleidete, während ſeine Frau, die wacker bei der Aufſtellung mitgeholfen hatte, ihren Arbeitsanzug mit einer Feſttagskleidung vertauſchte und dieſelbe zum Schluß durch ein weit hinausleuchtendes, holländiſches Kopfblech krönte. Alsbald fing der Schornſtein an zu rauchen und ein ſich in der ganzen Umgegend verbreitender Schmalz-Geruch kündigte weit erfolgreicher, als jede Anpreiſung in Worten es thun konnte, an, daß die erſten Waffeln zum Genuß bereit ſtänden. Nun langte Bude auf Bude an. Da waren die Spielwaarenhändler mit Zauberflöten, auf und nieder klappenden Hexentreppen, Glock- und Hammer-, Poch- und Affenſpielen. Dann kam der Mann mit den alten vertrockneten, angebohrten und wieder mit Waſſer aufgefüllten Kokusnüſſen, der ſein „Kokosnöt, all mit Melk, oder keen Geld“ unabläßlich laut erſchallen ließ. Auch der Händler mit den wurmſtichigen Feigen, dem vom Seewaſſer beſchädigten Dattelhaufen, der unter dem Namen „Dattelmatſch“ große Anziehungskraft beſaß, erſchien auf der Bildfläche. Vor Allem aber imponierte uns ſein

Manna, eine in Röhren ſitzende, klebrige, mit abgeſtorbenen Spinnen reichlich vermiſchte ſchwarzbraune Maſſe, welche von uns Kindern mit hohem Genuß durchgekaut wurde, wie ſein ſtets verſtaubtes Johannisbrot, eine Frucht, von welcher der Verkäufer rühmend ſagte: „Dat is dat ſogenannte Jehannisbrot, ganz wat fins!“

Nun erſchien auch die Frau, welche in dem ehrenvollen Bewußtſein, das alleinige, echte Recept zu den tadelloſen Kientjes zu beſitzen, jede Anpreiſung verſchmähte. Ihre Waare ſprach für ſich ſelbſt, da dieſelbe ſich unter den Zähnen der Jugend unendlich lang ausziehen ließ. Ihre Konkurrentin, deren Fabrikat dieſe für einen echten und gerechten Kientje unerläßliche Eigenſchaft nicht beſaß, zog den für ihren Verkaufsartikel geforderten Dreiling ſtets vorſichtiger Weiſe vorher ein, damit die von ihr betrogenen, argloſen Kinder mit ihren unfehlbar erfolgenden Reklamationen nichts ausrichten konnten. Welcher tiefe Seelenſchmerz ergriff uns, wenn der von dieſer Frau ſo theuer erkaufte Kientje, trotz aller Anſtrengungen, wie ein Klumpen Blei im Munde liegen blieb, ohne ſich verlängern zu laſſen, aber wie furchtbar war auch unſere Rache, wenn wir ſtundenlang vor der betrügeriſchen Bude ſtehen blieben und durch den immer wieder aus dem Mund hervorgeholten und herumgereichten ſchlimmen Boltje die ſich nahenden kaufluſtigen Liebhaber vor Reinfall zu bewahren wußten. Ebenſo unpopulär war jener Mann, der ganze Tuſchkaſten mit den herrlichſten Farben angefüllt, für einen Schilling ausbot. Wehe dem jungen Maler, der ſeine Habe in dieſem Handwerkszeug anlegte, denn im Hauſe angelangt, konnte er ſich an den erworbenen vermeintlichen Farben die Hände lahm arbeiten, ohne daß ſich auf ſeiner, ihm als Palette dienenden Unterſchüſſel auch nur eine Spur Roth oder Blau zeigte, da die erhandelte Waare aus Kalkſtückchen beſtand, die mit Oelfarbe leuchtend bunt angeſtrichen waren.

Zwiſchen allen dieſen Herrlichkeiten wandelten wir Kinder, nach dem Sprichwort „wer die Wahl hat, hat die Qual“, von Zweifeln geplagt, umher, bis wir endlich unſern Domſchilling glücklich verpraßt hatten. Dann aber zogen wir tiefſinnig von Kuchenbude zu Kuchenbude, mit dem feuchten Finger die mit dem dickſten Zucker beſtreuten Gebäcke betupfend, unter der Frage „wat koſt dat?“ Nach erhaltener Antwort ſchlichen wir, natürlich, ohne etwas zu kaufen, weiter, um heimlich und andachtsvoll an dem ſüß gewordenen Finger zu ſaugen, worauf das Spiel von Neuem begann.

Zwiſchen den genannten Verkaufsbuden ſiedelten ſich von Jahr zu Jahr mehr Etabliſſements an, in welchen den geehrten Herrſchaften, natürlich gegen ein beſtimmtes Entrée, höchſt ſehenswerthe Dinge vorgewieſen werden ſollten. Man ſah dort regelmäßig das berühmte Flohtheater, deſſen glücklicher Beſitzer Leidersdorf, der ſelbſtverſtändlich den Titel Profeſſor führte, beſtändig in eigener Perſon vor ſeiner Bude ſtand und im überzeugungsvollen Bruſtton verſicherte: „Meine Sache iſt rein, meine Flöhe ſind gut!“ Leidersdorf, von Profeſſion ein Goldſchmied, hatte es ſoweit gebracht, die Flöhe durch einen um den Hals gelegten Silberdraht zu feſſeln, während ſeine Konkurrenten den lieblichen Thieren nur einen Ring um den Leib legten. Die Jugend flüſterte ſich, während ſie ehrfurchtsvoll den berühmten Mann anſtaunte, geheimnißvoll zu, daß ſein berechtigter Stolz ſo weit ginge, daß er einem Mann, der den geforderten Eintrittspreis auf einen Sechsling hinabdrücken wollte und, als dies nicht angenommen wurde, den geforderten Schilling richtig hingelegt hatte, mit vernichtendem Hohn vermeldet habe, daß er trotzdem nicht der großartigen Vorſtellung beiwohnen dürfe, da Knicker ſich nicht für den Beſuch eines Flohtheaters eigneten. Der große Flohprofeſſor erlitt 1853

einen ſchweren Schickſalsſchlag, da ihm die allzu hart geknechteten Flöhe ſämmtlich entwichen, worauf er ſich, zur tiefſten Betrübniß ſeiner jugendlichen Verehrer, aus Ingrimm erhängte.

Neben dem Flohtheater hauſte ſtets der ſchreckliche Menſchenfreſſer Ewahuh nebſt ſeinem ebenſo wilden Bruder. Dieſe ſchlimmen Geſellen waren an eine dicke Wagenkette geſchloſſen, deren anderes Ende ein ſehr ſchmächtiger, alter Mann feſthielt, wodurch das Publikum natürlich gegen etwaige Unthaten der nach Blut lechzenden Geſellen vollkommen geſichert war. Nachdem Ewahuh auf einer großen Muſchel zur Schlacht geblaſen und ſein Bruder dazu unter furchtbarem Geheul mit der ihn feſſelnden Kette geraſſelt hatte, auch unter den Klängen einer Drehorgel einen Rheinländer (nach dem Ausſpruch des alten Wächters ſein Kriegstanz) aufgeführt hatte, begannen die beiden Unholde in immer größere Wuth zu gerathen. Ewahuh ſchwang drohend ſeine Keule, während ſein Bruder mit einer ſolchen Kraft an der noch immer von dem Alten krampfhaft feſtgehaltenen Kette zerrte, daß die Zuſchauer jeden Augenblick befürchten mußten, dieſelbe den Händen des ſchwachen Wächters entriſſen zu ſehen, wodurch das Hereinbrechen eines unabſehbaren Unglücks unvermeidlich erſchien. In dieſem kritiſchen Augenblick verkündete endlich der keuchende Greis mit vor Aufregung zitternder Stimme, daß er die Uebelthäter nicht länger zurückzuhalten vermöge und, daß die einzige Möglichkeit, die Wütheriche zu beſchwichtigen darin beſtände, daß man eine Flaſche Branntwein auf die Erde göſſe und die Kanibalen denſelben auflecken ließe, worauf er denn auch unverzüglich einen Teller herumgehen ließ, um ungeſäumt dieſen letzten Verſuch zu machen. Bereitwillig ſpendete Jeder, um das ſich nahende Verderben zu beſchwören, ſeinen Tribut, worauf dann eilig nach dem

Branntwein geſchickt wurde, der denn auch eben noch im letzten Augenblick, als die Kette dem Alten ſchon halb entrißen war, anlangte und auf die Erde gegoſſen wurde. Heulend warfen ſich nun die Entſetzlichen nieder und begannen auf das eifrigſte den vergoſſenen Schnaps aufzulecken, worauf ſie ein großes Freudengeheul ausſtießen, was der Führer dahin verdolmetſchte, daß ſie ihre Wildheit bereuten und ihre Götzen anriefen, die edlen Wohlthäter und Schnaps-Spender zu ſegnen. Hiermit aber habe die Vorſtellung ihr Ende genommen und bäte er um gütige Rekommandation. Alles drängte dem Ausgang zu und bald war die Bude von den Zuſchauern verlaſſen bis auf uns Jungen, die wir noch immer verſteinert daſtanden und die eben erlebte ſchreckliche Scene nochmals an unſerm inneren Auge vorüberziehen ließen. Wer aber beſchreibt unſern Schrecken, als Ewahuh plötzlich wieder hinter dem Vorhang hervorſprang und mit drohender Stimme rief: „Wat wölt Ji hier noch? Hefft Ji nich hört, dat dat uut is? Glik makt dat Ji na Huus kamt!“

Auch der Lappländer Tam-Tam zeigte auf dem Gänſemarkt ſeine religiöſen Tänze. Er hieß im bürgerlichen Leben Moſes Levy und wohnte in der Jakobſtraße, wo er mit alten Kleidern ein ſchwungvolles Geſchäft betrieb. Von dem Steinmenſchen Jami-Sei aber, der dort auch zur Schau ausgeſtellt war, erzählte ſich die böſe Welt, er wäre ein bekannter hieſiger Löwe, der vor Beginn der Domzeit ſeinen nackten Körper mit Vogelleim beſchmierte und ſich dann acht Tage hindurch im Straßenſchmutz wälzte, bis ſeine Haut gründlich inkruſtiert wäre.

Selbſt die berühmte Albino-Dame, welche mit ihren langen, weißen, ſeidenen Haaren und den lichtſcheuen, zugekniffenen, rothen Augen alljährlich den Gänſemarktdom bezog, wagte man anzuzweifeln, denn eines Tages ſtellte ſich ein Zuſchauer vor dieſelbe und rief mit lauter

Stimme: „Dat is min Schoster!“ Jedermann staunte, daß diese würdige Albino-Dame ein Schuster sein sollte, aber der freche Mensch wiederholte so lange mit vollständiger Ueberzeugungstreue seinen Ausspruch „dat is min Schoster“, bis der geängstigte Impresario ihn unter Beistand anderer zur Hülfe herbeigerufener Budenbesitzer an die Luft gesetzt hatte.

Diese Pseudoschaustellungen, aus denen die größte Hälfte der auf dem Gänsemarkt gezeigten Sehenswürdigkeiten bestand, gehörten mit zu den berechtigten Eigenthümlichkeiten des Hamburger Doms. Niemand nahm es übel, wenn er im Dom ein wenig angeführt wurde und lachte weidlich über diese harmlosen Täuschungen. Noch Jahre hindurch hat dieser Dom-Humbug gedauert. Buden, welche in einem Extrakabinet Hamburg bei Nacht zeigen wollten und aus denen man dann nach gezahltem Extra-Schilling durch eine Hinterthür auf den Marktplatz hinaus befördert wurde, wo man allerdings unsere gute Stadt bei Nacht und Nebel, solange es Jedem beliebte, betrachten konnte, waren keine Seltenheit. Auch jene Tempel, an welchen verlockende Inschriften, wie „Der Harem des Großsultans,“ oder „Die Geheimnisse des Paradieses“ prangten, waren häufig. Der Rekommandeur pflegte alte, neugierige Herren zum Betreten seiner Bude zu veranlassen, indem er ihnen geheimnißvoll in's Ohr flüsterte, daß jetzt Amor's schönste Gelegenheit sei, worauf der Gefoppte nach gezahltem Entree einige unter Glas und Rahmen in der Bude aufgehängte Abbildungen von Damenköpfen zu sehen bekam und nun nur Sorge zu tragen hatte, sich möglichst schnell unsichtbar zu machen, um nicht zu dem Schaden noch den Spott zu ernten. Bis Ende der sechziger Jahre florierte im Dom der Torf- und Steinkohlenhändler Gaß aus der Glashüttenstraße, welcher, je nachdem die eine oder andere Schaustellung

mehr begehrt wurde, bald den Feuerfreſſer, bald den Wilden, oder einen Rieſen darzuſtellen wußte. Dieſer Proteus beſaß zu letzterem Zweck ein Paar hohe, vollſtändig ausgefüllte Stiefel, in deren Schaft ſich eine Vorrichtung befand, in welcher er feſten Fuß faſſen konnte. Mit dieſen Stiefeln und einem dazu gehörenden ſehr langen Beinkleid angethan, gab Gaß einen ganz reſpektablen Rieſen ab, angeſtaunt von den Zuſchauern, die er um Stiefellänge überragte. Dieſe kleinen, früher hier üblichen Täuſchungen dürfen in unſerer Alles ernſt nehmenden Zeit nicht mehr ſtattfinden, da man dieſelben als Vorſpiegelung falſcher Thatſachen ſtrafrechtlich verfolgen würde.

Neben den Scheinſchauſtellungen bot der ältere Dom aber auch wirkliche Sehenswürdigkeiten. Da war in erſter Linie das mechaniſche Theater des Herrn Flutiaux, welcher als Vorläufer des noch jetzt bei uns um Weihnachten erſcheinenden Morieux die Kinder der fünfziger Jahre durch die Erſtürmung Sebaſtopols, die Beſchießung Sveaborgs, oder Vorführung der ſieben Wunderwerke ebenſo entzückte, wie die Darſtellungen ähnlicher Inſtitute, welche den Beifall der heutigen Jugend finden. Schon damals traten die künſtlichen Seilſchwenker auf, wie die Vorſtellungen ebenſo wie heutigen Tages mit der Vorführung glänzender Farbenſpiele ſchloß. Ferner waren im Dom gelehrte Hunde, wie „Lelie“ der berühmte Zögling des Herrn von Straalen aus Amſterdam, ausgeſtellt, die mit großer Fertigkeit Domino und Sechsundſechszig ſpielten. Auch fette, meiſt aus der Schweiz ſtammende Damen, außerordentlich ſchwere Rieſenochſen, ſowie Kälber mit zwei Köpfen zählten zu den ſtehenden, reellen Domſehenswürdigkeiten.

Desgleichen gab es hier alljährlich Affentheater, deren Beſitzer zwar im Lauf der Zeit wechſelten, wie denn

in den zwanziger und dreißiger Jahren Trede, in den vierziger Schreier, in den funfziger Bruckmann und ſpäter Schmidt u. A. nach Hamburg kamen, deren Affen ſtets die gleichen Stücke producierten. So luſtwandelte ſchon damals eine Aeffin als Madame Pompadour, indem ſie ſich von einem Aeffchen die Schleppe nachtragen ließ, oder fuhr in ihrem Staatswagen, der zuletzt die Räder verlor, ſpazieren. Desgleichen wurden ſchon damals von den Hunden und Affen Feſtungen geſtürmt und was dergleichen die Kinderwelt entzückende Künſte mehr ſind.

Eine ganz aparte Sehenswürdigkeit hatte der Dom vom Jahre 1861 aufzuweiſen. Am 24. September des genannten Jahres war nämlich ein zu der Kreuzbergiſchen Menagerie gehörender prächtiger Löwe (Prinz) auf dem Transport nach Harburg in der Nähe des Brookthors aus ſeinem Käfig entwichen und hatte ſeine wiedergewonnene Freiheit auch alsbald benutzt, indem er dem Pferd, welches den Wagen mit den Thieren zog, an den Hals ſprang und ſich in deſſen Gurgel feſtbiß. Bei dem Fuhrmann Grund, welchem der Wagen gehörte, diente damals der Knecht Heinrich Rundshagen, welcher mit kaltblütigem Muth dem Löwen eine Schlinge um den Hals warf und denſelben dann unter Beihülfe des Kutſchers Appel erdroſſelte, durch welche Heldenthat Hamburgs Einwohnerſchaft vor einer unberechenbaren Gefahr bewahrt blieb. Während der getödtete Löwe, den man eine Zeit hindurch bei dem Naturalienhändler Linz auf dem Herrengraben ausſtellte, von dem berühmten Konſervator Koch in Offenbach ausgeſtopft wurde, das Pferd aber merkwürdiger Weiſe wieder genas, iſt Heinrich Rundshagen der Löwe von Hamburg geworden. Gefeiert von den Bürgern, von der Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und nützlichen Gewerbe mit

einer goldenen Medaille ausgezeichnet, vom König von Dänemark durch Verleihung der Verdienst-Medaille geehrt, von unserem Senat aber mit hundert Thalern belohnt, sind dem guten Fuhrmannsknecht die allzureichen Ehrenbezeugungen in den Kopf gestiegen, so daß er sich für den merkwürdigsten Mann seiner Zeit hielt und es als Pflicht betrachtete, sich seinen Mitbürgern während der Domzeit in einem dazu auf dem neuen Steinweg gemietheten Zimmer, gegen vier Schillinge Entree, zu zeigen. Als nun auch ein Arbeitsmann das an der Kasse verlangte Eintrittsgeld entrichtete und darauf den gemüthlich dasitzenden Rundshagen eine Weile hindurch beschaut hatte, verlangte er stürmisch den Anfang der Vorstellung, in der Meinung der kühne Fuhrmann würde für das gezahlte Entree die Erdrosselung eines Löwen vorführen. Vergeblich suchte man ihn eines Besseren zu belehren. Der Arbeitsmann bestand auf seinem Schein und gerieth in solchen Zorn, daß die Domvorstellung endlich mit einer solennen Prügelei zwischen ihm und Rundshagen ihren kläglichen Abschluß fand.

Eine große Konkurrenz ist dem Hamburger Straßendom durch die Entstehung der Weihnachtsbazare erwachsen. Im Jahre 1852 eröffneten die Gebrüder Keiling, als Nachahmer von Kroll in Berlin, im hiesigen Apollosaal ihren ersten Weihnachtsbazar unter dem Motto:

„Aufgeschlagen in den Sälen
Stehn die Buden rings herum,
Und es wogt in dichten Massen
Auf und ab das Publikum."

Die für Hamburg neue Idee erregte ein ungeheures Aufsehen und allabendlich fand eine wahre Völkerwanderung nach dem Apollosaal statt. Der in ein Zelt verwandelte Hauptsaal, in dessen Mitte ein Tannenbaum stand, war

rings herum mit Verkaufsläden und Erfrischungsständen besetzt. Das Publikum konnte nun wieder, wie ehemals in der alten Domhalle, mit trocknen Köpfen und Füßen das Domvergnügen genießen. Man promenierte unter den Klängen eines 32 Mann starken, vom Direktor Bernsdorf geleiteten Orchesters, bewunderte im hinteren Saal die Kartenkunststücke des Taschenspielers Demetri Nasumri, oder lachte über Polichinell, der dieses Mal nicht sammelte, weshalb der Führer durch den Bazar von ihm sagte:

„Kultur, die alle Welt beleckt,
Hat sich auf Putschenell erstreckt!"

In der Ecke stand noch ein fleißig benutzter Dynamometer, an welchem man gegen Erlegung eines Schillings seine Kraft erproben konnte. Das war die ganze Herrlichkeit, welche aber die damalige Generation vollauf befriedigte, so daß man sich allgemein höchst günstig über das neue Domvergnügen aussprach.

Im nächsten Jahre gab es im Apollosaal eine neue, verbesserte Auflage des genannten Bazars. Die Säle waren diesmal mit Dekorationen geschmückt, die von den hiesigen Malern Lucas und Witt und dem Künstler Martin aus dem Gropius'schen Atelier, nach Angabe des berühmten Zeichners des Kladderadatsch W. Scholz, hergestellt worden waren. Im Hauptsaal drehte sich um den Christbaum ein von dem Sattler Macarez hergestelltes, aus Fabelthieren zusammengestelltes Kinderkarousel, eine große Neuheit für die damalige Jugend. Der im Sommer erbaute neue Saal aber bot ein Kinderfibeltheater, auf welchem der Hamburger Volksdichter Heinrich Schacht in plattdeutscher Mundart humoristische Bilder aus der Fabelwelt erklärte. Polichinell,

ein Kinderschattenspiel, die damals aufgekommene Schlagmaschine, um die Kraft eines Männerarms zu messen, sowie eine Pistolen-Schießbahn trugen zur Unterhaltung der Gäste bei. Wieder war der Andrang ein sehr großer und die Befriedigung über das von den Gebrüdern Keiling Gebotene allgemein.

Die Erfolge der Besitzer des Apollosaals hatten übrigens die Inhaber anderer großer Lokale nicht ruhen lassen. Schon 1853 brachten die Wirthe des Nationalhôtels Bloth und Sohn und der damalige Leiter des Kolosseums Bentz ganz ähnliche Weihnachtsbazare, während Wörmer den in seinem Biergarten stehenden eisernen Pavillon, durch Aufstellung künstlicher, parfumierter Blumen und Pflanzen, in einen Wintergarten umzuwandeln wußte, in dessen Bosquets zahlreiche Kanarienvögel die Besucher durch ihren schmetternden Gesang ergötzten. Der Wirth Becker vom Hotel Angleterre auf den großen Bleichen aber schmückte seine Glashallen mit natürlichen Bäumen und Blumen, welche letztere transparente Schweizerlandschaften einrahmten.

Im Jahre 1855 wurde die Zahl der Weihnachtsbazare noch vermehrt, indem auch Gödecke und von der Heyde den großen Saal der Tonhalle durch eine von Lucas hergestellte Grottendekoration, sowie durch Umspannung der, die Gallerielogen tragenden Pfeiler mit leichtem Flor, in einen anheimelnden Aufenthaltsort umwandelten, während im kleinen Saal Marionettentheater und auf dem Seil tanzende Hunde die schauluſtige Kinderwelt ergötzten. Im Stratemann'schen Hôtel producierten sich Automaten und in der Erholung befand sich eine Ausstellung der Gesellschaft „Amicitia und Fidelitas" zum Besten armer Kinder, wobei die geschenkten Damenarbeiten verlost wurden. Auch Wörmers

neu errichteter großer Saal war in einen, mit einem Wasserfall und Schiffskarousſel verſehenen, Bazar umgewandelt. Koloſſeum und Unionſaal feierten auch dieſes Mal nicht, während unſer ſchöner Jungfernſtieg-Bazar, wie in früheren Jahren gegen ein Entree von fünf Schillingen durchwandert werden konnte. Man lauſchte dort den Vorträgen der beiden auf den Gallerien konzertierenden Muſikkapellen und konnte ſich ſchließlich für das gelöſte Billet in einem der Läden ein kleines Andenken erwerben. An der Spitze aller Weihnachtsbazare aber marſchierte wieder das Keiling'ſche Unternehmen, da die Beſitzer ſtets für neue Ueberraſchungen zu ſorgen wußten. So führten ſie 1855 große kachierte Figuren vor, welche einen Rieſenhummer und einen A.B.C. Lehrer darſtellten, während ſie im folgenden Jahre einen durch die Säle wandelnden Rieſenſtorch brachten.

Mit der Zeit haben die Beſitzer der Weihnachtsbazare durch immer größere Anſtrengungen, welche ein Jeder von ihnen machte, einander überboten, ſo daß ſie mit der Fülle der Sehenswürdigkeiten, welche ſie brachten, ein gutes Stück Schuld an der Blaſiertheit unſerer heutigen Jugend tragen. Jene einfachen Domfreuden, welche früher die beſcheidenen Kinderherzen beglückten, ſind längſt ein überwundener Standpunkt geworden. Großartige Künſtlervorſtellungen in Sagebiel's Rieſenſälen, glänzende Weihnachtskomödien in unſeren Theatern, unter großem Aufwand an Dekorationen, Ballet und Lichteffekten, ſtumpfen frühzeitig das Kinderauge ab, ſo daß die Welt den heranwachſenden jungen Leuten nichts Neues mehr zu bieten vermag und die Jugend ſchon geſättigt und gelangweilt durch's Leben ſchleicht. Der Straßendom auf dem Gänſemarkt aber iſt im December 1880 zuletzt

abgehalten worden, um im darauf folgenden Jahre nach dem Dammthorwall beim Holſtenthor verlegt zu werden, wo er vereint mit den Domfreuden des Großneumarkts, Pferdemarkts, Zeughausmarkts und Spielbudenplatzes mehr zur Beluſtigung von Erwachſenen aus den unteren Volksklaſſen, als zur Erheiterung der ihm mehr und mehr entwachſenden Kinderwelt dient.

14.

Von einem Hamburger Stammtisch.

„Ja meine Herren, ich ziere mich nicht so, wie der König von Dänemark", sagte der alte Makler Kornelius, als er an seinem Stammtisch Platz genommen hatte und ihm statt des gewöhnlichen Polschen ein Glas der feinen Röthe vorgesetzt wurde, welches das Geburtstagskind Schnackenbeck heute ausgab.

„Welcher König von Dänemark?" ertönte es im Kreise der Stammgäste. „Erzählen Sie doch lieber Kornelius!"

Der alte Kornelius nahm andächtig einen Schluck des edlen Weins, ließ ihn im Mund herumrollen, nickte verständnißvoll und sagte dann:

„Als das neue Krankenhaus in der Lohmühlenstraße noch nicht lange fertig war, ist der König von Dänemark, der grade in Altona zu Besuch war, auch nach Hamburg gekommen, um diese großartige Schöpfung zu besichtigen. Die Verwaltung konnte eben noch zur rechten Zeit verständigt werden, um ein delikates Frühstück herrichten zu können, das sie denn auch dem König, nachdem derselbe alles sattsam bewundert hatte, auftragen ließ. Ob dem König nun durch den Anblick der vielen Leidenden der Appetit vergangen war, oder ob er sich in Altona den Magen verdorben hatte, weiß ich nicht, kurz er lehnte

die ihm angebotene Kollation ab. Darüber hat ſich denn die brave Oekonomin, die ſich noch immer heimlich den Schweiß von der glühenden Stirne wiſchte, denn ſie hatte ſelbſt tüchtig mit zugegriffen, damit Alles recht herrlich gelingen ſollte, ſehr erſchrocken. Ganz verſtört, daß nun ihre ganze Mühe vergebens geweſen, ſtand ſie da und die Thränen traten ihr ſchon in die Augen, als ein Gedanke, der ihr durch den Kopf fuhr, plötzlich wieder ein Lächeln auf ihrem Geſicht hervorrief. Raſch trat ſie auf den König zu und ſagte im begütigenden Ton: „Na Majeſtät langen Sie man ruhig zu, Sie brauchen ſich hier nicht zu genieren!“

Der ganze Stammtiſch lachte, Schnackenbeck aber meinte: „Das klingt ja ähnlich ſo, wie jene Rede, die der Schlachtermeiſter Peterſen einſt an den Däniſchen König richtete. In Altona gab es früher zwei aus Bürgern gebildete privilegierte, berittene Korps, die grüne und die paille, oder gelbe Garde. Den Mitgliedern dieſer zwei Garden, von denen eine jede aus Rittmeiſter, Lieutenants, Adjutant, Kornet, Standartenjunker, Wachtmeiſter, Quartiermeiſter, Auditeur, Korporalen und ſchließlich aus nur 25 Mann Gemeinen beſtand, hat es eine große Genugthuung gewährt, wenn ſie hoch zu Roß in ihren Uniformen und beneidet von den anderen Bürgern durch die Straßen Altonas ſprengen konnten. Nur ein Wermuthstropfen iſt in ihren Freudenbecher gefallen und der beſtand darin, daß an ihrer Spitze keine Trompeter einherritten. Um Trompeter zu beſitzen, bedurfte es nämlich der Königlichen Erlaubniß, aber vergebens petitionierten ſie deswegen nach Kopenhagen, es erfolgte kein Beſcheid. Als nun im Jahre 1823 Frederik der Sechste ſeinen Beſuch in Altona ankündigen ließ und die Grünen ihm, wie es zu ihren Obliegenheiten gehörte, entgegen ritten, um den hohen

Gaſt in feierlichſter Weiſe einzuholen, beſtürmten alle Mitglieder ihren Rittmeiſter, den Schlachtermeiſter Peterſen, den König bei paſſender Gelegenheit, die ſich allerdings nicht ſo leicht finden würde, an die Trompeter-Angelegenheit zu erinnern. Rittmeiſter Peterſen lächelte überlegen und meinte, daß man es ſeinem Takt nur überlaſſen ſolle, die paſſende Gelegenheit ausfindig zu machen und, daß er dann ſchon in dieſer dringlichen Sache eine, ihr Geſuch motivierende Rede halten werde.

Als die Grünen nun den mit ſeinem Gefolge herankommenden hohen Herrn erreichten, formierten ſie ſich und machten die üblichen Honneurs, worauf der König auf den Anführer zutrat und freundlich ſagte: „Nun mein lieber Rittmeiſter, wie geht es denn meiner guten Stadt Altona?“ Jetzt iſt der paſſende Augenblick gekommen, dachte Schlachter Peterſen, richtete ſich militäriſch in die Höhe und entgegnete feierlich, indem er ſalutierte: „Als ich die Stadt verließ Majeſtät, war Alles ruhig, — averſt wo is dat mit de Trompeters?“

Die kleine Erzählung erregte bei den Zuhörern allgemeine Heiterkeit. Kornelius aber ſagte: „Du ſcheinſt den Bürgerſtolz der Altonaer ein wenig lächerlich machen zu wollen mein guter Schnackenbeck und vergißt doch ganz, daß die Hamburger noch viel mehr auf ihr Bürgerthum pochen. Verweigerten nicht, als die erſten Adreßbücher erſchienen, viele unſerer Väter dem Herausgeber ihre Namen, weil ſie es unter ihrer Würde hielten, in dem Adreßkalender zwiſchen kleinen Leuten und Nichtbürgern gedruckt zu ſtehen? Aber noch weit ſpäter bei der erſten Reichstagswahl konnte man einen ehrſamen Hamburger Flickſchuſter nicht bewegen, an die Wahlurne zu treten, indem er den Herren des Agitationskomités, welche mit einer Droſchke vor ſeinem Keller erſchienen, um den Saumſeligen nach dem Wahllokal zu bringen,

antwortete: „Ne meine Herrens, das können Sie mir unmöglich anmoden ſein. Ick bün en Hamborger Borger un demnach is dat min Eer towedder, mit jeden Spudder un Bönhaſen toſamen to wählen!“ — Aehnlich dachte auch wohl jener Hamburger Arbeitsmann, der ſich, ſelbſt wenn er betrunken war, doch ſtets ſeines Hamburger Bürgerthums bewußt blieb. Als er eines Tages wieder des Guten zu viel gethan hatte und durch die Straßen ſchwankte, fiel er unverſehens in ein Kellerloch, in welchem ſchon ein fremder Matroſe ſeinen Rauſch ausſchlief. „Junge mak Platz un lat mi hier liggen“ lallte der Arbeitsmann, „ik bün Hamburger Borger!“

„Das war ein dummer Kerl“ rief Schnackenbeck, „aber in der Dämlichkeit war ihm ein alter Hamburger Hausknecht doch noch über. Ein Hamburger Kaufmann des vorigen Jahrhunderts, der die Sonntage auf ſeinem Garten in Hamm zuzubringen pflegte, beſaß einen außerordentlich beſchränkten Hausknecht, der jede ihm aufgetragene Beſtellung regelmäßig vergaß. So war dem Menſchen ſchon lange der Auftrag geworden, wenn er Sonntags nach dem Garten hinauskam, aus der Stadt Thonpfeifen für ſeinen Herrn mitzubringen, aber jedes Mal, wenn der Knecht draußen anlangte, hatte er den ihm gegebenen Befehl richtig wieder ausgeſchwitzt. Als er nun eines Tages wieder trotz mehrfacher Mahnungen ohne die ſo ſchmerzlich entbehrten Pfeifen ankam, riß ſeinem Herrn die Geduld und er wurde ſofort wieder den weiten Weg zur Stadt zurückgeſchickt, um das Vergeſſene zu holen.

„Ich wette,“ meinte der Kaufmann zu ſeiner Frau, „daß der Menſch es noch zehn Mal auf dem Wege vergißt, was er bringen ſoll.“

„Nein Vater,“ unterbrach ihn ſein zwölfjähriger Sohn, ſei nur ohne Sorge, dieſes Mal vergißt Chriſtian ſicher die Pfeifen nicht!“

Der Knabe hatte Recht. Nach mehreren Stunden langte der Hausknecht glücklich wieder auf dem Garten an und trug, o Wunder, sorgsam in der Hand ein Dutzend der schönsten holländischen Pfeifen.

„Aber Christian", spottete der Kaufmann, „wie hast Du es denn nur fertig gebracht, den Auftrag nicht zu vergessen?"

„Je Herr", entgegnete der Hausknecht, „dat wär denn doch nich good möglich, denn glik, as ik an de erste Eck käm, röpen mi de Lüd, de da stunnen alltosamen to: „Chrischan vergitt de Pipen nich"! So gung dat den ganzen langen Weg hendör. Jedereen, de mi begegnen dä, röp achter mi an: „Chrischan vergitt de Pipen nich" un erinner mi immer wedder daran, wat ik bringen sull. Sowiet wär dat je good. As ik nu averst in den Laden käm un de Muschü mi frög, wat ik denn hebben wull, da denk ik doch mi drapt de Slag, denn in den Oogenblick harr ik Allens wedder rein vergeten. He frög un frög, averst ik kunn mi partuh nich op de volen Dinger besinnen und dach, na denn helpt dat nicks, denn mußt du woll wedder na Huus gaan un noch mal fragen, wat du denn eegentlich bringen sallst. As ik nu ut de Dör rut wull, röp de Muschü mit eenen Mal „Chrischan vergitt de Pipen nich" un gäw mi dat Verlangte un da bün ik nu damit!"

Der Kaufmann wunderte sich sehr über die Erlebnisse seines Hausknechts und sagte schließlich: „Na mein guter Christian, wie die Sache auch gewesen sein mag, ein Lob verdienst Du doch!"

„Ich aber auch Vater", unterbrach ihn sein Sohn, der bis jetzt stillvergnügt zugehört hatte, nun aber den ehrlichen Hausknecht umdrehte und auf ein Plakat hinwies, das dem guten Menschen mit Oblaten auf den Rücken geklebt war. Sieh, den Zettel da habe ich

geſchrieben und dem Chriſtian, bevor er zur Stadt ging heimlich an ſeine Jacke geheftet."

Erſtaunt betrachtete der Kaufmann das Plakat, auf welchem in großen Buchſtaben die Inſchrift prangte: „Chriſchan vergitt de Pipen nich!"

Ein ebenſo dummer Menſch iſt jener Hausknecht geweſen, der am 4. Mai 1792 von ſeinem Herrn, einem Hamburger Zuckerbäcker, bei dem er erſt kurz zuvor friſch vom Lande in Dienſt getreten war, ausgeſchickt wurde, um eine Kommiſſion zu beſorgen. Als der Knecht nun bei der Katharinenkirche vorüberkommt, gewahrt er eine große Menſchenmenge, die der Kirche zudrängt, um den berühmten Abt Vogler, der dort ſein zweites Orgelkonzert gab, zu hören. Auf die Frage des Burſchen, was da los ſei, wird ihm geantwortet, daß ſich ein Abt auf der Orgel hören laſſe, worauf er ſich mit in die Kirche drängt und dort einen Platz erhält, von welchem aus er zwar von dem Spieler nichts gewahrt, aber doch ſehr deutlich die nie gehörte, herrliche Muſik vernimmt. Der vortragende große Künſtler bildete aber bald eine furchtbare Seeſchlacht nach, die mit einem entzückenden Siegesgeſang endete, bald ſtellte er die Belagerung von Jericho dar, mit den Poſaunentönen Israels und dem Donnergetöſe der einſtürzenden Mauern. Dann aber malte er wieder in Tönen eine Idylle, in welcher die Hirten unter Begleitung des Dudelſacks ihre ländlichen Weiſen und Tänze aufführten, bis ſie von einem furchtbaren Gewitter, das ſie verſcheuchte, vertrieben wurden.

Der ganze Vortrag iſt ſo ſchön geweſen, daß gleich allen anderen Zuhörern, ſo auch unſerm Knecht die Zeit im Fluge dahingeſchwunden iſt, obwohl der Abt von halb vier bis halb ſechs Uhr konzertiert hatte. Als der junge Menſch nun, noch voll von dem Gehörten, eilig

nach Hause gelaufen ist, hat ihn sein Herr ob seines langen Ausbleibens mit einer derben Strafpredigt empfangen. „Ach Herr", entgegnete der Knecht, „sin Se man nich bös. As ik bi de Kathrinenkark vörbi käm, hefft mi de Minschen seggt, dat da en Aap up de Orgel speelen wull. Da bün ik denn ook mit rin loopen un heff mi dat anhört, averst dat kann ik den Herrn seggen, dat Beest speelt beter as manche Minsch!"

Nicht viel klüger ist auch jener Hans Quast gewesen dem es nicht in den Kopf wollte, daß sein früherer Bekannter Hein Bötel ein so hohes Honorar bekäme. „Dafür singt er auch das hohe C", bedeutete man ihm. „Ik sing dat ganze ABC, un mi gift keen Minsch en Sößling davör", antwortete der Verstockte.

Ein anderer Hausknecht vom Lande erhielt, da er noch nie in einem Theater gewesen war, von seinem Herrn acht Schillinge, um das Schauspiel im Opernhof zu besuchen. „Na Jehann, wo hest Du Di amuseert", fragte ihn der Kaufmann bei seiner Heimkehr, „un wat hest Du sehn?" — „Je Herr", entgegnete der Gefragte, „dat wär man so, so, daröver is nich veel to seggen. Se karjölen je so lang, bit ihnen de Tung ut'n Hals hung, un as dat so wiet wär, da wärt ook ut. Averst över eene Saak heff ik mi bannig högt. Ik meen dat oole grote Dook, wat da hung. Wenn dat klingeln dä, dann flög dat immer ritsch in de Höch, un wenn dat wedder klingelt, denn käm dat langsam wedder rünner. Dat wär to spaßig!"

Da hat ein anderer Hausknecht sich schlauer im Theater benommen, erzählte Kornelius. Zu Schröders Zeiten hatten, wie auch ausdrücklich auf den Theaterzetteln bemerkt war, nur die Diener, die ihre Herrschaft abholen wollten, freien Eintritt ins Schauspielhaus. Als nun einst ein Mensch ohne Billet ins Theater gehen wollte

und der Billeteur ihn mit der Frage anhielt, wer er denn wäre, antwortete er dreist: „Ich bin der Knecht des Herrn Zebaoth!“ — „Zebaoth — Zebaoth“ — murmelte der Billeteur, „de Nam' kummt mi doch bekannt vör? Richtig, de wahnt je woll in de Steenstraat. Na, denn gaa he man to!“

Schlimm aber war jener Hausküper, der lange Jahre hindurch zur größten Zufriedenheit bei dem hiesigen, bedeutenden Butterkaufmann Höver im Dienst stand. Eines Tages wurde dem Prinzipal verrathen, daß sein Küper schon seit längerer Zeit ihm allabendlich ein Pfund Butter entwendete, indem er dieselbe in seiner Mütze, die er beständig auf dem Kopfe trug, aus dem Hause schmuggelte. Als nun der Küper am Abend das Haus, wie gewöhnlich mit der geraubten Butter in der Mütze, verlassen wollte, rief ihn sein Herr ins Kontor herein. Aengstlich rückte der Küper an seiner Kappe, die er, wie es die Höflichkeit doch erforderte, nicht abnehmen konnte, weil die geraubte Butter unter derselben verborgen war. „Na, Heinrich, Du hest Di wol verkööllt“, sagte der Kaufmann. „Du kannst je de Mütz nich rünner krigen.“

„Ach ja, Herr“, entgegnete der Küper, erfreut, daß ihm eine Brücke geschlagen wurde.

„Na, denn behol se man up'n Kopp“, fuhr Herr Höver lächelnd fort, „un sett Di hier an den warmen Aven, dat ward Di good doon.“

Zaghaft setzte sich der Uebelthäter auf den Stuhl, den ihm sein Herr dicht an den glühenden, eine furchtbare Hitze ausströmenden Ofen gerückt hatte, worauf er von dem Kaufmann in ein sehr lange dauerndes Gespräch verwickelt wurde. Natürlich begann die Butter allmählich in der immer stärker werdenden Hitze zu schmelzen und auf das Gesicht des in Todesangst dasitzenden Küpers hinabzutröpfeln.

„Herr Gott, Heinrich“, rief plötzlich Herr Höver, „kummſt Du averſt int Sweeten! Dat is Di good. Averſt wat is denn dat, Du warſt ja ganz geel? Du krigſt doch wol nich dat geele Feeber?“

„Ach ja, Herr, dat kann wol ſien“, ſtöhnte der Küper und klapperte vor Angſt, daß ſein Herr die immer ſtärker über ſein Geſicht hinunter träufelnde Butter entdecken würde, mit den Zähnen.

„Na, denn warm Di man noch en bitten an den Aven“, meinte der Kaufmann und warf abermals einen tüchtigen Klotz Holz in die Gluth. — Eine volle Stunde hindurch mußte der arme Sünder vor dem Fegefeuer ſitzen, bis nach und nach das ganze Pfund Butter geſchmolzen und ihm über das Geſicht gefloſſen war. Dann erſt ſagte der Kaufmann: „Na, Heinrich, nu gaa man to Huus, ick glöv, Du büſt nu kuriert!“

Der Kranke war wirklich kuriert, denn er hat ſeinem Herrn nie wieder Butter geſtohlen.

Alle Stammgäſte lachten über den Pſeudokranken, dann aber ſagte Schnackenbeck: „Da exiſtiert eine kleine Anekdote von der Kur, die ein neugebackener Hamburger Arzt gemacht hat. Zu demſelben kommt ein Patient und klagt ihm, daß er nicht ſchlafen könne. Der Arzt unterſucht ihn und ſagt: „Bitterwaſſer trinken!“ Nach einigen Tagen kommt der Kranke wieder und jammert, daß er noch immer keine Ruhe finden könne. „Zu vollblütig“, meint der Doktor und verordnet vierundzwanzig Schröpfköpfe. Schon nach kurzer Zeit erſcheint der Leidende abermals und erklärt, daß er keine Beſſerung ſpüre. „Sie leiden an Blut-Armuth“, verſichert der Heilkünſtler und verſchreibt Stahltropfen. In einer der nächſten Sprechſtunden iſt der Aermſte ſchon wieder da und verſichert, daß der Schlaf ihn nun erſt recht meide. „Hm, hm“,

murmelte der gelehrte Herr, „es ſind die Nerven, hier iſt ein Beruhigungsmittel! Verlaſſen Sie ſich darauf, daß die nächſte Nacht beſſer verlaufen wird!“ Am andern Morgen aber kommt der Leidende wahrhaftig abermals und ruft verzweifelt: „Herr Dokter, ick kann dat nu averſt nich mehr utholen, ick heff wedder de ganze Nacht keen Oog todaan!“

„Ja, mein Gott“, meint der rathloſe Arzt, „ich verordnete Ihnen doch ſo gute Mittel, nach denen noch alle Patienten Ruhe fanden?“

„Dat ſall wol ſin“, entgegnet der Patient, „averſt de Medicin kann de volen Wanzen, de mi nich ſlaapen laat, doch nich verdrieven!“

Ein anderer ärztlicher Scherz hat ſich hier im Jahre 1862 zugetragen. Am dritten Juli, vier Wochen nach Waiſengrün, haben Feldarbeiter auf der Uhlenhorſt einen ſchrecklichen Fund gemacht, nämlich ein Stück eines menſchlichen Gebeins. Das Korpus delikti wurde eiligſt der Behörde übergeben und von den dazu beſtellten Aerzten unterſucht, die denn erklärten, daß hier allerdings ein friſch abgeſchnittenes Kinderbein vorläge und man ſomit auf ein ſchreckliches Verbrechen ſchließen müßte. Die Kriminal-Polizei hat ſich darauf ſchleunigſt aufgemacht, um die dunkle That ans Tageslicht zu ziehen und iſt den Spuren nachgegangen, die bis an das Haus eines Waiſenhaus-Proviſors führten. Der inquirierte Proviſor aber erklärte lachend, daß er am Waiſengrün mit den anderen Herren Proviſoren das übliche Konvivium gefeiert habe, bei welchem außer anderen leckeren Gerichten auch ein feiſter Bärenſchinken verſpeiſt worden ſei. Die über die Gartenmauer geworfenen Ueberreſte des Bratens müßten die Herren Gelehrten nun irrthümlich für ein Kinderbein gehalten haben. Tableau. Der „Kladderadatſch“ aber ſang:

Die Mähr vom geſtiefelten Bär.

Eine Hamburger Fabel für kleine Kinder und auch für große.

Es war einmal ein grimmer Bär,
Dem ärgert es natürlich ſehr,
Daß man ihn fing in argen Liſten
Auf einer von den feruſten Küſten.

Es iſt auch ſchlimm, aus ſichern Forſt
Zu kommen nach der Uhlenhorſt,
Um — was das Schlimmſte iſt auf Erden —
Als Braten dort verzehrt zu werden.

Doch nimmer ſchläft die Nemeſis,
Es wiſſen Menſch und Bären dies,
Sie, die ſtets zu Gerichte ſitzet,
Hat ſich des Bären Fuß ſtibitzet.

Sie nimmt ihn mit vom reichen Schmauß
Und wirft ihn fort beim Waiſenhaus,
Dort finden ihn die lieben Kinder
Und wundern ſich darob nicht minder.

Damit man ihn auch kennen lern',
Schleppt man ihn zu gelehrten Herr'n,
Die halten ihn an ihre Naſe
Und ſprechen dann betrübt die Phraſe:

„O, daß man ſo was ſagen muß,
Das iſt jawohl ein Kinderfuß,
Da iſt ein grauſer Mord verbrochen."
So ward des Bären Tod gerochen!

Weil ihn die Menſchen maſſacrirt,
Hat er ſie ſchauderhaft blamirt.

Moral. Nimm, wenn Du Bären haſt geſchlacht',
Vor Hamburgs Weiſen Dich in Acht!

„Ja", meinte Herr Kornelius, „man hat von jeher auf die Herren Aerzte geſtichelt. Da exiſtiert ein Verzeichniß von Aerzten unſerer Stadt, das eine verſteckte ſcherzhafte Warnung vor dieſen Herren in ſich trägt, ſcherzhaft, weil man bei drohender Gefahr nicht ſchnell genug grade zu dieſen berühmteſten und geſchickteſten Doktoren Hamburgs ſchicken kann. Geben Sie mir doch ein Stück Papier, Kellner, ich will Ihnen dann die Liſte aufſchreiben! Sehen Sie, dieſelbe lautet ſo:

Verzeichniß Hamburger Aerzte.

FERN evermann.
eye.
ugelhardt.
ischer.

DOKTOREN athan.
isenlohr.
iewe.
osten.
ruckenbrod.
ranse.
berg.
ehn.

GROSSEN emann.
lten.
ieveking.
chipmann.
lshausen.
autenberg.
arvens.

SELBST horn.
chede.
enjamin.
auenstein.
smarch.
chmidt.

WILLEN issen.
ugert.
omnitz.
ubrecht.
akobsen.
olf.

HIMMELS alomon.
evy.
ichelbaum.
ichael.
ingramm.
affé.
oefft.

UM öller.
una.

FORTAN rebe.
mstuck.
ügel.
athgen.
ehrens.
erber.

DOCH eckscher.
aspar.
chlitz.
encker.

BLEIB ütan.
olasse.
den.
endesdorf.
orchardt.

„Das ist ja eine Art Rebus“, sagte der alte Herr Christiansen. „Na, wenn es denn an's Rathen gehen soll, so kann ich Ihnen auch eine Nuß zu knacken geben, wenn ich auch auf die Lösung meiner Frage keinen Preis setzen kann, wie der biedere Redakteur Bonaventurus, von dem meine Mutter erzählte, daß er in seiner, im vorigen Jahrhundert hier erscheinenden Wochenschrift für jene Dame, welche zuerst seine Räthsel lösen würde, eine Flasche Flohspiritus im Werthe von zwei Mark als Preis ausgelobte. Also um zur Sache zu kommen, mein Räthsel lautet: Welche Hamburger Straße ist so alt, daß sie schon im Vaterunser vorkommt?“

Alle Stammgäste begannen heimlich das Vaterunser herzusagen. Allen voran Herr Krukenberg, der plötzlich rief: „Ich hab's, es ist die Herrlichkeit!“

„Richtig“, versetzte Herr Christiansen. Ich kenne übrigens eine Straße unserer Stadt, die doch noch älter ist, da sie schon im ersten Buch Mosis, Kap. vier genannt, wird. Ich meine den Grimm, denn es heißt dort: Kain aber erschlug Abel im Grimm.“

Alles lachte. Schnackenbeck aber meinte: „Ein altes, echt Hamburgisches Räthsel weiß ich auch noch. Es heißt: As en Paster rin un as en Stadtsoldat wedder rut. Die Auflösung ist „der Hummer“, welcher ja schwarz wie ein Prediger in den Topf kommt, um denselben roth wie ein Hamburger Stadtsoldat wieder zu verlassen.“

Dieses Räthsel zeigt, daß unsere Väter nicht nur Scherze über die gelehrten Herren, die den kranken Leib kurieren, liebten, sondern daß sie auch die Seelenärzte, unsere Herren Pastoren, nicht verschonten.

Man erzählt von einem alten Hamburger Geistlichen an St. Katharinen, daß er einst von der Kanzel, die von den zum Gottesdienst kommandierten Stadtsoldaten

dicht umringt war, die Leidensgeſchichte Chriſti verkündet habe. Als er nun bei der Stelle angelangt war, wo die Kriegsknechte erſchienen, um Chriſtus zu fangen, rief der Geiſtliche mit erhobener Stimme: „Und wer hat die Soldaten geſandt?“

Einer der biederen Stadtſoldaten, auf welchem der Blick des Predigers grade ruhte, wähnte, daß derſelbe von ihm eine Antwort verlange, weshalb die Stadtſoldaten in der Kirche ſeien und entgegnete deshalb, indem er ſalutierte, im Ton einer militairiſchen Meldung: „Korporal Kuhlemann, Herr Paſter!“

In den zwanziger Jahren predigte an einem Sonntag Paſtor Plath in der Michaeliskirche und ſchilderte lebhaft die Freuden des Himmels und die Schrecken der Hölle, worauf er rief: „Und nun, liebe Andächtige, wollt Ihr mit in den Himmel?“

Da vermeinte eine brave Frau, daß ſie ſchnell zu antworten habe, wenn ſie nicht der Freuden des Paradieſes verluſtig gehen wollte. Sich ihrer Schulzeit erinnernd, erhob ſie ſich ſchleunigſt, ſtreckte den Finger in die Höhe und ſchrie überlaut: „Jawol, Herr Paſtor, ik will mit, ik will mit!“

Früher iſt es bei uns Sitte geweſen, daß, wenn während der Kirchenzeit Feuer ausbrach, der Küſter dem Paſtor einen Zettel hinlegte, auf welchem er die Straße vermerkt hatte, in welcher die Feuerbrunſt entſtanden war. Als nun einſt Paſtor Palm den Gottesdienſt in der St. Nikolaikirche hielt, vergaß er im Eifer ſeiner Rede den ihm auf die Kanzel gebrachten Feuerzettel und predigte, trotzdem die Feuerglocken immer heftiger ſtürmten, ruhig weiter, ohne die übliche Mittheilung, wo der Brand ſei, zu verleſen. Die Gemeinde wurde von Minute zu Minute unruhiger. Endlich konnte ein bejahrter Bürger ſeine Ungeduld nicht mehr bezähmen und fragte laut: „Wonehm

is dat Für, Herr Paſter?“ Der Redner aber war ſo in ſeine Predigt verſenkt, daß er die Frage ganz überhörte und in ſeinem Thema über die Geburt Chriſti fortfahrend ſagte: „In Bethlehem in einem Stall“ — „Dat is wiet von hier“, unterbrach ihn der Bürger, worauf die Ruhe wieder hergeſtellt war.

„Ja, es iſt etwas ſchönes um eine gute Predigt“, meinte der alte Kaufmann Möller, der als großer Blumenfreund bekannt war, „aber eine Sonntags-Andacht in der freien Gottes-Natur iſt auch nicht zu verachten. Leider ſind uns die Stadtgärten durch die von Tag zu Tag zunehmenden Neubauten immer mehr beſchnitten worden und werden bald ganz vom Erdboden verſchwunden ſein. Hat man uns doch ſelbſt im weiten Umkreiſe Hamburgs die einſt ſo idylliſchen Gärten durch die förmlich aus der Erde hervorwachſenden Terraſſen, die mit ihren hohen Miethskaſernen den Bäumen die Luft abſchneiden, gründlich verleidet, wie es mir bei meinem Grundſtück in Eimsbüttel geht. In den zwanziger Jahren exiſtierten noch überall in der Stadt, ſelbſt in den abgelegenſten Straßen, ja ſelbſt in den Gängen, prächtige Gärten. Ich erinnere mich aus dieſer Zeit ſogar eines ſchönen Gartens, der hinter einer Kellerwirthſchaft auf dem Herrengraben Nr. 7 lag, ſowie eines Parkes in der Nikolaiſtraße, wo noch uralte Eichen ſtanden aus der Zeit, als dort das alte Luſtwäldchen, das Eichholz, lag. In den dreißiger Jahren mußten die ehrwürdigen Bäume der Bauwuth weichen, ebenſo wie die ſchönen, fruchtreichen Wallnußbäume, welche den alten Schützenwall am Ende der Steinſtraße zierten. Große Gärten gab es dann ſpäter noch auf dem Valentinskamp und in der hohen Fuhlentwiete hinter der Amelungſtraße. Was wurde aber auch früher in Hamburg für die Gärten gethan! Schon im vorigen Jahrhundert gab es hier unter den

Herren des engliſchen Kourt eine »horticular society«. Der von ihnen angeſtellte Gärtner J. H. Buck, der durch eine reiche Heirath zu Mitteln gekommen war, erwarb um 1780 das damals einer Wüſte gleichende Terrain, wo jetzt die Fehlandſtraßen liegen, und ſchuf dort einen fruchtbaren Garten, welcher durch die ſeltenen Gewächſe, die dort gezogen wurden, allgemeines Aufſehen erregte. Daſelbſt hielten längere Zeit hindurch die Mitglieder der patriotiſchen Geſellſchaft an den Mittwoch-Nachmittagen ihre Zuſammenkünfte ab. Südlich von dieſem Terrain lag der Böckmann'ſche Garten, der nicht minder intereſſant war, während 1810 Dr. Flügge an der Alſter außerhalb des Dammthors einen botaniſchen Garten anlegte, nachdem ſchon früher Thorbeck vor dem Hammerbaum ein ähnliches Unternehmen gegründet hatte.

Von intereſſanten Bäumen erinnere ich mich noch der ſchönen Weidengruppe, die im Flottbecker Park der Frau Senator Jeniſch ſtand. Es waren drei alte, große Weiden, die im Wieſenthal des Parks in der Nähe der ſogenannten Fiſcherhütten prangten. Dieſe rieſigen Bäume hatten einen Stammumfang von mindeſtens zwanzig Fuß und mußten uralt ſein. Die letzte dieſer ehrwürdigen Pflanzen ging im Jahre 1861 ein.

Auch eine merkwürdige Trauerlockenweide gab es hier. Die erſte Trauerweide in Europa wurde von dem engliſchen Dichter Alexander Pope gepflanzt. Er erhielt aus der Türkei Feigen zum Geſchenk und fand in einem der Körbe einen Zweig, der nahe am Ausſchlagen war und welchen er in ſeinen Garten pflanzte, wo der Setzling ſich zum ſchönen Baum entwickelte. Von dieſem Baum ſtammen alle Trauerweiden Europas ab. Die erwähnte merkwürdige Trauerlockenweide ſtand in der erſten Hälfte der fünfziger Jahre in dem Garten von Fräulein Eggers am Roßberg bei der Wandsbecker Chauſſee. Ein engliſcher

Ingenieur brachte in den vierziger Jahren einige Ableger von der Thränen-Locken-Weide, die Napoleons Grab auf St. Helena schmückt, mit nach Europa. Einen solchen Steckling verehrte er dem Fräulein Eggers und dieser war der einzige Schößling, der Wurzeln trieb und sich zu einem hübschen Baum mit Krone entwickelte. Im Jahre 1855 suchte ein dem französischen Hof nahe stehender Herr den damals acht Fuß hohen Baum zu erwerben, um ihn nach Paris zu verpflanzen. Alles wanderte damals nach dem Roßberg hinaus, um die Weide zu sehen.

In den zwanziger Jahren lag bei Blankenese am steilen Elbufer gar ein Weinberg, der sehr gut gedieh. Derselbe wurde im Herbst vielfach von Hamburgern besucht, die sich an den meist sehr süßen, schmackhaften Trauben labten.

Seltene Bäume befanden sich ebenfalls in den fünfziger Jahren in Harmsens Baumschule in Hohenfelde. Dieser Gärtner hatte sogar 1855 eine Agave americana, aus deren Saft die Mexikaner bekanntlich ein berauschendes Getränk, Pulque, bereiten, zur Blüthe gebracht. Schon 1838 erwarb eine Frau zwei Exemplare einer solchen Agave von dem damals an der Ecke des Graskellers wohnenden Konditor Mönch (später Waitz) für 150 Mark und ließ dieselben auf der Langenreihe in St. Pauli gegen ein Entree von einer Mark sehen. Die von Harmsen für 500 Mark Kourant angekaufte Pflanze war aber viel schöner. Sie wog fast 1500 Pfund und war in dem Glaspavillon, in welchem sie stand, von einer Gallerie, zu der eine Treppe hinaufführte, umgeben, damit man die auf dem über 25 Fuß hohen Schaft sitzende Blume bewundern konnte. Die Agave war täglich von Morgens sechs bis Abends acht Uhr gegen ein Eintrittsgeld von acht Schillingen zu besichtigen und hatte der Besitzer großen Zuspruch.

Jetzt iſt auch Harmſens Garten verſchwunden; ſo geht ein Stück nach dem anderen aus unſerem ſchönen alten Hamburg dahin.“

„Ja, ja, das iſt einmal der Lauf der Welt, mein lieber Herr Möller“, tröſtete Schnackenbeck den ganz wehmüthig gewordenen alten Herrn. „Das geht nicht nur mit den Gärten ſo, ſondern auch mit vielen anderen Hamburger Einrichtungen, die uns im Laufe der Jahre lieb und werth geworden waren. Wo ſind alle die bunten Straßentrachten geblieben, die unſerm Auge eine ſo anmuthige Abwechſelung boten? Wo die luſtigen Zuckerbäckerknechte, die Kurrende, die Krahnzieher und wie die Geſtalten alle heißen mögen, die früher unſere Straßen belebten? Nur die Quartiersleute haben ſich noch erhalten.“

„In Sachen der Quartiersleute“, unterbrach hier ein junger, an einem Nebentiſch ſitzender Fremder, der den Erzählungen der alten Herren mit großem Intereſſe gefolgt war, den Sprecher, „erlaube ich mir als wißbegieriger Reiſender Sie zu interpellieren. Warum wird denn von dieſen guten Quartiersleuten ſo viel Weſen gemacht, daß man dieſelben ſogar in den Reiſebüchern verzeichnet findet? Ich habe mir einen ſolchen bejackten Menſchen zeigen laſſen, verſtehe aber wirklich nicht, weshalb man hier von einem Mann, der bei uns in Sachſen als einfacher Arbeiter eſtimiert würde, ſo viel Weſen macht?“

„Ein Quartiersmann, mein Verehrteſter“, entgegnete Schnackenbeck, „iſt ein Mann, der ein altes Stück Hamburger Gewerbethätigkeit, Redlichkeit und Tracht darſtellt. Dem ſchlichten Quartiersmann vertraut noch heute, wie vor hunderten von Jahren, der Kaufmann unbedingt ſeine Waaren an, die doch oft einen Werth von Millionen repräſentieren. Dieſe Leute ſind es, welche die für die Speicherarbeiten nöthigen Kräfte anſtellen

und für dieſelben bürgen. Sie vereinigten ſich früher immer zu vier Mann, was allerdings heut zu Tage nicht mehr ſo ſtreng gehalten wird, und bildeten ſo ein Quartier. Ein ſolches Quartier mußte man oft theuer erkaufen. Daſſelbe konnte vererbt werden, und ſagte man von dem, der einen Antheil daran beſaß, daß er einen Strang an dem Quartier zöge. Die jedesmaligen Inhaber eines Quartiers haben eine gewiſſe Stelle, wo ſie ſtets zu finden ſind und wo auf einer aushängenden ſchwarzen Tafel mit Kreideſchrift die laufenden Tagesarbeiten verzeichnet werden. Auch führen die Quartiersleute noch immer Beinamen, die aus Eigenthümlichkeiten ihrer Inhaber entſtanden ſind. Fragt man einen Arbeitsmann nach dem Stand (Quartier) eines Quartiersmannes, indem man deſſen bürgerlichen Namen nennt, ſo weiß er meiſt keine Auskunft zu geben. Nennt man aber den Beinamen des Betreffenden, ſo iſt der Gefragte ſofort orientiert und nun im Stande, den Ort, an welchem ſich der Geſuchte aufhält, richtig zu beſtimmen. Die Beinamen der Quartiersleute ſind zahlreich und will ich Ihnen einige der auffallendſten nennen. Da giebt es: Dat Armenſpann, de Barmherzigen, de Bück, de Bültenhauers, de Baiern, de Dachlünken, dat Dreeſpann, de Duhnſupen, de Doodſmieters, de Eſeltrekkers, de Engliſchen, de drögen Franzoſen, de Fielers, de Fienen, de Grootſnuten, de Haſen, de Harborgers, de bunten Höner, de Heiligen, de Hollanders, de Höllenjägers, de Hönerplückers, de Jägers, de Immen, dat Judenſpann, de Kaffebrenners, de Kreihen, de Krindlers, de Korfmakers, de Krahnlüd, de Kutſchers, de Lüttſeuten, de lütten Roden, de Löwen, Luus un Floh, de Magern, de Möhlenbrücher, de Müs, de Möden, de Minſchenſchinners, de Manſchefternen, de Melkers (die ſich nach ihrer Separierung in Room-Melkers, Water-Melkers und Zeegenmelkers theilten), de Nagelbüdels, de Nadel-

makers, de Puttlüd, de Plackenhauers, de Rotten, de Smökers, de Schoofters, de Stoolmakers, de Soloſpeelers, de ſöten Jungens, de Sackneiers, de Scheeven un Graben, de ſcheeven Hamborgers, Scheef un Liek, Spring um en Ständer, de Schimmels, de Seelenkinners, de Schulterhevers, de Tünbüdels, de Theebuern, de veerſpännigen Rotten, de Veilchenblauen, de Wanzen, de witten Hunn, de wilden Swien, de Wull-Koſacken, de Wuſtmakers und de Wullmüs.

So ein bejackter Mann, wie Sie ihn zu nennen belieben, hat dafür zu ſorgen, daß die Waaren richtig auf und vom Speicher kommen. Er beſitzt nicht nur das Verſtändniß des Packens, ſondern auch Waaren- und oftmals Sprachkenntniſſe. Er weiß, auf welchem Boden und auf welcher Stelle die und die Waare lagert, kommandiert die von ihm angenommenen, zu Zeiten die Zahl hundert und mehr erreichenden Arbeitsleute und zahlt ihnen ihren Wochenlohn aus, was er ſpäter ſeinem Auftraggeber in Rechnung ſtellt. Ein Quartiersmann erfreut ſich ſchon durch ſeine Stellung bei allen Vorkommniſſen des Lebens in der Stadt eines beſonders guten Rufes und weiß denſelben aufrecht zu halten. Kurz, er iſt ein ganzer Mann! Damit Sie einen kleinen Begriff von dem Nutzen bekommen, den dieſe Leute durch ihr ſicheres, ſelbſtbewußtes Auftreten ihrem Prinzipal leiſten können, will ich Ihnen ein kleines, buchſtäblich wahres Stück von einem Hamburger Quartiersmann erzählen. Da haben wir hier einen großen Kaffekaufmann, der Name thut nichts zur Sache, weshalb ich ihn Johannes Bahl nennen will. Dieſer Herr läßt eines Tages ſeinen Quartiersmann kommen und ſagt: Mein lieber Timmann, da liegt eine verdrießliche Sache vor. Der Kaufmann ſo und ſo in der und der Stadt, dem wir neulich eine Ladung Kaffe ſchickten, remonſtriert einmal wieder, daß

die Waare nicht nach Probe ausfalle und verweigert die Annahme. Natürlich will er nur auf den Preis drücken, da er hofft, daß wir wieder wie damals nachgeben, um die Rückfracht der ohne Grund aufgeschossenen Waare zu sparen; aber das geht doch unmöglich so weiter. Was denken Sie, Timmann, was man dabei thut?“ „Das will ich schon ordnen, Herr Bahl“, entgegnet der Quartiersmann kurz und bestimmt. „Ich weiß genau, was wir dem Herrn geliefert haben und fahre noch heute mit dem Abendzug hinüber.“ „Ja, wenn Sie das wollten, mein lieber Timmann“, entgegnet der Kaufmann, „so bin ich ganz beruhigt!“

Am anderen Morgen tritt in das Kontor des binnenländischen Hauses eine wahre Hünengestalt, bekleidet mit einer Jacke, die mit großen silbernen Knöpfen verziert ist, sowie mit einem Schurzfell und wünscht dem Personal mit einer Löwenstimme, von der die Fenster klirren, einen guten Morgen. Alles fährt erschrocken in die Höhe und starrt den seltsam gekleideten Menschen an, bis endlich einer der Kontoristen sich ermannt und nach dessen Begehr fragt. „Ich wünsche Ihren Prinzipal zu sprechen, junger Mann“, entgegnet der Fremde mit einem Ton, der keinen Widerspruch zuläßt. Der Prinzipal erscheint und blickt die auch ihm unerklärliche Erscheinung fragend an. „Mein Name ist Timmann“, sagt der Quartiersmann. „Ich komme von Herrn Johannes Bahl in Hamburg. Sie haben die Ihnen zugesandte Kaffeeladung bemängelt und schreiben, daß die Waare nichts tauge. Ich ersuche Sie nun, sofort mit mir nach dem Eisenbahnschuppen zu gehen, wo der Kaffe lagert und mir an Ort und Stelle die Fehler zu zeigen, welche nach Ihrer Ansicht der Waare anhaften!“

„Gewiß, gewiß“, erwidert der ein wenig erschrockene Kaufmann und giebt einem seiner jungen Leute heimlich

einen Auftrag. „Setzen Sie ſich doch einen Augenblick!“ Anſtatt den ihm gebotenen Stuhl anzunehmen, tritt Timmann auf die Ausgangsthür zu und ſperrt dieſelbe mit ſeiner großen Geſtalt. „Keinen Tuſchelkram“, ſagt er barſch, „hier verläßt Niemand vor mir das Kontor! Machen Sie ſich raſch fertig, damit wir an Ort und Stelle kommen!“

Wohl oder übel mußte der Kaufmann mit dem Quartiersmann nach dem Schuppen hinaus wandern. „Ja, wie ſollen wir aber hier den Kaffe unterſuchen“, meint der Kaufmann bedenklich, als ſie im Schuppen angelangt ſind, „hier ſind ja gar keine Einrichtungen vorhanden, um Proben zu nehmen!“

„Das laſſen Sie meine Sorge ſein“, entgegnet Timmann kurz. „Bezeichnen Sie nur nach Ihrem Gutdünken irgend einen Sack, der geprobt werden ſoll. Hier Leute“, ſagt der Quartiersmann, als der Kaufmann zögernd ſeinem Wunſch nachgekommen iſt, „hier iſt ein Thaler! Schnell Fäſſer hergerollt und Bretter darüber gelegt und den Kaffe aufgeſchüttet!“

Angeſpornt von dem ungewohnten, reichlichen Trinkgeld, leiſten die Arbeiter des Eiſenbahn-Schuppens dem Befehl ſchleunigſt Folge und in wenigen Augenblicken deckt ein tadelloſer Kaffe den improviſierten Tiſch. „So“, ruft Timmann und läßt die Bohnen durch die Finger rollen, „nun laſſen Sie mal hören, was Sie an dieſer Waare auszuſetzen haben!“

„Ja, an den Bohnen hier iſt allerdings nichts zu tadeln“, meint der Kaufmann ſehr verlegen. „Da muß wohl von Seiten meiner Leute ein Irrthum vorgefallen ſein. Ich kann nicht anders ſagen, als daß der Kaffe gut iſt. Theilen Sie Herrn Johannes Bahl mit, daß die Sache in Ordnung ſei! Aber wie bekommen wir die Kaffeprobe wieder in den Sack hinein?“

„Kaffe in den Sack hinein?“ antwortet der Quartiersmann und ſtößt den Tiſch um, daß ſämmtlicher aufgeſchüttete Kaffe auf die Erde fällt. „Proben gehören immer den Leuten! Na, denn Adieu, ich habe hier ja weiter nichts zu thun!“

„Habe ich Ihnen auch etwa die Eiſenbahnfahrt zu erſetzen?“ fragt der Kaufmann kleinlaut.

„Das haben Sie mit Herrn Johannes Bahl abzurechnen“, entgegnet der Quartiersmann. „Desgleichen wollen Sie bei demſelben Herrn zweihundert Thaler für meine Bemühungen gutſchreiben laſſen!“

„Zweihundert Thaler“, ruft der entſetzte Kaufmann, „die werde ich niemals bezahlen!“

„Das iſt Ihre Sache“, meint Timmann kühl. „Meine Zeit iſt mir natürlich koſtbar. Da ich es aber nicht liebe, das mir Zukommende einzubüßen, ſo werde ich nach meiner Rückkehr meine Erfahrungen in der „Börſenhalle“ veröffentlichen. Adieu!“

Nachdem der Quartiersmann Timmann noch einen kleinen Abſtecher in die ſächſiſche Schweiz gemacht hatte, kehrte er nach Hamburg zurück, wo ihm ſein Prinzipal verkündigte, daß das binnenländiſche Haus ſchon ſeit mehreren Tagen ohne jeglichen Abzug ſeine Schuld beglichen und zu ſeiner größten Verwunderung zweihundert Thaler angewieſen habe, die dem Quartiersmann auszukehren ſeien.

Einige Monate ſpäter iſt Timmann eines Morgens hier in der Weinſtube erſchienen und hat ſeinen Freunden einige Flaſchen Sekt ausgegeben.

„Junge, feierſt Du Deinen Geburtstag“, haben die Ueberraſchten gefragt?“

„Nein, Kinder“, entgegnet der Quartiersmann, „aber eben begegnet mir ein Kaffekaufmann, drückt mir zwei Doppelkronen in die Hand und ſagt: Timmann, gieb

ein Paar Buddel Sekt aus!“ „Halloh“, antworte ich, „was fällt Dir denn ein“, denn wir duzen uns aus der Zeit, wo der jetzige Millionär noch in unserm Hause Lehrling war. „Na“, sagt er, „ich bin Dir eigentlich mehr schuldig. Ich habe nämlich eine Differenz mit der fremden Firma gehabt, die Du mal für Johannes Bahl besucht hast. Man wollte mir ohne jede Berechtigung eine Ladung Kaffe aufschießen und da habe ich einfach geschrieben, ich wolle sofort Timmann zur Untersuchung der Sache hinüberschicken, worauf ich umgehend ein Telegramm erhielt, daß dieses nicht nöthig sei, da alles in schönster Ordnung wäre.“

„Sehen Sie, junger Herr“, schloß Schnackenbeck seine Erzählung, „nun wissen Sie, was ein Hamburger Quartiersmann zu bedeuten hat und warum er alle Veränderungen, die unsere Stadt betroffen haben, überlebt. Dieser Stand wird unentwegt wie eine Eiche dastehen, während alles andere vergehen muß, selbst die Schönheit unseres Kornelius, der nachgerade auch seine so unverwüstlich erscheinende Jugend einbüßt.“

Dieser kleine Hieb ärgerte den alten Kornelius sehr, denn es war seine schwache Seite, sich trotz seiner fünfundsiebzig Jahre in den Alsterarkaden den Damen gegenüber als jugendlicher Schwerenöther aufzuspielen.

„Es wird Zeit zur Börse zu gehen“, meinte der in seiner Eitelkeit Gekränkte, während sich in seinen Zügen eine gewisse Gereiztheit ausprägte, „aber einen merkwürdigen Traum, den ich heute Nacht hatte, muß ich doch noch kurz erzählen. Denke Dir, Schnackenbeck, es träumte mir, daß wir beide gestorben wären und nun eine lange, lange Pappelallee entlang wanderten, die direkt auf die Himmelspforte zuführte. Zu beiden Seiten unseres Weges aber liefen zwei Gräben, von denen

der eine mit Sirop und der andere bis zum Rand mit schwarzem Moraſt angefüllt war. Nun weiß ich nicht, ob Du mal wieder Deinen Geburtstag gefeiert hatteſt, oder wie es ſonſt kam, aber wir beide waren ſehr ſchwach auf den Beinen. Wir wackelten und taumelten und ehe wir uns verſahen, bums, lag Jeder von uns in einem der beiden Gräben."

„O weh", unterbrach ihn Schnackenbeck, „nun kommt die Retourkutſche, weil ich ſeine ewige Jugend angezweifelt habe. Nicht wahr, Kornelius, Du fielſt in den ſchönen, ſüßen Sirop und ich in den ſchwarzen Moraſt?"

„Nein, mein guter Junge, da verkennſt Du mein Gemüth einmal wieder gründlich", entgegnete Kornelius zutraulich. „Es war grade umgekehrt. Ich fiel in den häßlichen Moraſt und Du in den angenehmen Sirop! Als wir uns nun wieder herausgearbeitet hatten, machten wir uns, über und über mit dem Inhalt des Grabens, in welchen ein Jeder von uns gefallen war, bedeckt, wieder auf den Weg und langten dann auch endlich glücklich am Himmelsthor an. „Aufgemacht", ſchrieen wir und trommelten gegen die verſchloſſene Pforte. „Da kamt Snackenbeck un Kornelius, twee Hamborger Jungens!"

Als Petrus nun in Folge unſeres Lärmens erſchien, „wunnerwarkte" er ſich gewaltig, ſchlug beide Hände zuſammen und rief: „Kinners, wo ſeet Ji eenmal ut. In düſſen Optog könt Ji nich rin, de Himmel is hüt erſt ſchürt worrn."

„Je, wo ſölt wi uns denn reinefeeren", fragte ich kleinlaut, „giſt dat denn hier keen Waſch- un Badeanſtalt?"

„Ne", ſagte Petrus, „de hefft wi hier nich, de Engels ſünd jümmers rein, de brukt ſick nich to waſchen."

„Wat ſölt wi denn averſt anfangen“, meinten wir, „wi könt doch hier nich ſtaan bliven!“ — Petrus beſann ſich einen Augenblick und ſagte dann lachend: „Je, denn blift nicks anners övrig, as dat Een den Annern aflikken deit. Man gau an de Arbeit. In en halve Stünn bin ik wedder da, denn möt Ji rein ſin.“ Damit ſchlug er uns die Himmelsthür vor der Naſe zu und ließ uns ſtehen.

Was ſollten wir thun? hinein mußten wir. So machten wir uns denn an das Geſchäft, uns gegenſeitig mit der Zunge zu reinigen. Ich leckte Dir den Sirop ab und Du, mein lieber Schnackenbeck, — mir den Moraſt!“

Ehe der verblüffte Schnackenbeck etwas erwidern konnte, hatte Kornelius ſich triumphierend erhoben und ſeinen Hut ergriffen. „Nun wird es aber hohe Zeit, die Börſenglocke läutet ſchon, vorwärts, meine Herren“, rief er und ſtieg, gefolgt von der lachenden Geſellſchaft, eilig die Kellertreppe hinauf.

Anmerkungen.

1. Wieder mitten drin.

Abbildungen von Hummel finden sich noch auf dem Titel der Zeitungen „Hummel", humoristisch-satyrisches Wochenblatt, herausgegeben von Jerome von Pereira, Hamburg 1877", sowie auf dem „Beobachter an der Elbe" Hamburg 1880.— Bei Spiro erschienene Neujahrskarten bringen ein Bild des bekannten Pipenreimers, sowie der Sperrglocken. Beide hübsche Zeichnungen stammen von W. Nathansen.

Von Hocker giebt es verschiedene Portraits, wie: 1) Zur Ausgabe seiner Schriften, Kiel 1843, nach links sehend, desgleichen vor der neuen Auflage von 1844 nach rechts blickend. 2) Bildniß in Folio gez. von Achilles um 1841 mit der facsimil. Unterschrift: Du des Geistes Sonnenblume u. s. w. 3) Bildniß von Michaelis 1843. Nach des Dichters Anzeige in den Hamb. Nachrichten ohne Hockers Erlaubniß angefertigt und nur unähnliche Karrikatur. 4) Portrait von Achilles zur Einweihung der Hamb. Weinhalle, gedruckt von Kanning. 5) Weinküfer im Album Hamburgischer Kostüme. Hamb. Berendsohn. 6) Abbildungen des Satyrikers auf diversen Karrikaturen auf Baetcke und Hocker.

2. Aus Hamburger Schulen.

Benutzt wurde außer vielen Notizen in älteren Zeitschriften, Calmbergs Geschichte des Johanneums. Das Uebrige nach mündlichen Erzählungen alter Hamburger, sowie nach eigenen Erinnerungen. — Ziegenhagen gab 1792 ein Werk: „Lehre vom richtigen Verhältniß zu den Schöpfungswerken" im eigenen Verlag heraus, das wegen der Chodowieckischen Kupfer noch heute gesucht wird. — Die Mitarbeiter der Zeitschrift „Braga" zeichneten ihre Artikel oft nicht mit vollem Namen. H, Emil und N ist: Theod. Hoffmann, — R, Lefski, Joh. Aug. R. und Winfried ist: Rambach, — S. A. ist: Belmonte, — Edwin Waldach: E. Boyes, — Justus Br.: J. Brinkmann, W. F.: W. Fedderſen, — R. E. A. J.: E. Janinski, — C. H.: Carl Hellberg, — J.: Isenhorst, — Albert B.: A. Borcherdt. — Ein wundervolles Jugendgedicht steuerte Friedr. Hebbel zum „Braga" bei, wie denn der große Dichter das Unternehmen auch sonst förderte.

Ueber die Unkosten, welche das alte Kindergrün den Eltern verursachte, giebt uns Dr. C. Walther in den „Mittheilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte" eine interessante Notiz. Danach hatte ein Knabe, der im Juli 1656 mit seinem Praeceptor im Grün gewesen, demselben dafür zwei Mark zu zahlen, eine für die damalige Zeit sehr bedeutende Summe.

Die Schulräume im alten Johanniskloster stellte Otto Speckter in seinen sieben Ansichten des ehemaligen Johanneums dar. Derselbe zeichnete eine Ansicht der genannten Schule für „Buek's Wegweiser durch Hamburg". Auch Peter Suhr lithographierte die Stadtbibliothek, das Gymnasium und das Johanneum in Hamburg um das Jahr 1840.

3. Hamburger Straßenfiguren II.

„Muſchü Regen", „Leepel un Sleef", ſowie „Ratzimauſifallikoip" hat Profeſſor Suhr in ſeinem Ausruf dargeſtellt. Regen findet ſich auch auf Peter Suhr's Lithographie: Die St. Johanniskirche und Kloſter in Hamburg von der Seite des Breitengiebel's geſehen. — Die Kurrende bringen Suhr's Hamb. Trachten, Dr. Buek's Album Hamb. Koſtume, ſowie Puſchkin in der Hamb.-Alt. illuſtr. Zeitung. — Die Fußpoſt aber ſieht man in den meiſten älteren Hamburgiſchen Koſtumwerken abgebildet.

Von „Ibehrje" exiſtiert kein gedrucktes Bild, wohl aber eine treffliche von W. Nathanſen gefertigte Handzeichnung, die ſich in Herrn J. P. Friſch's herrlicher, mit ſo großem Verſtändniß zuſammengebrachter Hamburgenſien-Sammlung befindet.

4. Von alten Hamburger Gartenwirthſchaften.

Abbildungen des Wirthshauſes „die alte Rabe" bringen: Tiſchbein auf dem Titelblatt von Richey's Gedichten Bd. 2, Hamb. 1764, dann Wolf in den „Unterhaltungs-Blättern" 3. Jahrg., 2. Quart., ferner Roſenberg in Jakobi's: „Ueberflüſſiges Taſchenbuch für d. J. 1800" und Scholz: Hamburg u. ſ. Umgebungen. Hamb. 1808. — Senator Pröſch Landhaus ſtach Thöming um 1822. Desgleichen findet ſich das ſchöne Haus auf einem bei Neſtler und Melle um 1842 erſchienenen Tafelkalender dargeſtellt. — Von dem älteſten Wirthshaus in Harveſtehude beſitzen wir keine Abbildung, wohl aber haben wir eine hübſche Anſicht des dort nach der Belagerung wieder erbauten neuen Gaſt-

hauſes von Radl und Schleich, die das Gebäude für Hübbe und Plath's Anſichten der Hanſeſtadt Hamburg ſtachen, nach welchem Kupfer Spekter eine kleine Kopie für Buek's Wegweiſer durch Hamburg fertigte. — Ueber die Unduldſamkeit des Gaſtwirthes Heuß handelt Kriegsrath Cranz Schrift „Heuß und die Juden, Altona 1798", ſowie die Brochure „Hans Velten, Gaſtwirth zu Wandsbeck an ſeinen Gevatter Heuß, Gaſtwirth in Eimsbüttel, Wandsbeck 1798". — Das neue Heußiſche Wirthſchaftsgebäude bringt Wolf's Kupfer zu den Unterhaltungs-Blättern 6. Jahrg., 3. Quart., ſowie zahlreiche neuere Abbildungen. — Die Einladungskarte zum Mondſcheinklub iſt ebenfalls durch eine Vignette geſchmückt, welche Heuß-Hof bei Mondbeleuchtung darſtellt.

Die Ballheimer'ſchen, für den Mondſcheinklub gedichteten Lieder-Verſe finden ſich in deſſen geſammelten Poeſien: „Naturkinder, Coburg 1870". Wie populär übrigens Schlachter Ballheimer ſchon als junger Mann war, erſieht man aus einem Klagelied, welches 1827, als ein Ochſe den Aermſten ſo ſchwer am Knie verletzt hatte, daß das Bein amputiert werden mußte, im redaktionellen Theil von No. 44, Jahrg. 1827 der Zeitung „der Neuigkeitsträger" erſchien.

Von Rainville's Etabliſſement exiſtiert eine überaus große Zahl von Abbildungen. Einige der ſeltenſten ſind: ein Stich zum Hamb. Journal der Moden, 2. Jahrg. Hamb., Meyn, 36½ Cm. lang und 19½ Cm. hoch, ferner Rainville gez. v. Louiſe Klotz, geſt. v. Merklas, dann: Rainville's Garten von L. P. J. Glaſeck, 1841 auf Stein gez. 56 Cm. l. u. 39 Cm. hoch. — Slavshof, deſſen ſchon Wilbrandt in ſeinem um 1772 erſchienenen Buch „Hamburgs Annehmlichkeiten" Seite 20 gedenkt,

ist 1771 von Liebe auf seinem vierten Prospekt „Aussicht aus Altona“ gestochen. Jakob's Etablissement zeichnete Wilh. Heuer für eine bei Gaßmann erschienene Serie Hamb. Ansichten. Auch findet man das hübsche Wirthshaus auf Wilms Panorama des rechten Elbufers, wo auch der später noch einmal für kurze Zeit wieder aufgelebte Slavshof dargestellt ist. — Die üppigen Mahlzeiten der alten Hamburger bei ihren Brunnenkuren schildert sehr eingehend Joh. Heinr. Voß in seiner um 1778 erschienenen Idylle „Der Abendschmaus“. — Die Abbildung der Kuranstalt im Andreasbrunnen findet sich in Buek's Hamburg und seine Umgebungen, 2. Theil, während eine Ansicht des eigentlichen Konversationshauses das bei Berendsohn erschienene Stahlstichwerk „Hamb. i. s. gegenwärtigen Gestalt“ schmückt. Ein ähnliches Bild ziert auch die oben erwähnte, den Hamb. Familien zugesandte Einladungskarte. — Die Entleerung des vor dem Andreasbrunnen haltenden Omnibus, unter Beihülfe des eine Trompete führenden Kondukteurs, sowie des dortigen Portiers bringt eine Meyer'sche Federzeichnung, die zu seinen um 1854 bei Trupp erschienenen „Hamb. Gedichten“ gehört. — Von dem Fortifikationshause ist mir nur eine bildliche Darstellung bekannt, die sich auf dem, Ende vorigen Jahrhunderts erschienenem „Prospekt der Kaiserl. fr. R. u. Handelsst. Hamb. v. J. F. L. Maier“ befindet.— Hübsche Abbildungen des Elbpavillons bringt Peter Suhr, sowohl in seinem Panorama einer Reise von Hamb. n. Altona, wie auch auf s. Ansicht „Hamb. v. d. Vorstadt Hamburgerberg“, während Semmy Hertz „London Tavern“ lithographierte, welche Gastwirthschaft auch von C. Reinhardt in seinem Skizzenbuch v. Hamb. n. Helgoland dargestellt ist. — Interessante Grundrisse der hauptsächlichsten älteren Hamburger Biergärten giebt eine spätere Auflage von Beer's Plan von Hamburg. —

5. Von der Hamburger Schlachtzeit.

Der Dichter des interessanten Ochsenliedes ist Daniel Schiebler, der Verfasser des Gedichtes „Die geliehene Million". —

Ueber das verunglückte Ochsenbratenfest auf der Veddel berichten die damaligen Zeitungen, sowie die Brochuren „Die Ochsenbraten-Predigt" und „Die Neumodische Ochsen-Zeitung."

6. Vom Hamburger Booksbüdel.

Am 16. August 1741 wurde in Hamburg zum ersten Mal von der Schönemannschen Gesellschaft das dreiaktige Lustspiel „der Booksbüdel" gegeben. Dieses von dem hiesigen Buchhalter Borkenstein verfaßte Stück, welches die veralteten Hamburger Gebräuche verspottet, fand einen solchen Anklang, daß es im Lauf der Jahre 88 Aufführungen erlebte. Ein altes bei Dalencon am Berge erschienenes Kalenderbild aus dem vorigen Jahrhundert stellt eine Scene dieses Schwankes dar. — In Begleitung eines Waisenknaben ansagende Dienstmädchen bilden die älteren Kostumwerke ab. — Den „Freizettel-Einfänger" zeichnete Chr. Förster Anfang der 50er Jahre für „die Reform". — Die Häuser am Hafen zu Bergen bis zu Valckenburgs Thurm, in welchem sich die hansischen Kontore befanden, stehen noch heute und sind mehrfach abgebildet. — Daß die Gewerke auch hübsche Sitten konservieren, lehrt ein noch heute gültiger alter Brauch der Maurergesellen. Wenn einer ihrer Kollegen stirbt, so folgen dem Sarge zahlreiche Gesellen, darunter auch einige in Reisekostum gekleidete Maurer, mit Wanderstöcken in der Hand und den Berliner unter dem Arm. Wie die Kollegen einem fremd Gewordenen, der die Stadt

verläßt, eine Strecke weit das Geleit geben, so begleiten sie auch den Verstorbenen, gleichsam als ob er seine Wanderschaft antritt, zum Thor hinaus. Die in Reisetracht Gekleideten stellen die Gesellen dar, welche zugleich mit dem Scheidenden die Reise antreten. — Weitere alte Zunftgebräuche schildert Otto Rüdiger's schöner, wahrhaft kulturgeschichtlicher Roman: „Siegfried Bunstorp's Meisterstück".

Den bei Begräbnissen herrschenden Booksbüdel geißelt Chr. Suhr sehr hübsch auf einem Blatt seines Trachtenwerkes „Brüderschaftsleiche". Die Citronen, welche die Leichenbestatter dort in der Hand tragen, kamen nicht nur allgemein bei Trauerfällen zur Anwendung, sondern sie dienten auch als Ausdruck der Freude, wie denn am 20. März 1685 bei der Einholung des glücklich befreiten Schnitger's der damals noch so beliebte Mann von dem ihm zujubelnden Volke mit Citronen beworfen wurde. —

7. Das tanzende Hamburg.

Die alten Tänze stellen verschiedene Kupfer der hamb. Taschenkalender des vorigen Jahrhunderts dar, während ein den neuen deutschen Walzer aufführendes Paar auf Tab. 5 des „Hamb. Journal der Mode u. Eleganz für 1802" abgebildet ist. —

Fünfzig neue englische Tänze von 6, 8, 12 und 16 Touren bringt der Anhang des um 1794 in Hamburg erschienenen neuen gesellschaftl. Liederbuches. — Ueber die alten Maskeraden berichten ausführl. die damaligen Journale. — Scenen von Hamb. Flügelbällen und Maskeraden findet man in den Nummern 8 und 102 v. J. 1853 und in Nummer 28 v. J. 1871 der „Reform" abgebildet. — Eine Karrikatur auf die Kappenfahrt (Die Wallfahrt nach Friedrichsberg) erschien im Verlag v. Th. Lücke.—

8. Von den Uhlen und alten Bürgerwachen.

Abbildungen von Nachtwächtern bringen die Koſtumwerke von Moraſch, Profeſſor Suhr, „Gallerie der Nationaltrachten“, Lüneburg bei Herold 1806, Dr. Buecks „Trachtenbuch“, das Buch „Hamburg, wie es iſt, trinkt und ſchläft. Hamb. Berendſohn 1835“, wo auch Hauptmann Grapengießer dargeſtellt iſt, ſowie mehrere treffliche Holzſchnitte der „Reform“ von Chr. Förſter. — Die Pferdemarktswache mit der Nachtwächterparade zeichnete P. Suhr. — Auch C. F. Gädechens ſo werthvolles Werk „Das Hamb. Militair bis zum Jahre 1811. Hamb. 1889“ enthält hübſche Zeichnungen der Nachtwächter, während deſſelben Verfaſſers weit verbreitetes Buch „Hamburgs Bürgerbewaffnung“ ſchöne Darſtellungen der alten Bürgerwache giebt. — Das ſatyriſche Lied auf den Aufzug der Bürgerwache „De Suckerkringel Freudenwach“ iſt in Dr. H. R. Ferbers hochintereſſanter, kulturgeſchichtlicher Arbeit „Die Geſellſchafts- und Volkslieder in Hamburg an der Wende des vorigen Jahrhunderts“, in dem Buch „Aus Hamburgs Vergangenheit. Hamb. Leopold Voß 1888“ abgedruckt. — Auf den Bürgerkapitain v. Axen geht das von C. W. Lüders in den „Mittheilungen des Vereins f. Hamb. Geſchichte“ Bd. 7. Seite 119 gebrachte amuſante Kapitains-Lied. Auch iſt hier W. Nathanſens in demſelben Jahrgang Seite 113 veröffentlichte ſchöne Arbeit „Karrikatur auf Hamb. aus d. J. 1806“ zu vergleichen, wo alle auf die alte Bürgerwache herausgekommenen Spottbilder verzeichnet ſind. —

Das in dieſem Kapitel gebrachte kulturgeſchichtlich wichtige Nachtwächterlied hat Dr. Th. Schrader zuerſt in den „Mittheilungen für Hamburg. Geſchichte“ veröffentlicht.

Andere von mir in diesem Abschnitt benutzte Flugschriften sind: „Die Bürgerwache und Wacht-Parade der Nachtwächter in Hamburg. Ein Schauspiel seltener Art. Für 2 vollwichtige Schillinge. 1802". — „Der behaarbeutelte Bürgerwach-Söldling, öffentlich in der Admiralitätsstraße mit wohlverdienten Fuchtelhieben regaliert. Eine fast wunderliche Historia, so geschehen zu Hamburg am 25sten Aprilis Anno Domini 1803. In den Neuigkeitsläden zu bekommen für 3 Schillinge." — „Das in der Nacht zwischen Montag d. 27. und Dienstag den 28. Septemb. 1802 eingeäscherte Drillhaus zu Hamburg. Ein lustiges Trauer-Gedicht. In den Zeitungsläden zu haben für zween Schillinge." — „Die Freudenwache des neuerwählten würdigen Bürgerkapitains Herrn J. H. Peucker, besungen von J. C. H. S., nebst einem Chargen-Gesang den sämmtlichen Herren Obrist-Lieutenants gewidmet. Hamb. d. 8. April 1802. Der Seltenheit wegen 2 Emigranten auf Schreibpp. Auf Druckpapier 4 Schillinge."— „Das seit zehn Jahren zum erstenmale wieder gehaltene Kapitain-Konvivium in Hamburg. Ein Tafelgesang. Nach der Melodie: Auf, auf ihr Brüder u. s. w. Gedichtet von J. C. H. S. Hamb. am 23. Oktober 1802 zu haben an den gewöhnlichen Orten für 2 Schillinge."

9. Von originellen Hamburgern.

Ausführliche Nachrichten über Telemann's Wirken bringt Josef Sittard in seinem Werk: Geschichte des Musik- und Konzertwesens in Hamburg, Altona, Reher 1890. Seite 60 u. ff. — Den originellen alten Hausmakler zeichnete Chr. Förster für die „Reform" vom 16. Juni 1852 und 29. Juli 1854.— Von M. S. Hertz giebt es eine bei Heinr. Möller,

Hamb. erschienene Karrikatur mit der Unterschrift: „Nur immer zu mein Herz u. s. w.“ — J. S. Meyer ist vielfach in scherzhafter Weise gezeichnet worden. Ein sehr ähnliches Portrait brachte die Festnummer der „Reform“ vom 18. März 1863. — Jakob Schmitt versuchte sich auch in Tonmalereien. So besitzen wir von dem vortrefflichen Komponisten u. A. ein Stück: „Das Wettrennen zu Wandsbeck.“ —

10. Von Hamburger Schaustellungen.

Den Seiltänzer Wambach bildet das zum Jahrgang 1802 der Zeitung „Der Briefträger“ gehörende Kupfer ab, während eine Brochure: „Selbstgespräch des gr. Michaelisthurms über den Seiltänzer Wambach auf d. Hamburger Berge 1802“ die ihm erwiesene Theilnahme geißelt. — Kolters Thurmseilbesteigung ist auf P. Suhrs Lithographie: „Vergnügungen in der Vorstadt St. Pauli“ dargestellt. — Euphrosine Braatz wurde von Chr. Förster für No. 8 des 1. Jahrg. d. „Industr. Humoristen“ gezeichnet. — Abbildungen von: Tourniaire, Miß Ella u. a. Kunstreitern bringen ältere Plakate, während die „Reichsfackel“ eine Karrikatur auf Renz enthält. — In „Happeli Relationes“ steht ein Stich des kleinen Männleins in der Schweiz. — Von Paul Butterbrod giebt es vier verschiedene Kupferstiche, die theilweise in Paris gefertigt wurden. —

Den Riesen Anak, sowie Elsbeth Murphy zeichnete Förster für den „Industr. Humorist“.

Den Taschenspieler Pinetti mit seiner Taube bringt das Kupfer zu Bonaventurus Briefträger vom J. 1796, während der berühmte Magier Robin 1853 in der „Reform“ abgebildet wurde.

11. Von den Versetzen.

Die Wolfgang-Wache findet man auf den alten Plänen, desgl. b. Heuer auf seinem großen, bei Fuchs erschienenen Panorama von Hamburg, Blatt: „der Hafen" dargestellt. — Repsold's Beerdigung zeichnete P. Suhr. — Das vielfach abgebildete Baumhaus findet sich schon im „Hesselius". — Roosen's Thurmhaus ist auf fast allen Ansichten der dortigen Gegend vorhanden. Ein treffliches Portrait des Rheders, nebst einer Ansicht seiner Werft besitzen wir von F. C. Löhr und J. C. G. Fritzsch. Das Kupfer ist 42½ Cm. hoch bei einer Breite von 31 Cm. und erschien in Hamburg um 1790. — Sopp's Cigarrenbude stellte Aug. Schliecker dar. — Das schiefe Haus wurde von Wilh. Heuer lithographiert. — Eine hübsche Abbildung eines weiblichen Hamburger Barbiers ist dem Buch „Interessante Erzählungen, Anekdoten Charakterzüge in Beziehung auf den großen Brand in Hamburg. Meyers Zeitungsladen 1842." als Kupfer beigegeben.

12. Vom Hamburger Tabak-, Kaffee- und Theetrinken.

Flugschriften auf das Altonaer Verbot gegen das Rauchen auf den Straßen sind: 1. „Drei Jubel-Lieder der Altonaischen und Hamburgischen Straßen-Raucher. Ein Dankopfer für die wiedergegebene Freiheit des öffentlichen Rauchens in Altona. Am Ende Juli 1802. Kostet an den gewöhnlichen Orten zwei Schillinge." —

2. „Die am Montag den 26. Juli in Altona gestopften Tabacks-Pfeifen, angezündet am 29. Juli Abends 8¾ Uhr 1½ Sekunde, von A. von Schwarz-Roth, Teufelsbrücke 1802". — Hierzu ist auch der Hamburger Taschenkalender vom Jahre 1803 zu vergleichen, da derselbe satyrische, auf den Polizeimeister von Axen bezügliche Kupfer enthält. — Einen sehr lehrreichen Artikel über alte Hamburger Tabacksverhältnisse veröffentlichte E. Fröbel im 7ten Jahrgang der Mittheilungen des Vereins für Hamburger Geschichte.

Werthvolle Notizen über alte Kaffeehäuser enthält Dr. Karl Jakoby's Schrift über die ersten moralischen Wochenschriften Hamburgs am Anfang des 18ten Jahrhunderts. — Eine Karrikatur auf die Kaffeschmuggler bringt das Kupfer zu No. 1 der N. W. m. d. Unterschrift „Die Kaffeträger von Altona nach Hamburg". — Ueber den Kaffeschmuggel handelt u. a. „Die schöne Kaffeträgerin. Eine Geschichte unserer Tage. Hamburg, Bernhardt 1810". Desgl. „Abentheuer des Junker Hans von Birken. Hamburg, Vollmar 1811" pag. 45 und folgende.

13. Vom Hamburger Dom.

Ueber die Domkirche ist außer Stöter's werthvollem Werk auch der betreffende Artikel in E. H. Wichmann's so bedeutendem Buch „Hamburgische Geschichte. Hamb., Otto Meißner, 1888" zu vergleichen.

Den Schappendom zur Weihnachtszeit bringt das sechste Kupfer des im Jahre 1779 beim Buchbinder Cornelius in der ersten Brandstwiete erschienenen

Kalenders. — Ueber die Waaren, welche vor hundert Jahren im Dom ausgeboten wurden, giebt uns der „Relations-Kourier" vom Jahre 1796 Nachricht. — Da bietet Buchbinder Zimmer, der links im Dom seinen Stand hat, Neujahrswünsche, bestehend aus gemalten Aepfeln und Birnen à zwölf Schillinge, Doppelte desgl. à eine Mark, schöne gemalte, zum selben Zweck dienende Beinkleider und Handschuhe à acht Schillinge, atlassene Wünsche à sechs Schillinge, Wünsche auf Bögen aber à zwei Schillinge aus. Unter zahlreichen Almanachen offeriert er den Hamb. Taschenkalender mit Anekdoten für acht Schillinge, Almanach für Kinder zu eine Mark zwei Schillinge, den deutschen und französischen Kalender für vier Schillinge, Desgleichen das gesellschaftliche Liederbuch von 351 Liedern gebunden für zwei Mark. Die 68 englischen Tänze ohne Noten für 12 Schillinge, Lotteriespiele von drei Klassen eine Mark u. s. w. — Aehnliche Sachen führt der Buchbinder Gauß, der sowohl zur Domzeit, wie auch außer derselben seinen Laden in der Domkirche hat. — Buffes und Kompagnie rekommandieren sich während der Domzeit mit englischen und französischen Kupferstichen und stehen von der Kirche rechter Hand aus. Im Dom, vom Domstegel herauf durch die Kirche am Chor vorbei, im ersten schmalen Gang rechter Hand im Gewölbe, wird ganz vorzüglich schönes Spielzeug nach der neuesten und feinsten Art zu den möglichst billigen Preisen angeboten und hinzugefügt, daß man sowohl die Waaren, wie auch die Kommodität dort zu kaufen mit Recht empfehlen könne. —

Händler mit Weihnachts-Pyramiden bildet P. Suhr auf seiner Winterlandschaft „Ecke des neuen und alten Jungfernstiegs und der Binnenalster in Hamburg im December 1840" ab. —

Leidersdorf's Flohtheater und Rundshagen wurden von Chr. Förſter für die „Reform" gezeichnet. Daſſelbe Blatt bringt in den Jahrgängen 1852 bis 55 Abbildungen der Weihnachtsbazare bei Keiling und im Nationalhôtel.

14. Von einem Hamburger Stammtiſch.

Gärtner Harmſen's blühende Agave iſt im Auguſt 1853 in der „Reform" abgebildet worden. — Eine, die Tracht der Quartiersleute erläuternde bildliche Darſtellung iſt dieſem Buche auf dem Umſchlag beigegeben. Das Original, der frei nachgebildeten Illuſtration rührt von Chr. Förſter her, und wurde ſ. Zt. von der, um die Darſtellung Hamb. Volks-Typen ſo hochverdienten Zeitung „Reform" gebracht.

Im Verlag von F. Dörling erſchien:

Das
luſtige alte Hamburg
in Bildern.

Illuſtrationen zu Dr. Borcherdt's kulturhiſtoriſchem Werk.

---

36 Darſtellungen auf 24 Tafeln

theils in
prächtigem Farbendruck theils in künſtleriſch. Lithographie ausgeführt.

Gebunden in elegantem Leinwandband.
Preis 6 Mark.

Um den vielfach an den Herausgeber gelangten Wünschen nach erläuternden Illustrationen zum „Lustigen alten Hamburg" nachzukommen, liegt nunmehr ein Werk vor, das eine Reihe der seltensten, charakteristischsten und interessantesten Hamburgensien, die zur Erläuterung des Dr. Borcherdt'schen Werkes dienen, in getreuen theils farbenprächtigen Reproductionen bringt.

Die Blätter sind zusammengestellt aus der reichhaltigen Sammlung des Verfassers des „Lustigen alten Hamburg" und wurden die originellen Vorlagen von der renommierten Kunst-Anstalt der Herren Leo Kempner & Co. reproduciert.

Das Werk führt auf 24 Tafeln alle jene lustigen Figuren, köstlichen Karrikaturen und kulturhistorischen Gegenstände vor Augen, von denen uns die Bände der Dr. Borcherdt'schen Arbeit erzählen. Die Reproductionen sind in so treuer Weise ausgeführt, daß es selbst dem geübtesten Auge schwer fällt, diese Nachahmungen von den alten Originalen, die

großentheils wegen ihrer außerordentlichen Seltenheit selbst von den eifrigsten Sammlern nicht erworben werden können, zu unterscheiden.

Was diese, den Text des Dr. Borcherdt'schen Werkes, erläuternden Abbildungen darstellen, mag folgende Inhaltsübersicht andeuten:

Hummel. — Kirchhof zur Cholerazeit. — Baetcke und das Eselwettrennen. — Hocker (He is in'n Buddel). — Die erste Sperre am Steinthor. — Karrikatur auf die Thorsperre. — Dannenberg. — Swanenhals. — Dannenberg und das Elysium-Theater. — Die schöne Mariane. — Die Andly'sche Landkutsche. — De Waterpedder. — Der Schiffspavillon. — Heuß' Hof. — Die Erstürmung des Joachimthals durch die Oesterreicher. — Das alte Rainville zur Zeit seiner Erbauung. — Einlaßkarte zum Andreasbrunnen mit Abbildung desselben. — Münch's Trichter vor dem Steinthor. — Die Vorsetzen. — Die Reeperbahn. — Muschü Regen, Werber, Piepenreimers,

Aalweber. — Schlafende Uhlen im Kellerloch. — Alter Schlachter und Zuckerbäcker. — Das anſagende Dienſtmädchen und der Waiſenknabe. — Kaffeſchuckler zwiſchen Altona und Hamburg. — Die alte Bürgergarde: „Dorododo, da kamt ſe her“. — Die alte Fußpoſt. — Der Teufel und ſein Kaſtenträger. — Tanzende Hamburger um 1800. — Trommler der Douane. — Die alten Spielbuden. — Die Alſter mit der alten Arche und Blanchard's Luftballon. — Die Spanier vor'm Millernthor, Kaak ſpielend. — Ueppiger hamburger Schlitten aus der Emigrantenzeit. U. A. m.